Opp. 448 (7

<36604272290011

<36604272290011

Bayer. Staatsbibliothek

Voltair's

ſämtliche

Schriften.

Siebenter Band.

Berlin,
bei Arnold Wever, 1787.

Wb 44/2509

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt der Kapitel.

Seite

Erſtes Kapitel. Vom Könige Ludwig dem *XI.* von Frankreich 1 ; 24.
Zweites Kapitel. Von Bourgogne, und den Schweizern, oder Helvetiern, zu Ludwig's des *XI.* Zeiten, im funfzehnten Jahrhunderte. 24 ; 33.
Drittes Kapitel. Von der Lehnsverfaſſung, nach Ludwig dem *XI.*, im funfzehnten Jahrhunderte. 33 ; 41.
Viertes Kapitel. Von der Ritterſchaft. 41 ; 49.
Fünftes Kapitel. Von dem Adel. 49 ; 66.
Sechstes Kapitel. Von den Turnieren. 66 ; 77.
Siebentes Kapitel. Von den Zweikämpfen. 77 ; 93.
Achtes Kapitel. Von Karl'n dem *VIII.* und dem Zuſtande Europa's, als er die Eroberung von Neapel unternam. 93 ; 98.
Neuntes Kapitel. Europa's Zuſtand am Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Von Teutſchland und hauptſächlich von Spanien. Von der unglüklichen Regierung Heinrich's des *IV.* mit dem Zunamen der Unvermögende. Von Iſabelle und Ferdinand. Einname von Granada. Verfolgung der Juden und Mauren. 99 ; 117.
Zehntes Kapitel. Von dem Zuſtande der Juden in Europa. 117 ; 124.
Elftes Kapitel. Von den Zigeunern. 124 ; 128.
Zwölftes Kapiel. Verfolg des Zuſtandes von Europa im funfzehnten Jahrhunderte. Von Italien. Von der Ermordung des Galeaſſo Sforza in einer Kirche. Von der Ermordung der Mediceer in einer Kirche. Von dem An-

*

Seite
theil, welchen Sixtus der *IV.* an dieſer Verſchwörung hatte. 128 : 138.
Dreizehntes Kapitel. Vom Päbſtlichen Staat, der Republik Venedig, und dem Königreich Neapel, im funfzehnten Jahrhunderte. 139 : 143.
Vierzehntes Kapitel. Von der Eroberung von Neapel durch Karl'n den *VIII.*, König von Frankreich, und Kaiſer. Von Bajazet's des *II.* Bruder Zizim. Vom Pabſt Alexander dem *VI.*, u. ſ. w. 144 : 157.
Funfzehntes Kapitel. Von Savonarola. 157 : 162.
Sechszehntes Kapitel. Von dem Prinzen Pico von Mirandola. 162 : 168.
Siebzehntes Kapitel. Von dem Pabſt Alexander dem *VI.* nnd dem Könige Ludwig dem *XII.* Miſſethaten des Pabſtes und ſeines Sohns. Unglüksfälle des ſchwachen Ludwig's des *XII.* 168 : 179.
Achtzehntes Kapitel. Miſſethaten der Familie Alexander's des *VI.* und Cäſar's Borgia. Verfolg der Händel Ludwig's des *XII.* mit Ferdinand dem Katholiſchen. Tod des Pabſtes. 180 : 191.
Neunzehntes Kapitel. Verfolg der politiſchen Angelegenheiten Ludwig's des *XII.* 191 : 194.
Zwanzigſtes Kapitel. Von dem Bündnis von Kamerich, und den Folgen deſſelben. Von dem Pabſt Julius dem *II.* 195 : 212.
Einundzwanzigſtes Kapitel. Verfolg der Staatshändel Ludwig's des *XII.*, Ferdinand's des Katholiſchen, und des Königs Heinrich's des *VIII.* von England. 212 : 220.
Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Von England und den Unglüksfällen deſſelben nach dem Angriffe von Frankreich. Von Marguerite d'Anjou, der Gemalin Heinrich's des *VI.*, u. ſ. w. 220 : 233.

Seite

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Von Eduard dem *IV*. Von Marguerite d'Anjou, und von dem Tode Heinrich's des *VI*. 233 ≈ 240.

Vierundzwanzigſtes Kapitel. Verfolg der Unruhen in England unter Eduard dem *IV*., unter dem Tyrannen Richard dem *III*. und bis zu dem Ende der Regierung Heinrich's des *VII*. 240 ≈ 254.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Allgemeine Ueberſicht des ſechszehnten Jahrhunderts 254 ≈ 260.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Europa's Zuſtand zu Karl's des *V*. Zeiten. Von Moskau oder Rusland. Abſchweifung, Lappland betreffend. 261 ≈ 306.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Von Teutſchland und dem Römiſchen Reiche im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte. 306 ≈ 313.

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Gebräuche des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts, von Zuſtande der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. 313 ≈ 336.

Neunundzwanzigſtes Kapitel. Von Karl'n dem *V*. und Franz dem *I*. bis zu Karl's Kaiſerwahl im Jahre 1519. Von dem Vorhaben des Kaiſers Maximilian, ſich zum Pabſt zu machen. Von der Schlacht bei Marignano. 336 ≈ 342.

Dreiſſigſtes Kapitel. Von Karl'n dem *V*. und Franz dem *I*. Frankreichs Unglüksfälle. 343 ≈ 356.

Einunddreiſſigſtes Kapitel. Franz des *I*. Gefangennemung. Rom's Plünderung. Soliman wird zurükgeſchlagen. Fürſtenthümer werden vergeben. Einname von Tunis. Frage, ob Karl der *V*. nach der Univerſalmonarchie ſtrebte? Soliman wird in Babylon zum König von Perſien anerkannt. 357 ≈ 371.

Zweiunddreiſſigſtes Kapitel. Franz des *I*. Betragen. Seine Zu≈

Seite
ſammenkunft mit Karl'n dem *V.* Ihre Streitigkeiten und Krieg. Bündnis des Königs von Frankreich und des Sultans Soliman. Franz des *I.* Tod. 372 : 392.
Dreiunddreiſſigſtes Kapitel. Unruhen in Teutſchland. Schlacht bei Mühlberg. Gröſſe und Unglük Karl's des *V.* Seine Thronentſagung. 393 : 399.
Vierunddreiſſigſtes Kapitel. Von Leo dem X. und der Kirche. 399 : 415.
Fünfunddreiſſigſtes Kapitel. Von Luther und Zwingli. Vom Ablas. 415 : 433.
Sechsunddreiſſigſtes Kapitel. Von Zwingli, und von der Urſach, wodurch die Römiſche Religion in einem Theile der Schweiz verhaſſt ward. 433:442.
Siebenunddreiſſigſtes Kapitel. Fortſchritte des Lutherthums in Schweden, Dänemark und Teutſchland. 443:452.
Achtunddreiſſigſtes Kapitel. Von den Wiedertäufern. 451 : 454.
Neununddreiſſigſtes Kapites. Verfolg des Lutherthums und der Wiedertaufe. 454 : 459.
Vierzigſtes Kapitel. Von Genf und Kalvin. 459 : 466.
Einundvierzigſtes Kapitel. Von Kalvin und Servet. 466 : 477.
Zweiundvierzigſtes Kapitel. Von dem Könige Heinrich dem *VIII.* Von der Religionsveränderung in England. 477 : 489.
Dreiundvierzigſtes Kapitel. Verfolg von der Religionsverfaſſung in England. 498:511.
Vierundvierzigſtes Kapitel. Von der Religion in Schottland. 511 : 514.
Fünfundvierzigſtes Kapitel. Von dem Religionszuſtande in Frankreich unter Franz dem I. und ſeinen Nachfolgern. 514 : 533.
Sechsundvierzigſtes Kapitel. Von den Mönchsorden. 533 : 564.
Siebenundvierzigſtes Kapitel. Von der Inquiſition. 564 : 583.

Verſuch

einer

Schilderung der Sitten

und des

Geiſtes der Nationen

wobei die

Hauptthatſachen in der Geſchichte von Karl dem Groſſen an bis zu Ludwig XIII. aufgeſtellt werden.

Vierter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Von dem Könige Ludwig dem *XI.* von Frankreich.

Die Lehnsverfaſſung erreichte in Frankreich bald ihre Endſchaft, als Karl der *VII.* angefangen hatte, durch die Vertreibung der Engländer, durch den Genus ſo vieler mit der Krone vereinigten Provinzen, und endlich durch beſtändige Auflagen, ſeiner Macht einen feſten Grund zu geben.

In Teutſchland befeſtigte ſich aus entgegengeſezter Urſach die Lehnsverfaſſung unter Wahlkaiſern, welche, als Kaiſer, weder Staaten hatten, noch Auflagen genoſſen. Italien war immer in Republiken, und unabhängige Fürſtenthümer, eingetheilt. Unumſchränkte Gewalt

kannte man weder in Spanien, noch im Norden; und England legte, mitten unter ſeinen Uneinigkeiten, den Grund zu jener ſonderbaren Regierungsform, deren Wurzeln immer, und niemals ohne Blut, ſind abgehauen worden, und woraus endlich, nach Jahrhunderten, zum Erſtaunen aller Nationen, die gleiche Miſchung von Freiheit und Königlicher Gewalt erwachſen iſt.

In Frankreich waren nur noch zwei groſſe Lehne, Bourgogne und Bretagne; aber ihre Macht verlieh ihnen Unabhängigkeit, und, ungeachtet ihrer Lehnsgeſeze, wurden ſie in Europa nicht für ſolche Provinzen angeſehn, welche Theile des Königreichs ausmachten. Der Herzog von Bourgogne, Philipp der Gute hatte ſich ſogar ausbedungen, Karl'n dem VII. die Lehnshuldigung nicht zu leiſten, als er demſelben die Ermordung ſeines Vaters, des Herzogs Johann, vergab.

Die Prinzen vom Geblüt hatten in Frankreich Appannagegüter, unter dem Titel von Pairſchaften, welche aber unter dem dauernden Parlamente ſtanden. Die Gutsbeſizer, welche auf ihren Gütern mächtig waren, waren es nicht, wie ehmals, auch im Staate. Jenſeits der Loire war faſt niemand weiter, als der Graf von

Foix, der ſich Prinz von Gottes Gnaden ſchrieb, und Münzen ſchlagen lies. Aber die Lehnsbeſizer und die Gemeinden der groſſen Städte hatten überaus groſſe Vorrechte.

Karl's des VII. Sohn, Ludwig der XI., ward der erſte unumſchränkte König in Europa, ſeit dem Verfall des Hauſes Karl's des Groſſen. Nur nach heftigen Unruhen gelangte er endlich zum ruhigen Beſiz dieſer Gewalt. Sein Leben ſtellt ein ſehr abſtechendes Gemählde dar. Muſſt' er denn, zur Beſchämung und Demütigung der Tugend, verdienen, ein groſſer König genannt zu werden, er, den man als einen ungeratnen Sohn, als einen barbariſchen Bruder, als einen böſen Vater, und als einen treuloſen Nachbar, ſchildert? Er vergällte die lezten Lebensjahre ſeines Vaters, und war Schuld an ſeinem Tode. Der unglükliche Karl der VII. ſtarb bekanntermaaſſen aus Furcht, daß ſein Sohn ihm das Leben nemen würde, und wählte den Hungertod, um dem Gifte zu entgehen, wovor er ſich fürchtete. Schon dieſe Furcht eines Vaters, von ſeinem Sohne vergiftet zu werden, beweiſt nur zu ſehr, daß der Sohn im Verdacht ſtand, eines ſolchen Verbrechens fähig zu ſein.

Wenn man Ludwig's des *XI.* ganzes Betragen hinlänglich erwogen hat, mus man ſich denſelben alsdann nicht als einen Menſchen vorſtellen, der oft ſeine unüberlegten Gewalthätigkeiten durch Kunſtgriffe bemänteln, und Betrügereien durch Grauſamkeiten durchſezen wollte? Wie kommt es, daß, zum Anfang ſeiner Regierung, ſo viele Edle, die es mit ſeinem Vater hielten, und beſonders der berühmte Graf von Dünois, deſſen Degen die Krone ſo mächtig geſchüzt hatte, das Bündnis der öffentlichen Wohlfahrt gegen ihn ſchloſſen! Sie machten ſich gewis nicht die Schwachheit des Thrones zu Nuze, wie das ſo oft ſonſt der Fall war. Aber Ludwig der *XI.* hatte ſeine Gewalt gemisbraucht. Fällt es nicht in die Augen, daß der Vater, durch die Fehler, die er gemacht, und durch ſein Unglük belehrt, gut regiert hatte, und daß der Sohn, durch ſeine Macht übermütig, gleich anfangs ſchlecht regierte?

1465. Dieſes Bündnis brachte ihn in Gefahr, ſeine Krone und ſein Leben zu verlieren. Die bei Montlheri gelieferte Schlacht entſchied nichts; aber gewis iſt es, daß er ſie verlor, weil ſeine Feinde das Schlachtfeld behaupteten, und er gezwungen ward, alles einzugehn, was ſie ver-

langten. Den ſchimpflichen Vertrag von Conflans konnte er nicht anders verwinden, als dadurch, daß er ihn in allen Stükken brach. Nie erfüllte er einen Eidſchwur, es wäre denn, daß er bei einem Stükchen Holz geſchworen hätte, das man das wahre Kreuz von Saint-Lo nannte; denn er glaubte mit dem Pöbel, daß derjenige, der bei dieſem Stük Holz falſch geſchworen habe, unfehlbar in eben demſelben Jahre ſterben müſſte.

Der Barbar lies, nach dem Vertrage, verſchiedne Bürger von Paris in's Waſſer werfen, weil er ſie in Verdacht hatte, daß ſie es mit ſeinem Gegner hielten. Man band ſie paarweiſe in einen Sak. Das bezeugt die Chronik von Saint-Denis. Er konnte die Verbündeten endlich nicht anders trennen, als dadurch, daß er einem jeden einräumte, was er verlangte. So war Schwachheit ſelbſt in den Beweiſen ſeiner Geſchiklichkeit ſichtbar.

Er machte ſich Karl'n, den Sohn Philipp's des Guten, den Herrn von Bourgogne, der Franche-Comté, von Flandern, Artois, den feſten Pläzen an der Somme, und von Holland, zum unverſöhnlichen Feinde. Er hatte die Lütticher aufgehezt, dieſem Herzoge von

Bourgogne ungetreu zu werden, und die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Zu gleicher Zeit liefert er ſich ſelbſt demſelben zu Peronne in die Hände, und glaubt, ihn dadurch deſto beſſer zu täuſchen. Welche elende Politik! Dafür muſſt' er ſich auch, ſobald es entdekt war, in dem Schloſſe von Peronne gefangen halten laſſen, und ſahe ſich genötigt, in dem Gefolge ſeines Vaſallen, ſelbſt gegen die Lütticher zu marſchiren, die er in die Waffen gebracht hatte. Giebt es wohl eine gröſſere Demütigung?

Er war nicht allein ſelbſt immer treulos, ſondern er zwang auch den Herzog Karl von Bourgogne, es zu ſein; denn dieſer Prinz war, von Kindheit an, hizig, heftig, und verwegen, aber allem Betruge feind. Ludwig der *XI.* betrog alle ſeine Nachbarn, und reizte ſie dadurch, ihn wieder zu betrügen. Zu dieſen wechſelſeitigen Betrügereien kamen die wildeſten Grauſamkeiten hinzu. Beſonders hielt man es damals nach dem Kriegsrechte für billig, die Kriegsgefangenen hängen, erſäufen, oder niederhauen zu laſſen, und in den eroberten Städten Greiſe, Weiber und Kinder, umzubringen.

Der nachmalige Kaiſer Maximilian lies, nach ſeinem Siege bei Guinegaſte, um Repreſſa-

lien zu üben, einen Gascogniſchen Hauptmann aufhängen, der, mit vieler Tapferkeit, ein Schlos gegen ſeine ganze Armee vertheidigt hatte; und **Ludwig** der *XI.* übte neue Repreſſalien, und lies funfzig Edelleute von Maximilian's Armee, die ihm in die Hände gefallen waren, am Galgen ſterben. **Karl von Bourgogne** rächte ſich, wegen noch andrer Grauſamkeiten des **Königs**, dadurch, daß er in der auf Diskretion eingenommnen Stadt Dinant alles niedermachen, und die Stadt in Aſche legen lies.

Ludwig der *XI.* fürchtet ſich vor ſeinem Bruder, dem Herzog von Berri, und dieſer Prinz wird von ſeinem Beichtvater, einem Benediktinermönch, Namens Favre Veſois, vergiftet. Dies iſt keine von den zweideutigen Vergiftungen, welche die boshafte Leichtgläubigkeit der Menſchen ohne Beweis angenommen hat. Der Herzog von Berri ſpeiſte mit 1472.
der Frau von Montſorau, ſeiner Liebſchaft, und mit ſeinem Beichtvater, zu Abend. Dieſer läſſt für ſie einen Pfirſich von ungemeiner Gröſſe bringen. Das Frauenzimmer ſtirbt unmittelbar, nachdem ſie davon gegeſſen hat; der Prinz verfällt in heftige Zukkungen, und ſtirbt eine Weile nachher.

Odet Daidie, ein braver Edelmann, will den Ermordeten rächen, dem er immer angehangen hatte. Er führt den Mönch, den Giftmiſcher, weit von Ludwig, nach Bretagne. Ihm wird in voller Freiheit der Proces gemacht, und an demſelben Tage, da dieſem Mönch das Urtheil geſprochen werden ſoll, findet man ihn todt in ſeinem Bette. Ludwig der *XI.* läſſt, um das öffentliche Murren zu ſtillen, die Akten des Proceſſes einſchikken, und ſezt eine Kommiſſion nieder, die nichts entſcheidet, und vom Könige mit Wohlthaten überhäuft wird.

In Europa zweifelte niemand daran, daß Ludwig dieſes Verbrechen begangen hätte, er, der, als Dauphin ſchon, ſeinem Vater Karl dem VII. Furcht vor einem Vatermord eingejagt hatte. Die Geſchichte darf ihn deſſen nicht ohne Beweis beſchuldigen; aber beklagen mus ſie ihn, daß er es verdiente, einen ſolchen Verdacht zu erregen. Hauptſächlich mus ſie die Anmerkung machen, daß jeder Fürſt, der eines bewieſnen Verbrechens ſchuldig iſt, auch für die verwegnen Urtheile verantwortlich bleibt, die über alle ſeine Handlungen gefällt werden.

So war Ludwig's *XI.* Betragen gegen ſeine Vaſallen, nnd gegen ſeine Verwandten, be-

ſchaffen. Wir wollen nun ſehn, wie er ſich gegen ſeine Nachbaren betrug. Der König Eduard der IV. von England landet in Frankreich, um zu verſuchen, ob er ſich nicht wieder in die Eroberungen ſeiner Väter einſezen kann. Ludwig konnt' ihm eine Schlacht liefern, will ihm aber lieber Tribut geben. Er bringt die vornemſten Engliſchen Officiere auf ſeine Seite, läſſt der ganzen Armee Wein austheilen, und erkauft die Rükkehr dieſes Heeres nach England. Wär' es nicht eines Königs von Frankreich würdiger gewesen, ſich durch das Geld, womit er einen auf ſeinem eignen Throne nichts weniger als feſt ſizenden Fürſten blendete, den er fürchtete, und nicht fürchten ſollte, in den Stand zu ſezen, ihm die Spize zu bieten, und zu ſiegen? 1475.

Groſſe Seelen pflegen mit Kühnheit berühmte Günſtlinge, und geprüfte Miniſter, ſich zu wählen. Ludwig der *XI.* hatte zu ſeinen Vertrauten und Miniſtern faſt lauter Menſchen vom niedrigſten Stande, und zwar ſolche, deren Herz noch niedriger war, als ihre Geburt.

Es giebt wenig Tyrannen, welche mehr Bürger des Staats von Henkershänden, und unter mehr ausgeſuchten Martern, hätten hinrichten laſſen. Die Jahrbücher der damaligen

Zeit zälen viertauſend Unterthanen auf, welche, unter ſeiner Regierung, theils öffentlich, theils heimlich, ſind hingerichtet worden. Die unterirdiſchen Gefängniſſe, die eiſernen Käfige, die Ketten, womit man ſeine Schlachtopfer belegte, ſind Denkmäler von dieſem Monarchen, die man mit Grauſen und Entſezen betrachtet.

Man mus ſich wundern, daß der Pater Daniel der Hinrichtung des Herzogs Jaques
1477. d'Armagnac von Nemours, eines anerkannten Abkömmlings vom Chlodowich, kaum erwähnt. Die Umſtände ſeines Todes, und die Zurüſtungen dazu, die Theilung ſeines Vermögens, und die Gefängniſſe, worinn ſeine junge Kinder, bis zu Ludwig's des XI. Tode, eingeſperrt wurden, ſind traurige und intereſſante Gegenſtände der Neugierde. Das Verbrechen dieſes Prinzen iſt nicht eigentlich bekannt. Er ward durch dazu ernannte Kommiſſare gerichtet, und daraus könnte man wohl den Schlus machen, daß er nicht ſchuldig war.

Einige Geſchichtſchreiber beſchuldigen ihn, auf eine unbeſtimmte Weiſe, er hätte ſich der Perſon des Königs bemächtigen, und den Dauphin umbringen laſſen wollen. Eine ſolche Beſchuldigung verdient keinen Glauben. Wie konn-

te ein kleiner Fürſt, vom Fuſſe der Pyrenäiſchen Gebirge her, wohin er geflüchtet war, Ludwig den *XI.*, der in ſeinem Königreiche allmächtig und unumſchränkt war, mitten im Frieden, gefangen nemen? Der Gedanke, den Dauphin umzubringen, der noch ein Kind war, und den Vater leben zu laſſen, iſt auch eine von jenen ausſchweifenden Grillen, die einem Staatsmanne nicht einfallen. Wahr und bewieſen iſt es, daß Ludwig der *XI.* das Haus der Armagnacs verabſcheute, daß er den Herzog von Nemours, im Jahre 1477., zu Carlat feſtnemen, und in der Baſtille in einen eiſernen Käfig einſperren lies. Nachdem er ſelbſt die ganze Inſtruktion des Proceſſes aufgeſezt hatte, ſchikte er ihm Richter zu, unter welchen ſich Philipp von Comines befand, ein berüchtigter Verräter, der, nachdem er, lange Zeit hindurch, dem Könige die Geheimniſſe des Hauſes Bourgogne verkauft hatte, endlich in Franzöſiſche Dienſte trat, und deſſen Memoires geſchäzt werden, ob ſie gleich mit der Zurükhaltung eines Höflings geſchrieben ſind, der, auch nach Ludwig's des *XI.* Tode, ſich noch ſcheute, die Wahrheit zu ſagen.

Auf Befel des Königs ward der Herzog von Nemours in dem eiſernen Käfig verhört, in demſelben gefoltert, und empfing auch ſeine Sentenz darinn. Hernach lies man ihn in einem ſchwarzausgeſchlagnen Zimmer beichten. Die Beichte fing an, unter die den Verurtheilten erwieſne Gnadenbezeugungen gerechnet zu werden. Die ſchwarze Bekleidung der Zimmer war für die Prinzen im Gebrauch. So war Konradin zu Neapel, und Marie Stuart in England, hingerichtet worden. Bei den Abendländiſchen Chriſtlichen Völkern war man auch in den Ceremonien barbariſch, und dieſe ausſtudirte Unmenſchlichkeit findet ſich nirgends, als bei ihnen. Die ganze Begnadigung, welche dieſer unglükliche Prinz erhalten konnte, beſtand darinn, daß er in einer Franciskanerkutte begraben werden ſollte; eine Begnadigung, die des Aberglaubens dieſer ſchreklichen Zeiten, der ihrer Grauſamkeit die Wage hielt, würdig war!

Was aber ſonſt niemals gebräuchlich war, das that Ludwig der XI. Er lies nemlich in den Pariſer Hallen die jungen Kinder des Herzogs unter das Blutgerüſt ſtellen, damit das Blut ihres Vaters auf ſie herab flieſſen muſſte. Sie wurden, ganz mit ſeinem Blute bedekt, wieder

hervorgezogen, und in dieſem Zuſtande in die Baſtille gebracht, und in Löcher eingeſperrt, welche die Form eines Tragekorbs hatten, wo die Unbequemlichkeit der Stellung für ihren Körper eine immerwährende Marter war. Man ris ihnen, in verſchiednen Zeitabſäzen, die Zähne aus. Dieſe Art von Marter, die eben ſo niederträchtig als verabſcheuungswürdig iſt, war damals gewöhnlich. So behandelte man, zu den Zeiten des Königs Johann von Frankreich, Eduard des III. von England, und des Kaiſers Karl's des IV., die Juden in Frankreich, England, und verſchiednen Städten Teutſchlands, um ihr Geld zu bekommen. Die einzelnen Umſtände von den unerhörten Qualen, welche die Prinzen von Nemours-Armagnac ausſtehn mußten, würden unglaublich ſein, wenn ſie nicht durch die Bittſchrift beſtätigt würden, welche dieſe unglükliche Prinzen, nach Ludwig's des *XI.* Tode, im Jahre 1483. den Ständen des Reichs übergaben.

Nie herrſchte weniger Ehrliebe in Frankreich, als unter dieſer Regierung. Die Richter ſchämten ſich nicht, das Vermögen desjenigen zu theilen, den ſie verurtheilt hatten. Der Verräter Philipp de Comines, der den Herzog von

Bourgogne ſo niederträchtig verraten hatte, und mit noch gröſſrer Niederträchtigkeit einer von den Kommiſſaren geworden war, die ihn richteten, bekam die Güter des Herzogs im Doornykſchen.

Die vorhergehenden Zeiten hatten ſtolze und barbariſche Sitten hervorgebracht, in welchen zuweilen Heldengeiſt athmete. Karl's des VII. Regierung hatte einen Dünois, la Tremouille, Cliſſon, Richemont, Saintraille, la Hire, und Parlamentsglieder von groſſen Verdienſten, aufzuweiſen gehabt; aber unter Ludwig dem *XI.* lebte kein einziger groſſer Mann. Er machte die Nation niederträchtig; es gab keine Tugend mehr; Gehorſam galt für alles, und das Volk war zulezt ruhig, ſo wie die Ruderſklaven in einer Galeere.

Dieſes argliſtige und harte Herz hatte doch zwei Neigungen, welche ſeinen Sitten mehr Menſchlichkeit hätten geben können, nemlich die Liebe und die Andacht. Er hatte Buhlſchaften, und von denſelben drei unechte Kinder; er hielt neuntägige Andachten, und machte Wallfahrten. Aber ſeine Liebe hatte das ganze Gepräge ſeines Karakters an ſich, und ſeine Andacht war im

Grunde nichts, als abergläubiſche Furcht einer ſchüchternen und zerrütteten Seele.

Er war immer mit Reliquien behangen, und trug das Bildnis Unſerer lieben Frauen von Blet an ſeiner Müze, die er, wie man behaupten will, immer um Verzeihung eines jeden Meuchelmords anrief, ehe er denſelben beging. Der heiligen Jungfrau ſchenkte er die Grafſchaft Boulogne mittelſt förmlichen Kontrakts. Die Frömmigkeit beſteht aber gar nicht darinn, die Mutter Marie zur Gräfinn zu machen, ſondern Handlungen zu vermeiden, wogegen das Gewiſſen ſich empört, welche Gott beſtrafen mus, und welche die heilige Jungfrau nicht billigen kann.

Er führte die Italieniſche Gewohnheit ein, des Mittags die Betglokke zu läuten, und ein Ave Maria zu beten. Von dem Pabſt erbat er ſich das Vorrecht, einen Chorherrnmantel zu tragen, und ſich noch einmal aus dem Oelfläſchchen zu Rheims ſalben zu laſſen.

Als er endlich die Annäherung des Todes 1483. fühlte, ſchlos er ſich auf dem Schloſſe zu Pleſſis-les-Tours ein, lies keinen ſeiner Unterthanen vor, verſammelte ſeine Leibwacht um ſich, war äuſſerſt unruhig, und lies einen Einſiedler, Namens Franz Martorillo, aus

Kalabrien holen, der hernach unter dem Namen des heiligen Franciſkus de Paula verehrt ward. Dieſem warf er ſich zu Füſſen, und bat ihn mit Thränen, Gott für ihn zu bitten, und ihm das Leben zu verlängern; als wenn die ewige Ordnung der Dinge ſich unterbrechen ſollte, wenn ein Kalabrier in einem Franzöſiſchen Dorfe ſeine Stimme erhebt, um eine ſchwache und nichtswürdige Seele in einem abgenuzten Körper länger zurükzuhalten, als die Natur es erlaubt.

Unterdeſſen daß er ſo bei einem fremden Einſiedler um ſein Leben bettelt, glaubt er, den Ueberreſt deſſelben dadurch von neuem zu beſeelen, daß er Blut von jungen Kindern trinkt, in der leidigen Hofnung, dadurch die Schärfe des ſeinigen zu verbeſſern. Dies war eine von den Ausſchweifungen der Unwiſſenheit damaliger Zeiten in der Heilkunde, die ſich von den Juden herſchrieb, daß man Greiſen, die vom Schlage gerührt, oder auſſäzig, oder mit der fallenden Sucht behaftet waren, das Blut von jungen Kindern zu trinken gab.

Man kann, mitten im Schoos aller Glükſeligkeiten, kein traurigeres Schikſal erleben, als wenn man von allen Empfindungen des Ueber-

druſſes

druſſes und der Langenweile, von Gewiſſensbiſ-ſen, von der Furcht und von dem ſchmerzlichen Bewuſſtſein von jederman verflucht zu werden, gequält wird.

Er iſt indeſſen der erſte unter den Königen von Frankreich, der auf immer den Namen des Allerchriſtlichſten annam, ungefähr zu eben der Zeit, da der durch Treuloſigkeiten eben ſo ſehr, als durch Eroberungen, berühmte Ferdinand von Arragonien ſich den Namen der Katholiſche beilegte. So viele Laſter benamen Ludwig dem *XI.* ſeine gute Eigenſchaften nicht. Er hatte Mut; wuſſte Königliche Geſchenke zu geben; kannte die Menſchen, und die Geſchäfte; wollte die Gerechtigkeit gehandhabt wiſſen, und wenigſtens nur allein die Erlaubnis haben, ungerecht zu ſein.

Das von der Peſt entvölkerte Paris ward, durch ſeine Fürſorge, wieder bevölkert; freilich mit vielen nichtswürdigen Leuten, die aber, durch ſtrenge Policei, zu Bürgern umgeſchaffen wurden. Zu ſeiner Zeit ſollen in dieſer Stadt achtzigtauſend Bürger geweſen ſein, die die Waffen tragen konnten. Ihm hat das Volk die erſte Demütigung der Groſſen zu verdanken. Etwa funfzig Familien haben darüber gemurrt, und

mehr als fünfmalhunderttauſend konnten ſich darüber freuen. Er verhinderte, daß das Parlament und die Univerſität zu Paris, — zwei gleich unwiſſende Collegia, weil damals alle Franzoſen unwiſſend waren, — die erſten Buchdrukker, die aus Teutſchland nach Frankreich kamen, nicht als Hexenmeiſter verfolgen durften.

Von ihm ſchreibt ſich die erſte Einrichtung der Poſten her; nicht, wie ſie heut zu Tage in Europa eingeführt iſt, ſondern er ſtellte nur die *Veredarii* Karl's des Groſſen, und des alten Römiſchen Reichs, wieder her. Zweihundertunddreiſſig von ihm beſoldete Kuriere brachten ſeine Befele ohne Aufſchub an Ort und Stelle. Privatperſonen konnten ſich der für dieſe Kuriere beſtimmten Pferde bedienen, wenn ſie auf eine Station von vier Franzöſiſchen Meilen zehn Sous für jedes Pferd bezalten. Briefe wurden durch die Königlichen Kuriere von einer Stadt zur andern gebracht. Dieſe Policeieinrichtung war lange Zeit blos in Frankreich bekannt. Er wollte auch einerlei Maas und Gewicht in ſeinen Staaten einführen, wie es unter Karl'n dem Groſſen geweſen war. Kurz, er bewies, daß ein böſer Menſch die öffentliche

Wohlfahrt befördern kann, wenn ſein Privatnuzen nicht dabei leidet.

Die Auflagen unter Karl'n dem VII., ohne die Einkünfte von ſeinen Domänengütern zu rechnen, beliefen ſich auf ſiebzehnmalhunderttauſend Livres. Unter Ludwig dem *XI.* ſtiegen ſie bis auf vier Millionen, und ſiebenmalhunderttauſend Livres; und weil damals zehn Livres eine Mark ausmachten, ſo betrug dieſe Summe dreiundzwanzig Millionen, und fünfmalhunderttauſend Livres in heutigem Gelde. Wenn man, nach dieſem Verhältniſſe, den Preis der Waaren unterſucht, und vornemlich des Getreides, welches den Hauptartikel ausmacht, ſo findet man, daß der Preis um die Hälfte geringer war, als jezt. Mit dreiundzwanzig Millionen richtete man alſo damals genau eben ſo viel aus, als jezt mit ſechsundvierzig.

So mächtig war Frankreich, ehe Bourgogne, Artois, die Städte an der Somme, die Provence, und Anjou, von Ludwig dem *XI.* der Franzöſiſchen Monarchie einverleibt wurden. Das Königreich ward bald das mächtigſte in Europa. Es glich einem Strom, der durch die Aufname von zwanzig andern Flüſſen iſt vergröſ-

ſert, und von dem Schlamm gereinigt worden, der ſeinen Lauf ſo lange getrübt hat.

Damals fing man an, der Gewalt auch Titulaturen beizulegen. Ludwig der *XI.* war der erſte König von Frankreich, dem man zuweilen den Titel Majeſtät gab, den bisher der Kaiſer allein geführt hatte, den aber die Teutſche Kanzlei, bis auf unſre jezige Zeiten, niemals einem Könige gegeben hat. Die Könige von Arragonien, Kaſtilien und Portugal, führten den Titel Hoheit. Zu dem Könige von England ſagte man Euer Gnaden. Zu Ludwig dem *XI.* hätte man ſagen können, Euer Despoterei.

Wir haben geſehn, durch wie viel glükliche Verbrechen er dazu gelangte, nach der Einführung des groſſen Lehnsſyſtems, der erſte unumſchränkte König von Europa zu werden. Ferdinand der Katholiſche konnt' es in Arragonien niemals dahin bringen. Iſabelle bereitete, durch ihre Geſchiklichkeit, die Kaſtilier zum leidenden Gehorſam vor, regierte aber nicht deſpotiſch. Jeder Staat, jede Provinz, jede Stadt in ganz Europa, hatten ihre Privilegien. Die Lehnsherren beſtritten oft dieſe Privilegien, und die Könige ſuchten beides die Lehnsherren und die

Städte unter ihren Gehorſam zu bringen. Keiner gelangte damals dazu, als Ludwig der *XI.*, aber nur dadurch, daß er das Blut eines Armagnac und Lüxembourg auf der Henkersbühne flieſſen lies, alles ſeinem Argwohn zum Opfer ſchlachtete, und die Vollſtrekker ſeiner Rache reichlich bezalte. Iſabelle von Kaſtilien ging ſchlauer, und ohne Grauſamkeit, zu Werke. Das Herzogthum Placentia, zum Beiſpiel, ſollte mit der Krone vereinigt werden; was thut Iſabelle? Durch heimliche Ueberredungeu und Geld hezt ſie die Vaſallen des Herzogs von Placentia zur Empörung gegen ihn auf. Sie rotten ſich zuſammen, verlangen, Vaſallen der Königin zu ſein, und die gute Iſabelle gewährt ihnen ihre Bitte — aus Gefälligkeit.

Ludwig der *XI.*, indem er ſeine Macht über die Unterthanen durch Strenge vergröſſerte, erweiterte auch das Reich durch ſeine Erwerbſamkeit. Er lies ſich die Provence von dem lezten ſouveränen Grafen dieſes Staats ſchenken, und entris alſo dem Kaiſer einen Lehnsmann, ſo wie Philipp von Valois ſich hatte das Delphinat geben laſſen. Auch Anjou und Maine, welche gleichfalls dem Grafen von Provence gehörten, wurden mit der Krone vereinigt. Ge-

ſchiklichkeit, Geld, und Glük erweiterten immer nach und nach das Königreich Frankreich, welches, ſeit Hugo Kapet, ſehr unbedeutend geweſen war, und welches die Engländer faſt gänzlich vernichtet hatten. Eben daſſelbe Glük vereinigte Bourgogne mit Frankreich und die Fehler des lezten Herzogs gaben dem Staatskörper eine Provinz wieder, welche aus Unvorſichtigkeit von demſelben getrennt war.

Dieſe Zeit war in Frankreich der Uebergang von der Anarchie zur Tyrannei. Dieſe Veränderungen kommen niemals ohne groſſe Erſchütterungen, zu Stande. Vorher unterdrükten die Lehnsherren, und unter Ludwig dem *XI.* wurden ſie unterdrükt. Die Sitten verbeſſerten ſich nicht, weder in Frankreich, noch in England, noch in Teutſchland, noch in Norden. Barbarei, Aberglaube und Unwiſſenheit, bedekten die ganze Oberfläche des Erdbodens, Italien ausgenommen. Die Päbſtliche Macht erhielt immer alle andre Mächte in der Knechtſchaft, und die Thierdummheit aller Völker jenſeits den Alpen war die wahre Stüze dieſer wunderbaren Macht, gegen welche ſich ſo viel Fürſten, von Jahrhundert zu Jahrhundert, vergeblich aufgelehnt hatten.

Ludwig der *XI.* bog ſeinen Nakken in dieſes Joch, um daheim deſto beſſer Herr zu ſein. Rom's Vortheil war es unſtreitig, wenn die Völker dumm waren, und in dieſem Stük ward ihm allenthalben nach Wunſch gewillfahrt. Zu Köln war man dumm genug, zu glauben, daß man die verfaulten Knochen dreier angeblichen Könige zu beſizen glaubte, welche, wie man ſagt, aus Morgenlande kamen, um dem Kinde Jeſus im Stalle Gold zu bringen. Man ſchikte Ludwig dem *XI.* einige Ueberbleibſel dieſer Leichname, die man für die Körper der drei Monarchen ausgab, von welchen in den Evangeliſten kein Wort ſteht, und bildete dieſem Fürſten ein, daß nur verfaulte Königsknochen einen König heilen könnten.

Man hat einen ſeiner Briefe an, ich weis nicht, welchen Prior Unſrer Lieben Frau zu Salles aufbewahrt, worinn er beſagte Unſre Liebe Frau bittet, ihm das viertägige Fieber zuzuſchikken, weil, ſagt er, die Aerzte ihm verſicherten, daß nur das viertägige Fieber ſeiner Geſundheit zuträglich wäre. Die unverſchämte Scharlatannerie der Aerzte war alſo eben ſo gros, als Ludwig's des *XI.* Dummheit, und ſeine Dummheit hielt ſeiner Tyrannei die Wage. Dieſe

Schilderung paſſt nicht blos auf dieſen Monarchen, ſondern beinahe auf ganz Europa. Man braucht nur die Geſchichte jener Zeiten zu kennen, um es zu verachten. Wär' es nicht für Fürſten und Privatperſonen einigermaaſſen vortheilhaft, ſich von den Revolutionen ſo vieler barbariſchen Regierungen zu unterrichten, ſo könnte man ſeine Zeit nicht übler anwenden, als zur Leſung der Geſchichte.

Zweites Kapitel.

Von Bourgogne, und den Schweizern, oder Helvetiern, zu Ludwig's des *XI.* Zeiten, im funfzehnten Jahrhunderte.

Karl der Kühne, welcher in grader Linie von dem Könige Johann von Frankreich abſtammte, beſas das Herzogthum Bourgogne, als eine Appanage ſeines Hauſes, nebſt den von Karl'n dem VII. abgetretnen Städten an der Somme. Durch Erbrecht beſas er die Franche-Comté, Artois, Flandern, und beinahe ganz

Holland. Seine Stádte in den Niederlanden blühten durch Handel, einen Handel, welcher anfing, dem von Venedig gleich zu kommen. Antwerpen war die Niederlage für die nördlichen Nationen. Funfzigtauſend Zeugmacher beſchäftigten ſich in Gent mit der Wollweberei. Brügge führte eben ſo groſſen Handel, als Antwerpen. Arras war, ſeiner ſchönen Tapeten wegen, berühmt, die noch jezt in Teutſchland, England und Italien, unter dieſem Namen bekannt ſind. Sie heiſſen nemlich *Arazzi*.

Die Fürſten hatten damals die Gewohnheit, ihre Länder zu verkaufen, wenn ſie Geld brauchten, wie man heut zu Tage ſein Landgut, oder ſein Haus, verkauft. Dieſe Gewohnheit war, ſeit den Kreuzzügen, eingeführt. Der König Ferdinand von Arragonien verkaufte das Land Rouſſillon an Ludwig den *XI.* mit Vorbehalt des Wiederkaufs. Der Herzog Karl von Bourgogne hatte eben Geldern gekauft. Ein Herzog von Oeſtreich verkaufte ihm noch dazu alle Domänen, die er im Elſas, und in der Nachbarſchaft der Schweizer, beſas. Dieſe Erwerbung war ungleich mehr wehrt, als Karl dafür bezalt hatte.

Er ſahe ſich im Beſiz eines zuſammenhängenden Staats von den Ufern der Somme an bis

an die Thore von Strasburg. Er durfte nur genieſſen. Wenig Könige in Europa waren ſo mächtig, als er; kein einziger war reicher und prächtiger. Sein Vorhaben war, ſeine Staaten zum Königreich erheben zu laſſen. Dies konnte für Frankreich einſt ſehr nachtheilig werden. Es kam anfänglich nur darauf an, das Diplom vom Kaiſer Friedrich dem III. zu erkaufen. Die Gewohnheit war noch im Gange, den Königstitel von den Kaiſern zu erbitten; dies war eine Ehre, die man noch der alten Römiſchen Gröſſe erzeigte. Die Unterhandlung ſchlug fehl, und Karl von Bourgogne, welcher Willens geweſen war, Lothringen und die Schweiz mit ſeinen Staaten zu vereinigen, konnte, wenn ihm dieſes geglükt wäre, ſicher darauf rechnen, ſich, ohne irgend eines Menſchen Erlaubnis, ſelbſt zum Könige zu machen.

Er ſuchte ſeinen Ehrgeiz auf keine Weiſe zu verbergen, und dies iſt die eigentliche Urſach, warum man ihm den Beinamen, des Kühnen gab. Aus der Art, wie er die Deputirten der
1474. Schweiz aufnam, kann man auf ſeinen Hochmut ſchlieſſen. Schriftſteller dieſes Landes verſichern, daß der Herzog dieſe Deputirten zwang, ihn knieend anzureden. Dies iſt ein ſeltſamer

Widerſpruch in den Sitten eines freien Volks, welches bald nachher ſein Ueberwinder war.

Der Grund, worauf ſich die Forderung des Herzogs von Bourgogne ſtüzte, welcher ſich die Helvetier unterworfen hatte, war dieſer. Verſchiedne Schweizeriſche Flekken lagen mitten in den von dem Herzoge von Oeſtreich an Karl'n verkauften Domänengütern. Er glaubte, Sklaven gekauft zu haben. Die Deputirten der Gemeinden ſprachen knieend mit dem Könige von Frankreich, und der Herzog von Bourgogne hatte die Hofſitte der Häupter ſeines Hauſes beibehalten. Wir haben übrigens angemerkt, daß einige Könige, nach des Kaiſer Beiſpiel, verlangt hatte, daß man ein Knie beugen ſollte, wenn man mit ihnen ſpräche, oder ihnen etwas überreichte, und daß dieſer Aſiatiſche Gebrauch vom Konſtantin, und ſchon vorher vom Diokletian, war eingeführt worden. Eben daher rührt auch die Gewohnheit, daß ein Vaſall ſeinem Lehnsherrn knieend huldigte. Daher auch der Gebrauch, dem Pabſt den rechten Fus zu küſſen. Es iſt die Geſchichte der menſchlichen Eitelkeit.

Philipp von Comines, und die Menge der Geſchichtſchreiber, die ihm gefolgt ſind, behaupten, daß der für den Herzog von Bour-

gogne ſo verderbliche Krieg gegen die Schweizer, wegen eines Karrn mit Hammelfellen, entſtanden ſei. Der geringfügigſte Anlas zum Streit verurſacht einen Krieg, wenn die Neigung zum Kriegführen vorhanden iſt; aber Ludwig der *XI.* hatte ſchon lange die Schweizer gegen den Herzog von Bourgogne aufgehezt, und es waren, vor der Geſchichte mit dem Karrn, ſchon von beiden Seiten Feindſeligkeiten vorgefallen. Zuverläſſig war Karl's Ehrgeiz die einzige Urſach des Krieges.

Es waren damals nur acht Schweizeriſche Kantone im Bündnis. Freiburg, Solothurn, Schafhauſen und Appenzell waren der Union noch nicht beigetreten. Die reiche, und durch ihre Lage am Rhein mächtige, Reichsſtadt Baſel war noch kein Mitglied dieſes aufkeimenden Freiſtaats, der blos durch ſeine Armut, Sitteneinfalt, und Tapferkeit, bekannt war. Die Abgeordneten von Bern kamen, um dieſem ehrgeizigen Fürſten die Vorſtellung zu machen, daß ihr ganzes Land nicht ſo viel wehrt wäre, als die Spornen ſeiner Ritter. Dieſe Berner fielen nicht auf die Knie; ſie ſprachen mit Demut und vertheidigten ſich mit Herzhaftigkeit.

Die Reiterei des Herzogs, die ganz mit Golde bedekt war, ward geſchlagen, und zweimal gänzlich über den Haufen geworfen, und das durch dieſe einfältige Leute, welche über die Reichthümer erſtaunten, die ſie in dem Lager der Ueberwundnen vorfanden.

Als der gröſſte Diamant in Europa, den ein Schweizer in der Schlacht bei Granſee erbeutete, dem General für einen Thaler verkauft ward, hätte man wohl damals vorausſehn können, daß es dereinſt in der Schweiz Städte geben würde, die eben ſo ſchön und wohlhabend wären, als die Hauptſtadt des Herzogthums Bourgogne? Der Luxus mit Diamanten und Goldſtof war daſelbſt lange Zeit unbekannt, und als er bekannt wurde, ward er verboten; aber die weſentlichen Reichthümer, die der Akkerbau hervorbringt, wurden daſelbſt von freien und ſiegreichen Händen eingeſammelt. Zu unſern Zeiten hat man daſelbſt auch nach den Bequemlichkeiten des Lebens geſtrebt. Alle Annemlichkeiten des geſelligen Lebens, und die geſunde Philoſophie, ohne welche die Geſellſchaft keinen daurehaften Reiz hat, ſind in die Theile der Schweiz eingedrungen, wo der Himmelsſtrich milder iſt, und wo der Ueberflus herrſcht. Kurz, in dieſem ſonſt ſo

rauhen Lande hat man es an einigen Orten ſo weit gebracht, daß man die Geſchliffenheit von Athen mit der Sitteneinfalt den Sparter verbunden hat.

Inzwiſchen wollte Karl der Kühne ſich an Lothringen rächen, und dem Herzoge Renat, als rechtmäſſigem Beſizer, die ſchon einmal eroberte Stadt Nanci entreiſſen; aber dieſelben Schweizer, ſeine Ueberwinder, welchen die von Freiburg und Solothurn zu Hülfe kamen, und eben dadurch die Aufname in ihr Bündnis verdienten, ſchlugen abermals den Uſurpator, der den von der Nachwelt ihm beigelegten Namen
1477. des Kühnen mit ſeinem Leben bezalte.

Damals ſezte ſich Ludwig der *XI.* in den Beſiz von Artois, und der Städte an der Somme, des Herzogthums Bourgogne, als eines Mannlehns, und der Stadt Beſançon, weil ſie ihm ſehr gelegen war.

Die Prinzeſſinn Marie, Karl's des Kühnen Tochter, die einzige Erbin ſo vieler Provinzen, ſahe ſich alſo aufeinmal von zwei Drittheilen ihrer Staaten beraubt. Man hätte auch noch die ſiebzehn Provinzen, welche dieſer Prinzeſſinn ungefähr noch übrig geblieben waren, mit der Krone Frankreich verbinden können, wenn man ſie mit Ludwig's des *XI.* Sohn

vermält hätte. Aber dieſer König ſchmeichelte ſich umſonſt damit, diejenige zur Schwiegertochter zu haben, der er das Ihrige nam, und dieſer groſſe Politiker lies die Gelegenheit, die Franche-Comté und die ſämmtlichen Niederlande mit der Krone zu vereinigen, aus den Händen.

Die Einwohner von Gent, und des übrigen Theils von Flandern, die damals unter ihren Beherrſchern freier waren, als es die Engländer ſelbſt heut zu Tage unter ihren Königen ſind, beſtimmten den Prinzen Maximilian, des Kaiſers Friedrich's des III. Sohn, für ihre Prinzeſſinn.

Heut zu Tage erfahren die Unterthanen die Heuraten ihrer Fürſten, den Frieden und den Krieg, die Einführung der Auflagen, und ihr ganzes Schikſal, durch eine Bekanntmachung ihrer Beherrſcher. So war es nicht in Flandern. Die Einwohner von Gent beſtanden darauf, daß ihre Prinzeſſinn einen Teutſchen heuraten ſollte, und lieſſen dem Kanzler Marie von Bourgogne, und ſeinem Kämmerer Imbercourt, den Kopf vor die Füſſe legen, weil ſie ſich in Unterhandlung eingelaſſen hatten, ſie mit dem Dauphin von Frankreich zu verheuraten. Dieſe beiden Miniſter wurden, vor den

Augen der jungen Prinzeſſin hingerichtet, welche dieſes rohe Volk vergebens um Begnadigung derſelben bat.

Maximilian, der mehr von den Gentern, als von der Prinzeſſin herbeigerufen ward, kam und vollzog ſeine Vermälung, wie ein bloſſer Edelmann, der durch Erheuratung einer reichen Erbinn ſein Glük macht. Seine Braut gab das Geld zu ſeiner Reiſe, zu ſeinem Hofſtaat, und zu ſeiner Unterhaltung, her. Er bekam die Prinzeſſin, aber nicht ihre Länder; er war nichts, als der Ehgemal einer Länderbeherrſcherinn; und ſogar, als man ihm, nach dem Tode ſeiner Gemahlin, die Vormundſchaft über ſeinen Sohn gab, als er die Regierung über die Niederlande verwaltete, als er ſchon zum Römiſchen König, ja zum Kaiſer, erwählt war, ſezten ihn die Einwohner von Brügge, im Jahre 1488, auf vier Monate in's Gefängnis, weil er einen Eingrif in ihre Privilegien gethan hatte. Wenn die Fürſten oft ihre Macht gemisbraucht haben, ſo haben die Völker doch auch nicht minder oft ihre Rechte zu weit ausgedehnt.

Dieſe Vermälung der Erbin von Bourgogne mit Maximilian war die Quelle aller der Kriege, welche ſo viel Jahre hindurch das

Haus Frankreich mit dem Hauſe Oeſtreich zu führen gehabt hat. Dies iſt es, was Karl'n den V. ſo gros machte, und Europa auf den Punkt brachte, unterjocht zu werden, und alle dieſe groſſe Begebenheiten ereigneten ſich, weil die Bürger von Gent ſich in den Kopf geſezt hatten, ihre Prinzeſſinn zu verheuraten.

Drittes Kapitel.

Von der Lehnsverfaſſung nach Ludwig dem *XI.* im funfzehnten Jahrhunderte.

Wir haben geſehn, wie in Italien, Frankreich und Teutſchland, unter Karl'n dem Groſſen, die Anarchie zum Despotismus übergieng, und, unter den Nachfolgern deſſelben, der Despotismus wieder von der Anarchie verſchlungen ward.

Wir wiſſen nun ſchon, daß es ein Irrthum iſt, wenn man glaubt, daß die Lehne, vor Hugo Kapet's Zeiten, niemals erblich geweſen ſind.

Die Normandie iſt Beweiſes genug vom Gegentheil. Baiern und Aquitanien waren, vor Karl's des Groſſen Zeiten, erblich geweſen. Faſt alle Lehne in Italien waren es unter den Longobardiſchen Königen. Zu Karl's des Dikken und Karl's des Einfältigen Zeiten maaſſten ſich die hohen Kronbedienten, ſo wie einige Biſchöfe, landesherrliche Rechte an. Aber immer ſchon hatte es Beſizer groſſer Ländereien, Sires in Frankreich, Herren in Teutſchland, und Ricos Hombres in Spanien, gegeben. Auch ſind immer einige groſſe Städte vorhanden geweſen, welche von ihren Magiſtråten regiert wurden, als Rom, Mailand, Lion, Rheims, u. a. m. Die Grenzen, wie weit ſich die Freiheiten dieſer Städte ſowohl, als die Grenzen der Macht der Privatherren, erſtrekten, haben ſich von Zeit zu Zeit immer verändert. Alles iſt immer durch Macht und Glük entſchieden worden. Wenn die groſſen Kronbedienten Uſurpatoren wurden, ſo war es ja Karl's des Groſſen Vater auch geworden, Pipin nemlich, dieſer Enkel eines gewiſſen Arnoud, der Dagoberts Hauslehrer und Biſchof von Mez war, hatte Chlodowich's Familie auch geplündert. Hugo Kapet ſties wieder Pi-

pin's Nachkommenſchaft vom Thron, und Hugo's Nachkommen konnten nicht alle zerſtreute Glieder dieſer alten Franzöſiſchen Monarchie wieder zuſammenbringen, welche vor Chlodowich's Zeiten nie eine Monarchie geweſen war.

Ludwig der *XI.* hatte der Lehnsgewalt in Frankreich einen tödtlichen Stos gegeben. Ferdinand und Iſabelle beſtritten dieſelbe in Kaſtilien und Arragonien. In England hatte dieſelbe einer vermiſchten Regierungsform weichen müſſen. In Polen dauerte ſie unter einer andern Geſtalt fort. In Teutſchland aber hatte ſie ihre ganze Kraft beibehalten, und noch vergröſſert. Der Graf von Boulainvilliers nennt dieſe Einrichtung das höchſte Werk des menſchlichen Verſtandes. Loiſeau und andre Rechtsgelehrte nennen ſie eine thörigte Einrichtung, eine Misgeburt, die aus vielen Gliedern beſteht, und keinen Kopf hat.

Man könnte glauben, daß es eben keine mächtige Anſtrengung des Verſtandes, ſondern eine ſehr natürliche und gemeine Wirkung der menſchlichen Vernunft und Habſucht iſt, daß die Beſizer von Ländereien auf ihren Grund und Bo-

ven Herren ſein wollten. Von dem äuſſerſten Ende Ruslands's bis an die Gebirge von Kaſtilien hatten alle groſſe Landbeſizer von jeher einen und eben denſelben Gedanken, ohne darüber Abrede genommen zu haben; alle wollten weder ihr Leben, noch ihre Güter, von der höchſten Gewalt eines Königs abhängen laſſen; alle verbanden ſich in jedem Lande gegen dieſe Gewalt, und alle übten ſie, ſo viel ſie konnten, gegen ihre eigne Unterthanen. So ward Europa länger, als fünf Jahrhunderte, regiert.

Dieſe Regierungsform war den Griechen und Römern unbekannt; aber thöricht iſt ſie nicht, ſonſt würde ſie nicht ſo durchgängig in Europa herrſchen. Nur darinn ſcheint ſie ungerecht zu ſein, daß die gröſſte Anzal der Menſchen dem Druk der kleinſten Anzal ausgeſezt iſt, und daß der gemeine Bürger ſich nur durch allgemeine Zerrüttungen emporſchwingen kann. Unter einer bloſſen Lehnsregierung giebt es keine groſſen Städte, keinen Handel, keine ſchöne Künſte. Nur im Schatten einiger Freiheit blühten die mächtigen Städte in Teutſchland und Flandern. Denn Gent, zum Beiſpiel, Brügge und Antwerpen, waren vielmehr Republiken unter dem Schuz der Burgundiſchen Herzoge, als daß ſie

unter der willkührlichen Gewalt dieſer Herzoge geſtanden hätten. Mit den Kaiſerlichen Reichsſtädten hatte es eben dieſelbe Bewandnis.

Wir haben geſehn, daß, unter Karl's des Groſſen Nachfolgern, die Lehnsanarchie in einem groſſen Theil von Europa einris. Vor ihm aber gab es in Italien, unter den Longobardiſchen Königen, eine regelmäſſigere Lehnsform. Die Franken, die in Gallien einfielen, theilten die Beute mit Chlodowich. Aus dieſem Grunde behauptet der Graf von Boulainvilliers, daß die Schlosbeſizer in Frankreich alle ſouveräne Herren ſind. Aber wer kann in ſeinem Gute ſagen: Ich ſtamme von einem Ueberwinder Gallien's ab? Und wenn er auch, in grader Linie, von einem dieſer Uſurpatoren abſtammte, würden nicht die Städte und die Gemeinden noch mehr Recht haben, ihre Freiheit wieder zu nemen, als dieſer Franke oder Weſtgothe gehabt hätte, ſie ihnen zu entreiſſen?

Man kann nicht ſagen, daß die Lehnsgewalt in Teutſchland, durch das Recht der Eroberung wäre eingeführt worden, wie in der Lombardei und in Frankreich. Nie ward ganz Teutſchland von Fremden erobert; es iſt indeſſen, unter allen Ländern des Erdbodens, heut zu Tage das ein=

zige, wo die Lehnsgeſeze wirklich in ihrer Kraft ſind. Die Ruſſiſchen Bojaren haben ihre Unterthanen, aber ſie ſelbſt ſind auch Unterthanen, und machen kein Corpus aus, wie die Teutſchen Fürſten. Die Kane der Tatarn, die Fürſten, oder Hoſpodare, der Wallachei und der Moldau ſind wahre Lehnsbeſizer, welche unter dem Türkiſchen Sultan ſtehn; ſie können aber durch einen Befel des Divans abgeſezt werden, anſtatt daß die Teutſchen Fürſten nur durch den Urtheilsſpruch der ganzen Nation abgeſezt werden können. Unter den Polniſchen Edelleuten herrſcht mehr Gleichheit, als unter den Landbeſizern in Teutſchland, aber auch da herrſcht noch nicht eigentliche Lehnsverfaſſung. Es giebt keine Afterlehnsleute in Polen. Ein Edelmann iſt dort nicht Unterthan eines andern Edelmanns, wie in Teutſchland. Er iſt oft ſein Domeſtik, aber nie ſein Vaſall. Polen iſt eine ariſtokratiſche Republik, wo das Volk in der Sklaverei lebt.

Das Lehnsgeſez gilt in Italien auf verſchiedne Art. In der Lombardei wird alles für Reichslehn angeſehn, und das iſt eine neue Quelle von Ungewisheiten. Denn die Kaiſer ſind nie anders Oberherren dieſer Lehne geweſen, als in der

Eigenſchaft von Kőnigen von Italien, oder von Nachfolgern der Longobardiſchen Kőnige. Nun iſt doch der Reichstag zu Regensburg ſicher nicht Kőnig von Italien. Aber was geſchah? Als die Teutſche Freiheit in Teutſchland über die Kaiſerliche Macht die Oberhand behielt, und zwiſchen Reich und Kaiſer ein Unterſchied entſtand, ſo nannten ſich die Italieniſchen Lehnsträger Vaſallen des Reichs, nicht des Kaiſers. So ward alſo die eine Lehnsverfaſſung von der andern Lehnsverfaſſung abhängig. Das Neapoliſche Lehn iſt wieder von ganz andrer Art. Es iſt eine Huldigung, die der Stärkere dem Schwächern leiſtete, und jezt eine Ceremonie, welche die Gewohnheit beibehalten hat.

Alles war Lehn in Europa, und überall waren die Lehnsgeſeze verſchieden. Dort ſtirbt die männliche Linie von Bourgogne aus, und gleich hält ſich der König **Ludwig** der *XI.* für berechtigt, das Land zu erben. Wäre hingegen hier das Haus Sachſen, oder Baiern ausgeſtorben, ſo hätte der Kaiſer kein Recht gehabt, ſich dieſer Länder zu bemächtigen. Noch weniger kőnnte der Pabſt das Kőnigreich Neapel für ſich nemen, wenn das regierende Haus ausſtürbe. Macht, Gewohnheit, und Verträge, kőnnen nur ſolche

Rechte geben. Ludwig der XI. hatte ſie wirklich ſeiner Macht zu danken, denn es war ein Prinz vom Hauſe Burgund übrig, ein Graf von Nevers, der aber ſein Recht nicht einmal anzuführen wagte. Es war noch ſehr zweifelhaft, ob nicht Marie von Bourgogne ihren Vater ſuccediren muſſte. In der Schenkung, welche der König Johann, von Bourgogne gemacht hatte, war feſtgeſezt, daß die Erben ſuccediren ſollten; und eine Tochter iſt auch Erbe.

Die Streitfrage über Schwertlehn und Spindellehn, das Recht der Lehnspflicht, oder der bloſſen Huldigung, die Verlegenheit, worinn ſich die Güterbeſizer befanden, wenn ſie, wegen verſchiedner Güter, von zweien Lehnsherren zugleich Vaſallen waren, oder auch von Lehnsherren, welche ſich einander um die Oberlehnsherrſchaft ſtritten, und tauſend ſolche Schwierigkeiten, veranlaſſten Proceſſe, welche der Krieg allein entſcheiden kann. Das Schikſal der gemeinen Bürger war oft noch unglüklicher.

Welch eine Lage für einen Landmann, wenn er Unterthan eines Herren iſt, der ſelbſt Unterthan eines andern iſt, welcher wieder von einem Dritten abhängt! Er mus ſeine Proceſſe vor

allen dieſen dreien Richterſtühlen führen, und büſſt ſein Vermögen ein, eh' er ein Endurtheil bewirken kann. Sicher war eine ſolche Regierungsverfaſſung nicht willkührliche Wahl des Volks. Kein Land verdient, von Menſchen bewohnt zu ſein, als dasjenige, wo alle Stände den Geſezen in gleicher Maaſſe unterworfen ſind.

Viertes Kapitel.

Von der Ritterſchaft.

Die Erlöſchung des Hauſes Bourgogne, die Regierung Ludwig's des *XI.*, und hauptſächlich die neue Art, Krieg zu führen, alles dieſes trug dazu bei, nach und nach dasjenige abzuſchaffen, was man die Ritterſchaft zu nennen pflegte, und was eine Art von ehrenvoller Brüderſchaft ausmachte, wovon nur ein ſchwaches Ebenbild übrig blieb.

Dieſe Ritterſchaft war eine kriegeriſche Einrichtung, die ſich unter den Herren, wie die andächtigen Brüderſchaften unter den Bürgern,

von ſelbſt eingeführt hatte. Anarchie und Räuberei, welche, zu den Zeiten des Verfalls des Hauſes Karl's des Groſſen, Europa verwüſtete, gaben dieſer Einrichtung ihr Daſein. Herzoge, Grafen, Burgvögte, Stiftshauptleute und Barone, ſobald ſie unabhängige Herren ihrer Güter geworden waren, führten alle untereinander Krieg, und anſtatt der zahlreichen Armeen eines Karl's Martel, Pipin's und Karl's des Groſſen, war faſt ganz Europa in kleine Haufen von ſieben bis achthundert Mann, und oft noch viel geringer, abgetheilt. Zwei oder drei Flekken machten einen Staat aus, der ſich ohn' Unterlas mit ſeinem Nachbar balgte.

Damals war keine Gemeinſchaft mehr zwiſchen den Provinzen, keine gebahnte Landſtraſſen, keine Sicherheit für die Kaufleute, die man doch nicht entbehren konnte. Jeder Beſizer eines Schlöschens brandſchazte ſie auf ihrer Reiſe. Viele Schlöſſer an den Ufern der Flüſſe, und an den holen Gebirgswegen waren wahre Diebeshölen. Man entführte die Weiber, wie man die Kaufleute plünderte.

Verſchiedne Edelleute verbanden ſich unvermerkt, um die öffentliche Sicherheit zu beſchü-

zen, und das ſchöne Geſchlecht zu vertheidigen. Sie legten ordentliche Gelübde ab, und dieſe rühmliche Stiftung ward zu einer noch bindendern Pflicht, ſobald ſie eine Art von Religionshandlung geworden war. So verband man ſich beinahe in allen Provinzen. Jeder Beſizer groſſer Lehnsgüter hielt es für eine Ehre, Ritter zu ſein, und in den Orden zu treten.

Gegen das elfte Jahrhundert führte man religiöſe und profane Ceremonien ein, welche dem aufzunemenden Ritter einen neuen Karakter mitzutheilen ſchienen. Er faſtete, beichtete, und blieb eine ganze Nacht hindurch gewafnet. Man lies ihn allein an einer abgeſonderten Tafel ſizen, unterdeſſen daß ſeine Paten, und die Damen, welche ihm die Ritterrüſtung anlegen ſollten, an einer andern Tafel ſpeiſten. Er ſas alsdann in einem weiſſen Wamms an ſeinem kleinen Tiſchchen, wo er weder ſprechen, noch lachen, und nicht einmal eſſen durfte. Den folgenden Tag ging er mit ſeinem Degen, der ihm über die Schulter hing, in die Kirche; der Prieſter ſprach den Segen über ihn; hernach knieete er vor dem Herrn, oder vor der Dame nieder, welche ihm die Ritterrüſtung anlegen ſollte. Die Vornemſten in der Geſellſchaft ſchnallten ihm die

Sporne um, legten ihm einen Küras, nebſt Arm- und Beinharniſch, Panzerhandſchu, und ein Panzerhemde, an. Der Pate, der ihn eigentlich aufnam, gab ihm drei Schläge mit dem flachen Degen an den Hals, im Namen Gottes, des heiligen Michael's, und des heiligen Georg's. Von dieſem Augenblik an zog er, ſo oft er die Meſſe hörte, wenn das Evangelium abgeleſen ward, den Degen, und hielt ihn in die Höhe.

Auf dieſe Aufname folgten groſſe Luſtbarkeiten, und oft Turniere; das muſſte aber alles das Volk bezalen. Die Beſizer groſſer Lehnsgüter legten ihren Unterthanen, zu dem Tage, an welchem ſie ihre Söhne zu Rittern ſchlagen lieſſen, eine Taxe auf. Gemeiniglich wurden die jungen Leute, in ihrem einundzwanzigſten Jahre, in dieſe Würde aufgenommen. Bis dahin waren ſie Ritterkandidaten, Waffenträger und Knappen; und die Herren, die zur Brüderſchaft gehörten, gaben einander wechſelſeitig ihre Kinder, damit ſie, fern vom väterlichen Hauſe, als Knappen erzogen würden, und die Ritterlehrjahre aushalten muſſten.

Zur Zeit der Kreuzzüge war die Ritterſchaft in ihrem höchſten Flor. Die Lehnsherren, welche

ihre Vaſallen unter ihrer Fahne führten, hieſſen Pannierritter, oder Pannerherren; nicht, weil der Rittertitel allein ihnen das Recht gab, mit Fahnen im Felde zu erſcheinen. Die Macht allein, und die Ceremonie des Ritterſchlags, konnte ſie in den Standt ſezen, Truppen unter ihren Fahnen zu haben. Sie waren Pannerherren kraft ihrer Lehne, und nicht vermöge der Ritterſchaft. Nie war dieſer Titel, der nur ein durch die Gewohnheit eingeführter Vorzug, und eine verabredete Ehrenbezeigung, war, eine wirkliche Würde im Staat, hatte auch nicht den geringſten Einflus in die Regierungsform.

Die Wahlen der Kaiſer und der Könige wurden nicht von Rittern unternommen; man brauchte nicht zum Ritter geſchlagen zu ſein, um Siz und Stimme auf dem Reichstage, in den Parlamentern von Frankreich, und in dem Corte in Spanien, zu haben. Die Belehnungen, die Rechte der Gerichtsbarkeit und der Lehnspflichten, die Erbſchaften, die Geſeze, kurz nichts weſentliches hatte Bezug auf dieſe Ritterſchaft.

Hierinn irren alle diejenigen, welche von der Ritterſchaft geſchrieben haben. Nie hat die Rechtsgelehrſamkeit irgend eines Volks dieſe an=

geblichen Geſeze gekannt; es waren bloſſe Gewohnheiten. Die groſſen Vorrechte dieſer Stiftung beſtanden in den Turnieren. Gewöhnlicherweiſe war es einem Ritterkandidaten, oder Knappen, nicht erlaubt, mit einem Ritter eine Lanze zu brechen.

Die Könige ſelbſt lieſſen ſich zu Rittern aufnemen; dadurch wurden ſie aber nicht um ein Haar breit mehr König, oder mächtiger; ſie wollten blos die Ritterſchaft und die Tapferkeit durch ihr Beiſpiel aufmuntern. In Geſellſchaften ward den Edelleuten, welche Ritter waren, vorzügliche Ehre erwieſen, und das war alles, was dabei herauskam.

Als endlich der König Eduard der III. den Orden vom Hoſenbande, der Herzog Philipp der Gute von Bourgogne den Orden vom goldenen Vlieſſe, und Ludwig der XI. den anfänglich eben ſo ehrenvollen, heut zu Tage aber ſo lächerlich herabgewürdigten Orden vom heiligen Michael, geſtiften hatten, da fiel die alte Ritterſchaft. Sie hatte kein ſichtbares Ehrenzeichen, kein Oberhaupt, das ihr Würden, und beſondre Freiheiten, ertheilen konnte. Es gab auch keine Pannerherren mehr, ſobald die Könige und groſſe Fürſten, ſtehende Kompag-

nieen errichtet hatten; und nun war die alte Ritterſchaft nur noch ein leerer Name. Man machte ſich immer noch eine Ehre daraus, von einem groſſen Fürſten, oder berühmten Kriegsmann, zum Ritter geſchlagen zu werden. Edelleute, welche irgend einige Würde bekleideten, legten ſich den Titel Ritter bei; und alle diejenigen, welche ſich dem Kriegsſtande widmeten, nannten ſich Knappen.

Die kriegeriſchen Ritterorden, wie der Orden der Tempelherren, der Maltheſerritter, der Teutſchen Ordensritter, und ſo manche andre, ſind eine Nachahmung der alten Ritterſchaft, welche religiöſe Ceremonien mit den Geſchäften des Krieges vereinigte. Aber dieſe Art von Ritterſchaft war von der alten gänzlich verſchieden. Sie brachte wirklich militäriſche Mönchsorden hervor, welche von den Päbſten geſtiftet wurden, Pfründen beſaſſen, und zu den drei Mönchsgelübden verpflichtet waren. Von dieſen ſonderbaren Orden ſind einige groſſe Erobrer geworden, andere ſind, ihrer Schwelgereien wegen, abgeſchaft, und noch andre haben in vollem Glanze fortgedauert.

Der Teutſche Orden war einmal ſouverän; der Maltheſerorden iſt es noch, und wird es noch lange ſein.

Es giebt wenig Fürſten in Europa, die nicht den Einfall gehabt hätten, einen Ritterorden zu ſtiften. Der bloſſe Titel Ritter, den die Könige von England den Bürgern geben, ohne ſie in irgend einen beſondern Orden aufzunemen, flieſſt aus der alten Ritterſchaft her, und iſt ziemlich weit von ſeiner Quelle entfernt. Die wahre Abkunft davon hat ſich blos in der Ceremonie erhalten, womit die Könige von Frankreich die Geſandten, welche die Republik Venedig ihnen zuſchikt, jedesmal zu Rittern aufnemen; und die Umarmung iſt die einzige Ceremonie, welche man, bei dieſer Aufname, beibehalten hat.

Die Ritter von den Geſezen führten ſich ſelbſt ein, wie die alten wahren Waffenritter, und dieſer Umſtand ſelbſt war ſchon ein Beweis von dem Verfall der Ritterſchaft. Die Studenten nannten ſich Baccalaureen, (*bacheliers*, gleichſam *bas chevaliers*, niedre Ritter,) ſobald ſie diſputirt hatten, und die Doktoren der Rechte nannten ſich Ritter; ein lächerlicher Titel! weil Ritter urſprünglich einen

Mann

Mann bezeichnete, der zu Pferde ſtritt, welches doch unmöglich auf einen Juriſten paſſen kann.

Alles dieſes bietet ein ſehr abwechſelndes Gemälde dar; und wenn man die Kette aller Gebräuche in Europa, ſeit Karl'n dem Groſſen, in der Regierungsform, in der Kirche, im Kriege, in den Würden, in den Finanzen, in der Geſellſchaft, bis auf die Kleidung herunter, aufmerkſam verfolgt, ſo wird man eine immerwährende Abwechſlung wahrnemen.

Fünftes Kapitel.

Von dem Adel.

Nach dem, was wir von den Lehnen geſagt haben, müſſen wir, ſo viel möglich, das in's Licht ſezen, was den Adel betrift, welcher lange Zeit der alleinige Beſizer dieſer Lehne war.

Das Wort edel, oder adelich, war anfänglich kein Titel, welcher Vorrechte gab, oder geerbt werden konnte. *Nobilitas* bei den Römern bezeichnete was merkwürdig war, aber nicht einen beſondern Stand unter den Bürgern. Der Senat war eingeführt, um zu richten, die Ritter, um zu Pferde zu ſtreiten, wenn ſie reich

genug waren, ein Pferd zu halten, und die Plebejer waren oft Ritter, auch zuweilen Senatoren.

Bei den Galliern regierten die vornemſten Beamten der Städte, und die Druiden; das Volk hingegen leiſtete Gehorſam. In jedem Lande gab es einen Unterſchied der Stände. Diejenigen, welche behaupten, daß alle Menſchen gleich ſind, ſagen die gröſſte Wahrheit, wenn ſie darunter verſtehn, daß alle Menſchen ein gleiches Recht zur Freiheit haben, ſo wie zum Eigenthum ihres Vermögens, und zum Schuz der Geſeze. Sie würden ſich ſehr irren, wenn ſie glaubten, daß die Menſchen auch in Anſehung ihrer Aemter gleich ſein müſſten, da ſie doch nicht gleiche Talente haben. Bei dieſer notwendigen Ungleichheit unter den Ständen, war niemals, weder bei den Alten, noch in den neun Theilen des bewohnbaren Erdbodens, irgend etwas anzutreffen, was mit der Einführung des Adels in dem zehnten Theile dieſes Erdbodens, nemlich unſerm Europa, einige Aehnlichkeit hätte.

Die Geſeze und die Gewohnheiten dieſes Adels haben ſich verändert, wie alles Uebrige. Wir haben ſchon gezeigt, daß der älteſte erbliche

Adel der Adel der Patricier von Venedig war, welche, gleich im fünften und sechsten Jahrhunderte, noch eh' ein Doge vorhanden war, im Rat ſaſſen, und wenn, wie man behauptet, noch Abkömmlinge von dieſen erſten Gerichtsſchöffen leben, ſo ſind dieſelben, ohne allen Widerſpruch, die erſten Edelleute von Europa. Mit den alten Italieniſchen Republiken hatte es die nemliche Bewandnis. Dieſer Adel haftete der Würde, dem Amte an, nicht aber den Gütern.

An allen andern Orten ward der Adel den Güterbeſizern zu Theil. Die Herren in Teutſchland, die Ricos Hombres in Spanien, die Barone in Frankreich und England hatten einen erblichen Adel, und das blos deshalb, weil ihre Lehns- und Allodialgüter in ihren Familien blieben. Die Titel Herzog, Graf, Vicomte und Marquis waren anfänglich Würden, oder Aemter auf Lebenszeit, welche in der Folge, einige früher, andere ſpäter, von Vater auf Sohn kamen.

Beim Verfall des Geſchlechts Karl's des Groſſen wurden faſt alle Staaten von Europa, die Republiken ausgenommen, ſo regiert, wie Teutſchland heut zu Tage regiert wird, und

wir haben ſchon geſehn, daß jeder Lehnsbeſizer auf ſeinem Gute ſouverän ward, ſo gut er konnte.

Es fällt in die Augen, daß ſouveräne Herren niemanden etwas zu geben ſchuldig waren, auſſer was die Kleinen an die Groſſen zu erlegen über ſich genommen hatten. So bezalte ein Schlosbeſizer etwan ein Paar Sporne an einen Vicomte, der etwa einen Falken an einen Grafen, dieſer wieder an einen Herzog etwa ein andres Zeichen der Vaſallenpflicht. Alle erkannten den König des Landes für ihren Oberlehnsherrn, aber keiner derſelben konnte mit irgend einer Taxe belegt werden. Sie waren ſchuldig, perſönlich Kriegsdienſte zu thun, weil ſie, wenn ſie für den Staat, und das Oberhaupt des Staats, fochten, für ihre eigne Güter, und für ſich ſelbſt, ſtritten, und daher kommt es, daß noch heut zu Tage die neuen Edelleute, und ſogar die Geadelten, die keinen Fus breit Landes beſizen, keine Steuern bezalen.

Die Beſizer der Schlöſſer und Landgüter, welche in allen Ländern das Korps des Adels ausmachten, ausgenommen in den Republiken, ſuchten, ſo viel ſie konnten, ihre Unterthanen zu Knechten zu machen. Immer aber wider-

ſtanden ihnen die groſſen Städte. Die Magiſtráte derſelben wollten durchaus nicht Knechte eines Grafen, eines Barons, oder eines Biſchofs, noch weniger aber eines Abts ſein, der ſich eben die Anſprüche erlaubte, wie die Barone und Grafen. Die Städte am Rhein und an der Rhone, und die andern noch ältern, als Autün, Arles, und vorzüglich Marſeille, waren ſchon im Flor, ehe es Herren und Prälaten gab. Ihre Obrigkeiten waren viele Jahrhunderte früher vorhanden, als die Lehne; bald aber behielten die Barone und Schlosbeſitzer faſt überall die Oberhand über die Bürger. Wenn alſo die Magiſträte auch nicht Knechte des Herrn waren, ſo waren ſie doch wenigſtens ſeine Bürger; und daher kömmt es, daß man in ſo vielen alten Urkunden findet, daß Schöffen und Stadtſchultheiſſen ſich Bürger eines Grafen, oder Biſchofs, auch Bürger eines Königs, nennen. Dieſe Bürger konnten ſich, ohne Erlaubnis ihres Herrn, und ohne Erlegung eines ziemlich beträchtlichen Abſchoſſes, keinen andern Wohnort wählen; eine Art von Knechtſchaft, die noch jezt in Teutſchland im Schwange geht.

Eben ſo wie die Lehne eingetheilt wurden, in Freilehne, die dem Oberlehnsherrn nichts ent-

richten durften, in groſſe und in kleine ſteuerbare Lehne: ſo gab es auch Freibürger, das heiſſt, ſolche, welche ſich das Recht erkauften, von allen Abgaben an ihren Herren frei zu ſein; Grosbürger, welche ſtädtiſche Aemter bekleideten; und Kleinbürger, welche in vielen Stükken Sklaven waren.

Dieſe Verfaſſung, welche ſich unvermerkt gebildet hatte, veränderte ſich eben ſo unvermerkt in manchen Ländern, und ward in andern gänzlich abgeſchaft.

Die Könige von Frankreich, zum Beiſpiel, fingen an, Bürger zu adeln, indem ſie denſelben Titel ohne Güter gaben. Man will in dem geheimen Archive in Frankreich den Adelsbrief gefunden haben, den Philipp der I. im Jahr 1095. einem Bürger von Paris gab, welcher Eudes le Maire hies. Ludwig der Heilige mus doch wohl auch ſeinen Barbier la Broſſe geadelt haben, weil er ihn zu ſeinem Kammerherrn machte. Philipp der III., welcher ſeinen Kämmerer Raoul adelte, iſt alſo nicht, wie man behauptet, der erſte König, der ſich das Recht angemaaſſt hat, den Stand der Menſchen zu verändern. Eben ſo gab Philipp der Schöne dem Bürger Ber-

trand den Titel eines Edelmanns und Schild=knappen, *miles*. Alle Könige folgten dieſem Beiſpiel. Im Jahre 1339. adelte Philipp von Valois den Parlamentspräſidenten Simon de Lüci, und ſeine Frau Nicole Taupin.

Im Jahr 1350. adelte der König Johann ſeinen Kanzler Guillaume de Dormans, denn damals gab kein Dienſt eines Schreibers, eines Geſezverſtändigen, oder eines Gerichtsmanns, adelichen Rang, ob ſich gleich die Rechtsmänner Geſezritter und Geſezbakkalaureen nannten. So ward der Königliche Advokat Jean Paſtourel, mit ſeinem Weibe Sedille, im Jahre 1354. von Karl'n dem V. in den Adelſtand erhoben.

Die Könige von England ihrerſeits machten Grafen und Barone, die weder Grafſchaft, noch Baronie, hatten. Die Kaiſer bedienten ſich dieſes Vorrechts in Italien. Nach ihrem Beiſpiel namen ſich die Beſizer groſſer Lehne die nemliche Freiheit. Sogar ein Graf de Foix maaſſte ſich die Gewalt an, zu adeln, und auf dieſe Weiſe dem Zufall der Geburt eine andre Richtung zu geben. Er gab ſeinem Kanzler Bertrand einen Adelsbrief, und Bertrand's

Nachkommen nannten ſich Edelleute; aber es hing von dem Könige und von den andern Herren ab, ob ſie dieſen Adel anerkennen wollten, oder nicht. Bloſſe Edelleute, als die Herren d'Orange, de Salûces, und viele andre namen ſich eben die Freiheit heraus.

Die Miliz der Freiſchüzen und der Taupins unter Karl'n dem VII. nam, weil ſie von Erlegung der Steuern frei war, ohne irgend einige Erlaubnis, den Titel von Edelleuten und Knappen an, der hernach durch die Zeit beſtätigt ward, welche alle Gewohnheiten und Vorrechte einführt und aufhebt. Viele groſſe Häuſer in Frankreich ſtammen von dieſen Taupins ab, die ſich ſelbſt zu Edelleuten machten, und es zu ſein verdienten, weil ſie dem Vaterlande gedient hatten.

Die Kaiſer machten nicht allein Edelleute ohne Güter, ſondern auch Pfalzgrafen. Dieſe Pfalzgrafentitel wurden den Doktoren auf Univerſitäten beigelegt. Der Kaiſer Karl der IV. führte dieſen Gebrauch ein, und Bartolus war der erſte, dem er dieſen Grafentitel gab, mit welchem ſeine Kinder in kein adeliches Stift hätten aufgenommen werden können, ſo wenig, als die Kinder der Taupins.

Die Päbſte, welche ſich für vornemer hielten, als die Kaiſer, glaubten, daß es ihre Würde erforderte, gleichfalls Marquis und Pfalzgrafen zu machen. Die Päbſtlichen Legaten, welche den Provinzen des heiligen Stuhls vorſtehn, machten überall dergleichen angebliche Edelleute, und daher komnt es, daß es in Italien weit mehr Marquis und Grafen giebt, als Lehnsbeſizer.

Als Philipp der Schöne in Frankreich den Gerichtshof eingeſezt hatte, welchen wir Parlament nennen, ſahen ſich die in dieſem Gerichtshofe ſizenden Lehnsbeſizer genötigt, ſich der Hülfe und des Rats der Aktuare und Schreiber zu bedienen, welche entweder aus dem Knechtsſtande, oder aus dem Stande der Freibürger, oder Gros- und Kleinbürger genommen waren. Dieſe namen dann bald, nach dem Beiſpiel des Adels, den Titel von Rittern und Bakkalaureen, an; aber dieſer Rittertitel, womit ihre Klienten ſie beehrten, machte ſie nicht zu Edelleuten bei Hofe; daher mußten der Generaladvokat Paſtourel, und der Kanzler Dormans, ſich Adelsbriefe geben laſſen. Die Studenten auf den Univerſitäten nannten ſich Bakkalaureen, ſobald ſie ein Examen ausgeſtanden hatten; nach

dem zweiten Examen hieſſen ſie Licentiaten, weil ſie es nicht wagten, ſich Ritter zu nennen.

Es ſcheint ein groſſer Widerſpruch geweſen zu ſein, daß die Rechtsgelehrten, welche über die Edelleute richteten, nicht die Vorrechte des Adels genieſſen ſollten; indeſſen fand man doch dieſen Widerſpruch aller Orten; in Frankreich aber genoſſen ſie auf Lebenszeit der nemlichen Freiheiten, welche der Adel hatte. Ihre Rechte erſtrekten ſich zwar nicht ſo weit, daß ſie bei der Generalverſammlung der Landſtände als Lehnsmänner Plaz nemen, einen Vogel auf der Hand tragen, und perſönlich Kriegsdienſte leiſten konnten, aber doch brauchten ſie keine Steuern zu bezalen, und konnten ſich den Titel mein Herr (*Meſſire*) geben laſſen.

Frankreich hat ſich immer, durch Mangel an deutlichen, und ſattſam bekannten, Geſezen, ausgezeichnet. Der Stand der Rechtsgelehrten war lange Zeit unbeſtimmt. Die Gerichtshöfe, welche von den Franzoſen Parlamenter genannt wurden, richteten oft über Proceſſe, adeliche Rechte betreffend, an welche die Kinder der Rechtsgelehrten Anſpruch machten. Das Pariſer Parlament entſchied im Jahr 1540., daß die Kinder des Königlichen Advokaten, Jean

le Maitre, auf adelichem Fus Erbtheilung halten ſollten. Es that hernach, im Jahre 1578. einen ähnlichen Ausſpruch zum Beſten eines Rats, Namens Menager; aber die Rechtsgelehrten dachten verſchieden über dieſe Rechte, welche die Gewohnheit unvermerkt dem Richteramte beigelegt hatte. Der Parlamentsrat Louet behauptete, die Kinder der Parlamentsglieder müſſten, auf bürgerlichem Fus, Erbtheilung halten, und nur die Enkel könnten das Recht der Erſtgeburt fordern, welches den Edelleuten zukäme.

Die Meinungen der Rechtslehrer hatten keinen Einflus auf die Entſcheidungen des Hofes. Im Jahre 1582. erklärte Heinrich der III. durch ein Edikt, daß Niemand, der nicht aus einem adelichen Hauſe und Geſchlechte wäre, künftighin den Titel eines Edelmanns, oder Edelknechts, (*ecuyer*) annemen ſollte.

Heinrich der IV. war, im Jahre 1600. nicht ſo ſtrenge, und gerechter, als er in dem Edikt, worinn die Steuern feſtgeſezt wurden, erklärte, wiewohl in ſehr unbeſtimmten Ausdrükken, daß diejenigen, welche dem Staate, in ehrenvollen Aemtern, ge-

dient haben, ihrer Nachkommenſchaft den Anfang des Adels mittheilen könnten.

Dieſer Streit mehrerer Jahrhunderte ſchien endlich, im Juli des Jahres 1644. unter Ludwig dem XIV., geendigt zu ſein, und war es doch nicht. Wir müſſen hier einen ſpätern Zeitpunkt vorwegnemen, um dieſe Materie nach Möglichkeit in's Licht zu ſezen. Wir werden in dem Jahrhunderte Ludwig's des XIV. ſehn, was für ein Bürgerkrieg ſich, während der Jugend dieſes Monarchen, in Paris entſpann. In dieſem Kriege erhielten das Pariſer Parlament, die Rechenkammer, und die Steuerkammer, ſo wie auch alle Obergerichtshöfe in den Provinzen, im Jahre 1644., die Vorrechte der gebornen Edelleute und Barone des Königreichs, welche ſich auch auf die Kinder der Räte und Präſidenten erſtrekten, die zwanzig Jahre gedient haben, oder, während ihrer Amtsführung verſtorben ſein würden. Durch dieſes Edikt ſchien der Stand derſelben auf das ſicherſte feſtgeſezt zu ſein.

Sollte man, nach dieſem allen, glauben, daß Ludwig der XIV. im Jahre 1669. da er ſelbſt im Parlamente ſas, dieſe Vorrechte widerrief,

und alle dieſe obrigkeitliche Perſonen blos bei ihren alten Rechten handhaben wollte, indem er alle, im Jahr 1644. und nachher bis zum Jahre 1669. ihnen und ihren Nachkommen verwilligte, adeliche Privilegien wieder zurük-nam?

Ludwig der *XIV*, ſo allmächtig er auch ſonſt war, war es doch nicht genug, um ſo vielen Bürgern ein Recht wieder abzunemen, das ihnen, unter ſeinem Namen, gegeben war. Es fällt einem einzelnen Menſchen immer ſchwer, ſo viel andre Menſchen zu zwingen, ſich deſſen zu begeben, was ſie einmal als ihr rechtmäſſiges Eigenthum betrachten. Das Edikt von 1644. blieb gültig; die Gerichtshöfe haben beſtändig die Vorrechte der Edelleute genoſſen, und die Nation hat ſie ihren Richtern nie ſtreitig gemacht.

Unterdeſſen daß die Mitglieder der Obergerichtshöfe ſolchergeſtalt, ſeit dem Jahre 1300, über ihren Stand ſtritten, ſchwebten die Bürger in den Städten, und vornemſten Stadtbeamte in eben derſelben Ungewisheit. Karl der V. mit dem Beinamen der Weiſe, verwilligte ihnen, um ſich die Liebe der Pariſer Bürger zu erwerben, verſchiedne adeliche Vorrechte, als, Wapen zu führen, und Lehne zu haben, ohne

die Abgaben zu entrichten, die unter dem Namen der Abgabe vom Freilehn bekannt iſt. Heinrich der III. aber ſchränkte dieſes Vorrecht auf den Stadtſchultheiſſen, und vier Schöffen, ein. Die Schultheiſſen und Schöffen verſchiedner Städte in Frankreich genoſſen die nemlichen Rechte, einige aus einer alten Gewohnheit, andre durch eigne Konceſſionen.

Die älteſte Adelskonceſſion für Beamte von der Feder in Frankreich, war die Konceſſion, welche die Sekretäre des Königs bekommen hatten. Dieſe waren urſprünglich das, was heut zu Tage die Staatsſekretäre ſind; ſie hieſſen Geheimſchreiber, und weil ſie, unter den Augen der Könige, ſchrieben, und die Befele derſelben ausfertigten, ſo war es billig, ſie vor andern auszuzeichnen. Ihr Recht, nach zwanzigjährigem Dienſt, in den Adelſtand zu treten, diente den Beamten bei den Gerichtshöfen zum Muſter.

Hierbei ſieht man vorzüglich den erſtaunlichen Wechſel der Gewohnheiten in Frankreich. Die Staatsſekretäre, welche urſprünglich kein ander Recht haben, die Ausfertigungen zu unterzeichnen, dieſelben auch nicht anders gültig machen konnten, als in ſo fern ſie Geheimſchrei-

der, oder Königliche expedirende Sekretäre waren, ſind nun Miniſter, und die allmächtigen Werkzeuge des allmächtigen Königlichen Willens geworden. Sie haben den Titel Monſeigneur angenommen, den man ſonſt nur den Prinzen und Rittern gab, und die Sekretäre des Königs ſind in die Kanzlei verwieſen, wo ihre einzige Verrichtung iſt, Patente zu unterſchreiben. Ihre unnüze Anzal iſt auf dreihundert vermehrt worden, blos um Geld zu bekommen; und dieſes ſchimpfliche Mittel hat den Franzöſiſchen Adel in beinahe ſechstauſend Familien erblich gemacht, deren Häupter wechſelsweiſe die Bedienungen gekauft haben.

Eine unbeſchreibliche Menge andrer Bürger, Wechsler, Wundärzte, Kaufleute, Lakaien der Prinzen, und Kommis, hat ſich Adelsbriefe angeſchaft. Dieſe laſſen ſich, nach einigen Generationen, von ihren Notaren den Titel gnädige und mächtige Herren, beilegen. Dergleichen Titel würdigen den alten Adel herab, ohne den neuen ſonderlich emporzuheben.

Nachdem endlich die perſönliche Dienſtleiſtung der alten Ritter und Knappen gänzlich aufgehört hat, und die geſammten Landſtände ſich nicht mehr verſammeln, ſo ſchränkten ſich

die Vorrechte des ganzen, ſowohl alten, als neuen, Adels blos darauf ein, daß derſelbe, ſtatt der Steuern, ein gewiſſes Kopfgeld bezalt. Diejenigen, deren Vater weder Schöffe, noch Rat, noch Edelmann, geweſen war, wurden mit Namen belegt, welche endlich Schimpfwörter geworden ſind. Man nannte ſie *villains* und *roturiers.*

Villain (Städter) kommt von *Ville* (Stadt), weil ehmals nur die Schlosbeſizer Edelleute waren, und *roturier* (Pflüger) vom Landbau, den man *roture*, gleichſam *rupture de terre*, nannte.

Daher kam es, daß oft ein Generallieutenant der Armeen, ein tapfrer narbenvoller Oficier, ſteuerpflichtig war, unterdeſſen daß der Sohn eines Commis gleiche Rechte mit den erſten Kronbedienten genos. Dieſer entehrende Misbrauch iſt allererſt im Jahre 1752. von dem Staatsſekretär des Militärdepartements Herrn d'Argenſon, abgeſtellt worden, welcher, unter allen Miniſtern, für die Truppen am beſten geſorgt hat, und dem ich hier dieſe Lobeserhebung um deſto freimütiger machen kann, da er in Ungnade gefallen iſt.

Dieſe

Dieſe lächerliche Vervielfältigung der Edelleute ohne Bedienung, und ohne wahren Adel; dieſer erniedrigende Unterſchied unter dem unnüzen Geadelten, der dem Staate nichts bezalt, und dem nüzlichen Unadelichen, der Steuern giebt; dieſe Aemter, die man mit Gelde erkauft, und die den leeren Titel *Ecuyer* verſchaffen; alles das iſt andrer Orten unbekannt. Die höchſte Stufe der Thorheit einer Regierung iſt dieſe, den gröſſten Theil der Nation herabzuwürdigen. Wer in England ſo viel Land hat, daß es ihm vierzig Franken einträgt, iſt *homo ingenuus*, ein freier Bürger, ein freier Engländer, und ernennt Deputirte zum Parliament. Alles, was nicht bloſſer Handwerker iſt, wird für einen Edelmann, *gentleman*, anerkannt, und eigentliche Adeliche nach der Strenge der Geſeze ſind nur diejenigen, welche im Oberhauſe die alten Barone und Pairs des Reichs vorſtellen.

In vielen freien Ländern giebt das Recht der Geburt gar keinen Vorzug. Man kennt keinen andern Vorzug, als Bürger zu ſein, und in Baſel kann ſogar kein Edelmann zu einem Amte in der Republik gelangen, wenn er nicht ſeinen Vorrechten als Edelmann entſagt. Inzwiſchen haben die obrigkeitlichen Perſonen in allen freien

Staaten den Titel, *Nobilis*, edel, angenommen, und es iſt unſtreitig der ſchönſte Adel, wenn man, von Vater auf Sohn, einer Republik vorgeſtanden hat. Aber ſo mächtig iſt Gewohnheit und Vorurtheil, daß fünf Jahrhunderte einer ſo reinen Verherrlichung des Geſchlechts nicht hindern würden, daß man in Frankreich Steuern bezalen müſſte, ſo wenig, wie ſie einen Menſchen zur Aufname in das geringſte Teutſche Ordensſtift tüchtig machen würden.

Dieſe Gewohnheiten ſind das Gemälde der Eitelkeit, und der Unbeſtändigkeit; und dieſer Theil der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts iſt eben noch nicht der ſchlimmſte.

Sechstes Kapitel.

Von den Turnieren.

Die in dem Chriſtlichen Europa ſo lange Zeit berühmten, und ſo oft mit dem Bannfluch belegten, Turniere waren edlere Spiele, als das Ringen, das Scheibenwerfen, uud das Wettfahren der Griechen, und lange nicht ſo barbariſch, als das Kämpfen der Gladiatoren bei den Rö-

mern. Mit dieſen Schauſpielen hatten unſre Turniere nichts Aehnliches, wohl aber mit den im Alterthum ſo gemeinen kriegriſchen Uebungen, und mit den Spielen, wovon man, ſeit Homer's Zeiten, ſo viele Beiſpiele findet. Die kriegriſchen Spiele namen ihren Urſprung in Italien, um die Zeiten Theodorich's, welcher im fünften Jahrhunderte die Gladiatoren abſchafte, und zwar nicht durch ein Aufhebungsedikt, ſondern dadurch, daß er den Römern dieſe barbariſche Gewohnheit vorrükte, damit ſie von einem Gothen Menſchlichkeit und feine Sitten lernten. Nachher gab es in Italien, und hauptſächlich in der Lombardei, kriegriſche Spiele, kleine Schlägereien, die man *battaglietta* nannte, und wovon der Gebrauch ſich noch in den Städten Venedig und Piſa erhalten hat.

Der Gebrauch ging bald zu den andern Nationen über. Nithard erzält, daß im Jahre 870. die Kinder Ludwig's des Schwachen ihre Ausſöhnung mit einem ſolchen feierlichen Kampfe feierten, den man nachher Turnier genannt hat. *Ex utraque parte alter in alterum veloci curſu ruebat.* (D. i. von beiden Seiten rannte einer auf den andern, im ſchnellſten Laufe, los.)

Der Kaiſer Heinrich der Vogelſteller feierte ſeine Krönung, im Jahre 920. mit einer ſolchen kriegriſchen Luſtbarkeit. Man kämpfte dabei zu Pferde. Die Zurüſtung war ſo prächtig, wie ſie in einem armen Lande ſein konnte, das noch keine andre bemauerte Städte hatte, als diejenigen, welche, längs dem Rhein, von den Römern erbaut waren.

In Frankreich, in England, bei den Spaniern, und bei den Mauren, ward der Gebrauch beibehalten. Man weis, daß Geofroi de Preuilli, ein Ritter aus dem Ländchen Tours, einige Geſeze für dieſe Spiele entwarf, und zwar gegen das Ende des elften Jahrhunderts. Einige behaupten, daß ſie von Stadt Tours den Namen *Tournois*, Turniere, hatten. Denn man wendete ſich in dieſen Spielen nicht um, wie bei dem Wettfahren der Griechen und Römer. Wahrſcheinlicher iſt es, daß das Wort *tournois* von *épée tournante* herkommt, welches in ſchlechtem Latein *enſis torneaticus* hies, und ein Säbel ohne Spize war, weil man, in dieſen Spielen, keine andre Spize gegen ſeinen Widerpart brauchen durfte, als die Spize der Lanzen.

Dieſe Spiele hieſſen anfänglich, bei den Franzoſen, *empriſes*, *pardons d'armes*; und dieſer Ausdruk *pardon* giebt zu erkennen, daß man nicht bis zum Tode kämpfte. Man nannte ſie auch *béhourdis*, von einer Bewafnung, welche die Bruſt der Pferde bedekte. Renat von Anjou, König von Sicilien und Jeruſalem, und Herzog von Lothringen, der, weil er kein einziges von den genannten Ländern beſas, ſich die Zeit mit Verſemachen und Turnieren vertrieb, ſezte neue Regeln für dieſe Kämpfe auf.

Wer ein Turnier, oder Behourdis, anſtellen will, ſagt er in ſeinen Regeln, mus irgend ein Prinz, oder wenigſtens ein hoher Baron ſein. Der Anſteller eines Turniers ſchikte einen Herold an den Prinzen, den er einladen lies, und lies demſelben einen Degen überreichen, mit der Bitte, die Richter des Kampfs zu benennen.

Die Turniere, ſagt dieſer gute König Renat, können ſehr nüzlich ſein; denn es kann ſich zutragen, daß mancher junge Ritter, oder Knappe, durch ſein Wohlverhalten, bei ſeiner Dame Gunſt und heiſſern Minneſold erwirbt.

Man findet ſodann alle Ceremonien von ihm beſchrieben, wie man, an den Fenſtern, oder Gallerien, des Kampfplazes, die Wapenſchilder der Ritter aufhängt, welche gegen Ritter, und der Knappen, welche gegen Knappen, ſtreiten ſollen.

Alles geſchah, nach den Geſezen des guten Königs Renat, zur Ehre der Damen. Dieſe beſichtigten alle Waffen, theilten den Preis aus, und wenn irgend ein Ritter oder Knappe, der beim Turnier gegenwärtig war, von einer derſelben ſchlecht geſprochen hatte, ſo ſchlugen ihn die andern Turniergäſte ſo lange mit dem Degen, bis die Damen riefen: Gnade! Oder man ſezte ihn rittlings auf das Geländer der Turnierſchranken, wie man heut zu Tage die Soldaten auf dem hölzernen Eſel reiten läſſt.

Auſſer den Turnieren führte man noch ein kriegriſches Spiel ein, welches die Franzoſen *pas d'armes* nennen, und der nemliche König Renat war auch für dieſen Zeitvertreib Geſezgeber. Der *pas d'armes de la gueule du dragon* bei Chinon war im Jahre 1446. ſehr berühmt. Einige Zeit nachher kam der *pas d'armes du château de la joyeuſe garde* noch mehr in Ruf. Es kam bei dieſen Kämpfen darauf an, den Eingang

in ein Schlos, oder den Durchgang durch eine Landſtraſſe zu vertheidigen. Renat hätte beſſer gethan, den Eingang in Sicilien, oder Lothringen, zu verſuchen.

Das Sinnbild dieſes galanten Fürſten war ein Bekken voll glühender Kohlen, mit den Worten: Voll heiſſen Verlangens. Dieses heiſſe Verlangen galt aber nicht ſeinen verlorne Staaten, ſondern das Fräulein Gui de Laval, in welches er verliebt war, und welches er, nach dem Tode der Iſabelle von Lothringen, heuratete.

Dieſe alten Turniere waren es, welche lange vorher, gegen Anfang des zwölften Jahrhunderts, den Wapen den Urſprung gaben. Alle Wapenwiſſenſchaft, wovon man vor dieſem Zeitpunkte träumt, iſt offenbar falſch, ſo wie alle die angeblichen Geſeze der Ritter von der Tafelrunde, wovon die Romanziers ſo viel geſungen haben. Jeder Ritter, der ſich mit geſchloſſnem Helm einfand, lies auf ſein Schild, oder auf ſeinen Waffenrok, einige willkührliche Figuren malen. Daher die bei den alten Romanenſchreibern ſo berühmten Namen der Ritter vom Adler und vom Löwen, Die heraldiſchen Ausdrükke, welche heut zu Tage ſo lächerlich und barba-

riſch klingen, waren damals allgemeine und bekannte Benennungen. Die rote Farbe hies *gueules*; die blaue, *azur*; grün, *ſinople*; ſchwarz, *ſable*; ein Pfahl, *pal*; ein Streif, *faſce*, u. ſ. w.

Wenn es jemals Zeit war, die kriegriſche Turnierſpiele zu billigen, ſo war es zu den Zeiten der Kreuzzüge, da die Uebung in den Waffen notwendig, und gewiſſermaaſſen geheiligt worden war; indeſſen lieſſen ſich die Päbſte, grade zu dieſer Zeit, einfallen, ſie zu verbieten, und ein Bild des Krieges mit dem Bannfluch zu belegen, ſie, die ſo oft wirkliche Kriege angezettelt hatten. Unter andern exkommunizirte Nikolaus der III., eben derſelbe, der hernach die Siciliſche Veſper anriet, alle diejenigen, die bei einem unter Philipp dem Kühnen, im Jahre 1279. in Frankreich angeſtellten Turniere gekämpft hatten, oder auch nur dabei zugegen geweſen waren. Andre Päbſte hingegen billigten dieſe Kämpfe, und der König Johann von Frankreich gab dem Pabſt Urban dem V. ein Turnier zum Beſten, als er, nach ſeiner Gefangſchaft in London, nach Avignon ging, und das Kreuz nam, mit dem phantaſtiſchen Vorhaben, ſich mit den Türken herumzuſchlagen, anſtatt

daß er hätte darauf denken ſollen, ſeinem unglük-lichen Königreiche wieder aufzuhelfen.

In dem Griechiſchen Kaiſerthume wurden die Turniere erſt ſehr ſpät eingeführt. Alle Gebräuche des Occidents wurden von den Griechen verachtet. Sie fanden die Wapen läppiſch, und die Heroldswiſſenſchaft lächerlich. Als endlich, im Jahre 1326. der junge Kaiſer Andronikus eine Prinzeſſin von Savoyen geheuratet hatte, gaben einige junge Savoyarden der Stadt Konſtantinopel das Schauſpiel eines Turniers, und nun gewöhnten ſich die Griechen an dieſe kriegriſche Uebung. Aber mit Turnieren konnte man den Türken nicht widerſtehn; man muſſte gute Armeen und eine gute Regierungsverfaſſung haben, und daran fehlte es den Griechen faſt immer.

Der Gebrauch der Turniere erhielt ſich durch ganz Europa. Eins der feierlichſten war das zu Boulogne-ſur-mer, im Jahre 1309. bei der Vermälung der Prinzeſſin Iſabelle von Frankreich mit dem Könige Eduard dem II. von England. Eduard der III. gab zwei ſchöne Turniere in London. Es ward ſogar eins, zu den Zeiten des unglüklichen Karl's des *VI.* im Jahre 1415. zu Paris gehalten. Darauf

folgten die des Königs Renat von Anjou, wovon wir ſchon geſprochen haben. Sie wurden ſehr häufig bis nach dem Tode des Königs Heinrich's des II., der bekanntermaaſſen in einem Turnier bei dem Pallaſte de la Tournelle, im Jahre 1559. das Leben verlor. Dieſer Vorfall hätte ſie, wie es ſcheint, auf immer abſchaffen ſollen.

Hang, Gewohnheit, und das unthätige Leben der Groſſen, erneuerten indeſſen doch dieſe tödtliche Spiele zu Orleans, ein Jahr nach dem traurigen Tode Heinrich's des II. Der Prinz Heinrich von Bourbon-Montpenſier ward abermals das Opfer davon, und kam, durch einen Fall mit dem Pferde, um das Leben. Nun hörten die Turniere gänzlich auf. Ein Schatten davon erſchien noch in dem *pas d'armes*, welchem Karl der IX. und Heinrich der III. ein Jahr nach der Bartholomäusnacht, hielten, denn in dieſen ent- entſezlichen Zeiten wurden immer Luſtbarkeiten unter die Verbannungen gemiſcht.

Dieſer *pas d'armes* war nicht gefährlich, denn man kämpfte nicht mit ſcharfen Waffen. Bei der Vermälung des Herzogs von Joyeuſe, im Jahre 1581. ward kein Turnier gehalten.

Der Ausdruk Turnier, deſſen ſich das Journal des L'Etoile bei dieſer Gelegenheit bedient, iſt ſehr übel gewählt. Die Edlen kämpften nicht, und was L'Etoile Turnier nennt, war blos eine Art von kriegriſchem Ballet, welches, im Garten des Louvre, von Mietlingen aufgeführt ward; es war eins von den Schauſpielen, welche dem Hofe gegeben wurden, aber kein Schauſpiel, welches der Hof ſelbſt gab. Die Spiele, die man hernach noch immer Turniere nannte, waren weiter nichts, als Karruſels.

Die Abſchaffung der Turniere fällt alſo in das Jahr 1560. Mit denſelben erloſch der alte Geiſt der Ritterſchaft, der nun nicht leicht anders mehr, als in den Romanen, zum Vorſchein kam. Dieſer Geiſt herrſchte ungemein bis zu den Zeiten Franz des I. und Karl's des V. Philipp der II., der ſich in ſeinen Pallaſt einſperrte, lies in Spanien kein andres Verdienſt gelten, als das Verdienſt, ſich unter ſeinen Willen zu ſchmiegen. Frankreich verſank, nach Heinrich's des II. Tode in Schwärmerei, und ward von Religionskriegen verwüſtet. Teutſchland theilte ſich in Römiſchkatholiſche, Lutheraner und Kalviniſten, und vergas die alten

Gebräuche der Ritterſchaft. In Italien wurden ſie von dem Geiſte der Intriken vernichtet.

Auf die *pas d'armes* und auf die Schrankengefechte, welche Nachahmungen der überall abgeſchaften alten Turniere waren, ſind in Spanien die Stiergefechte, in Frankreich, Italien und Teutſchland aber die Karruſels, gefolgt. Es wäre überflüſſig, hier die Beſchreibung dieſer Spiele zu liefern; wir werden es bei dem groſſen Karruſel thun, wovon wir im Jahrhundert Ludwig's des XIV. zu handeln haben. Eins der lezten Karruſels, welches iſt gehalten worden, war das zu Berlin im Jahre 1750. Es ward ſehr gut ausgeführt, und die Brüder des Königs von Preuſſen zeigten dabei viel Geſchiklichkeit und Anmut. Das vorlezte war das ſchöne Karruſel zu Parma im Jahre 1769. bei Gelegenheit der Vermählung des Königlichen Infanten mit der Erzherzogin Marie Amalia von Oeſtreich. Das prächtigſte und ſonderbarſte von allen Turnieren aber war das zu Petersburg, was die Kaiſerin Katharina *II.* gab. Die Damen rannten mit den Kavalieren, und trugen Preiſe davon.

Alle dieſe kriegriſche Spiele fangen an, vernachläſſigt zu werden; und von allen Uebungen,

welche ehedem den Körpern Stärke und Gewandtheit mittheilten, iſt faſt nichts übrig geblieben, als die Jagd; und auch dieſe wird von den meiſten Europäiſchen Fürſten vernachläſſigt. Die Luſtbarkeiten haben ihre Hauptrevolutionen erlitten, ſo gut wie alles Uebrige.

Siebentes Kapitel.

Von den Zweikämpfen.

Die Erziehung des Adels zog den Gebrauch der Zweikämpfe sehr in die Länge, der ſich ſo lange Zeit in Achtung erhielt, und mit den neuern Monarchien zugleich aufkam. Dieſe Gewohnheit, Proceſſe durch einen rechtlichen Kampf abzumachen, war blos den Occidentaliſchen Chriſten bekannt. In der Orientaliſchen Kirche findet man dieſe Zweikämpfe nicht; die alten Nationen wuſſten nichts von dieſer Grauſamkeit. Cäſar erzält in ſeinen Kommentaren, daß zwei ſeiner Hauptleute, die ſich immer feind, und auf einander eiferſüchtig waren, ihren Zwiſt durch eine Ausforderung beilegten; aber dieſe Ausforderung ging dahin, zu zeigen, wer von beiden in der Schlacht die ſchönſten Thaten thun würde.

Einer davon hatte eine groſſe Anzal Feinde über den Haufen geworfen, ward aber verwundet; er fiel, und ſein Nebenbuler leiſtete ihm ſelbſt alle mögliche Hülfe. Das waren die Zweikämpfe der Römer.

Das älteſte Denkmal von Zweikämpfen, die auf Befel der Könige gehalten worden, iſt das Geſez Gondebaut's von Bourgogne, von Teutſcher Herkunft, der Bourgogne unrechtmäſſigerweiſe an ſich geriſſen hatte. Die nemliche Rechtslehre war in unſerm ganzen Occident eingeführt. Das alte Kataloniſche Geſez, welches der gelehrte du Cange anführt, und die Baieriſchen Geſeze, machen verſchiedne Fälle namhaft, in welchen auf Zweikampf erkannt werden muſſte.

In den Sizungen, welche die Kreuzführer zu Jeruſalem hielten, heiſt es: *Le garant, que l'on lieve, ſi come es par pu doit répondre à qui li lieve: Tu ments, & te rendrai mort ô recreau, & veſſi mon gage.*

Das alte Landrecht von der Normandie ſagt: wegen Todſchlag mus Klage erhoben werden, und wenn der Beklagte läugnet, ſo mus er ein Pfand erlegen, und

ſoll von Gerichtswegen, ihm der Kampf erlaubt werden.

Aus dieſen Geſezen erhellet deutlich, daß ein des Todſchlags Beſchuldigter das Recht hatte, auch den zweiten zu begehen. Oft ward ein Civilproces, durch ein ſolches blutiges Verfahren, entſchieden. War eine Erbſchaft ſtreitig, ſo hatte derjenige Recht, der ſich am beſten ſchlug, und die Zwiſtigkeiten der Bürger wurden wie jene der Nationen geſchlichtet, durch die Stärke.

Dieſe Rechtsgelahrtheit erlitt auch ihre Abänderung, wie alle Einrichtungen der Menſchen, ſie mögen klug oder thöricht ſein. Ludwig der Heilige ſezte feſt, daß ein von einem Bürger angeklagter Ritter zu Pferde, und ein von einem Ritter angeklagter Bürger zu Fus kämpfen könnte. Junge Leute unter einundzwanzig Jahren, und Greiſe über ſechzig, nimmt er von dem Geſeze des Zweikampfs aus.

Die Weiber und die Prieſter ernannten Kämpfer, welche ſich, in ihrem Namen, die Hälſe brechen mußten. Glük und Ehre hingen von einer gutgetrofnen Wahl ab. Es geſchah ſogar zuweilen, daß Geiſtliche den Zweikampf anboten und annamen. Man ſah ſie in den Schranken

kämpfen, und aus Wilhelm's des Erobe- rers Verordnungen ſcheint es, daß ſie es nicht, ohne die Erlaubnis ihres Biſchofs, thun durf- ten: *Si clericus duellum ſine epiſcopi licentia ſuſceperit*, &c.

Aus den Verordnungen Ludwig's des Heiligen, und andern von du Cange ange- führten Urkunden, erhellet, daß die Beſiegten zuweilen gehängt, zuweilen enthauptet, oder verſtümmelt, wurden; ſo brachten es die Geſeze der Ehre mit ſich; und dieſe Geſeze waren mit dem Siegel eines heiligen Königs bekräftigt, der in dem Rufe ſteht, daß er dieſe Gewohnheit, die ſich nur für Wilde ſchikt, habe abſchaffen wol- len.

Zu den Zeiten Ludwig's des Jüngern hatte man die Juſtiz doch ſchon ſo verfeinert, daß derſelbe, im Jahre 1168., befal: man ſolle den Zweikampf nur in ſolchen Proceſſen gebieten, wo die Sache wenigſtens fünf Thaler (*quinque ſolidos*) beträfe.

Philipp der Schöne gab ein groſſes Geſezbuch über die Zweikämpfe heraus. Wenn der Nachſuchende ſich durch einen Gevollmäch- tigten ſchlagen, oder einen Kämpfer ernennen wollte, ſo muſſt' er ſagen: Unſer hochgebie-

tender

tender Herr! Ich erkläre und bitte, daß ich, wegen körperlicher Ehehaften, (das heiſſt, wegen Schwäche oder Krankheit,) möge einen von mir gebilligten Ritter nemen können, der in meiner Gegenwart, wenn ich kann, oder in meiner Abweſenheit, mit der Hülfe Gottes, unſrer lieben Frauen, und des gnädigen Herren Sankt George, auf meine Gefahr und Unkoſten, ſeine rechtliche Schuldigkeit thue, u. ſ. w.

Beide Gegner, oder auch ihre Kämpfen, (Verfechter,) erſchienen, am beſtimmten Tage, in achtzig Schritte langen und vierzig Schritte breiten Schranken, welche von bewafneten Gerichtsdienern bewacht wurden. Sie kamen zu Pferde, mit geſenktem Viſir, den Schild am Halſe, das Schwert in der Hand, Degen und Dolch im Gürtel. Es war ihnen befolen, ein Kruzifix, oder das Bild der heiligen Jungfrau, oder irgend eines Heiligen, in ihren Fahnen zu führen. Die Herolde lieſſen die Zuſchauer, alle zu Fus, um die Schranken herum, Plaz nemen. Es war verboten, dem Schauſpiele zu Pferde beizuwohnen, bei Strafe

für einen Edelmann, ſein Pferd, und für einen Bürger, ein Ohr zu verlieren.

Der Zweikampfsmarſchall, mit Hülfe eines Prieſters, lies die beiden Kämpfer auf ein Kruzifix ſchwören, daß ihre Sache gerecht wäre, und ſie keine gezauberte Waffen führten, ſie namen darüber den Herrn Sankt George zum Zeugen, und thaten Verzicht auf das Paradies, wenn ſie die Unwahrheit ſagten. Wenn dieſe Gotteslåſterungen ausgeſprochen waren, ſo rief der Marſchall: Laſſt ſie gehen! warf einen Handſchuh auf die Erde; die Kämpfer begannen, und die Waffen des Beſiegten gehörten dem Zweikampfsmarſchall.

In England wurden ungefähr die nemlichen Förmlichkeiten beobachtet; in Teutſchland aber waren ſie ſehr verſchieden. Man lieſt im *Théâtre d'honneur & de chevallerie*, und in vielen alten Chroniken, daß gemeiniglich der Flekken Hall in Schwaben der Kampfplaz war. Die beiden Gegner kamen und baten die verſammelten vornemſten Schwaben um Erlaubnis, ſich zu ſchlagen. Man gab jedem Kämpfer einen Paten, und einen Beichtiger; das Volk ſang ein *libera*, und am Ende der Schranken ward eine Todtenbahre mit Fakkeln, für den Beſiegten,

hingeſezt. Eben dieſe Ceremonien wurden zu Wirzburg beobachtet.

Es wurden, bis zum dreizehnten Jahrhunderte, durch ganz Europa, viel ſolcher Zweikämpfe in Schranken gehalten. Von den Geſezen dieſer Kämpfe kommen die Sprichwörter her: Die Todten haben Unrecht; die Geſchlagnen bezalen die Zeche.

Die Parlamenter in Frankreich befalen zuweilen dergleichen Kämpfe, wie ſie heut zu Tage einen Beweis durch Dokumente, oder Zeugen, fordern. Unter Philipp von Valois, im Jahre 1343. dekretirte das Parlament, es wäre ein Wettkampf, und die Notwendigkeit ſich todtzuſchlagen, obhanden zwiſchen dem Ritter Dubois, und dem Ritter de Vervins, weil Vervins den Philipp von Valois hätte überreden wollen, daß Dubois Se. Hoheit den König von Frankreich behext hätte.

Der Zweikampf des Legris und Carrouge, auf Befel des Parlaments, unter Karln dem VI., iſt noch heut zu Tage berühmt. Es kam darauf an, zu wiſſen, ob Legris bei der Frau des Carrouge wider ihren Willen geſchlafen hätte, oder nicht.

Lange nachher, im Jahre 1442., erklärte das Parlament in einem feierlichen Proces zwiſchen dem Ritter Patarin, und dem Ecüyer Tachon, daß der vorliegende Fall keinen Zweikampf erfordere, und daß eine ſchwere, und von Zeugen entblößte, Anklage nötig wäre, wenn ein Zweikampf rechtlich verordnet werden ſollte.

Dieſer ſchwere Fall trug ſich im Jahre 1454. zu. Ein Ritter, Namens Jean Picard ward angeklagt, ſeine eigne Tochter gemisbraucht zu haben, und durch richterlichen Ausſpruch zum Zweikampf mit ſeinem Schwiegerſohn, der ſein Ankläger war, zugelaſſen. Das *Théâtre d'honneur & de Chevallerie* ſagt nicht, wie der Kampf ausfiel; er mochte aber ausfallen, wie er wollte, ſo hatte doch immer das Parlament einen Todtſchlag angeordnet, um eine Blutſchande zu beweiſen.

Die Biſchöfe und Aebte, die ſich nach den Parlamentern, und dem Staatsrat der Könige, richteten, befalen auch den Schrankenkampf in ihren Gebieten. Yves de Chartres wirft dem Erzbiſchofe von Sens, und dem Biſchofe von Orleans, vor, daß ſie zu viele Duelle in Civilproceſſen verwilligt hätten. Der Biſchof von Angers, Gerfrol du Maine, zwang im

Jahre 1100. die Mönche von Sankt Serga, durch einen Kampf zu beweiſen, daß gewiſſe Zehnten ihnen zukämen, und der Kämpfe der Mönche, ein ſtämmiger Kerl, gewann ihnen den Proces durch Stokprügel.

Unter dem lezten Stamme der Herzoge von Bourgogne hatten die Bürger der Städte in Flandern das Recht, ihre Forderungen mit dem Schilde und einer Keule von Mispelholz zu beweiſen. Sie beſchmierten ihr Wamms mit Talg, weil ſie gehört hatten, daß die Athleten ſich ehedem mit Oel ſalbten; hernach ſtekten ſie die Hände in ein Fas voll Aſche, und namen Honig, oder Zukker, in den Mund, ſchlugen ſich bis zum Umkommen, und der Beſiegte ward gehangen.

Das Verzeichnis dieſer Schrankenkämpfe, welche von den unumſchränkten Beherrſchern befolen wurden, würde zu weitläuftig ſein. Der König Franz der I. befal zwei auf das feierlichſte, und ſein Sohn Heinrich der II. auch zwei. Der erſte von den Kämpfen, die Heinrich anordnete, war der zwiſchen Jarnac und la Chataigneraye im Jahre 1547. Dieſer behauptete, Jarnac ſchliefe bei ſeiner Stiefmutter, und jener läugnete es. War das ein Bewegungsgrund für einen Monarchen, zu befelen, daß ſie

ſich, in ſeiner Gegenwart, die Hälſe brechen ſollten? Aber ſo waren die Sitten beſchaffen. Jeder der beiden Kämpfen ſchwor auf das Evangelium, daß er für die Wahrheit kampfte, und daß er weder Worte, noch Zaubereien, noch Hexereien, bei ſich trüge.

Als la Chataigneraye an ſeinen Wunden geſtorben war, ſchwur Heinrich der II. daß er keine Zweikämpfe mehr befelen wollte, und zwei Jahre nachher ſtellte er in ſeinem Rate ofne Briefe aus, wodurch zwei jungen Edelleuten anbefolen ward, nach Sedan zu gehn, und ſich dort, unter den Augen des Marſchalls de la Mark, als ſouveränen Prinzen von Sedan, in den Schranken zu ſchlagen. Heinrich glaubte, ſeinen Eid nicht zu brechen, wenn er den Kämpfern beföle, ſich anders wo umzubringen, als in ſeinem Königreiche. Der Hof von Lothringen widerſezte ſich förmlich der Ehre, welche dem Marſchall de la Mark erwieſen ward. Er ſchikte eine Proteſtation nach Sedan, daß alle Zweikämpfe zwiſchen dem Rhein und der Maas, nach den Reichsgeſezen, auf Befel und in Gegenwar der Beherrſcher von Lothringen gehalten werden müſſten. Demungeachtet ward der Kampfplaz zu Sedan angewieſen. Der

Grund zu dieſem von Heinrich dem II. in ſeinem geheimen Konſeil gegebnen Befel war, daß einer der beiden Edelleute, Namens Dagueres, dem andern, Namens Fendilles, in die Hoſen gegriffen hatte. Fendilles ward im Kampfe verwundet, und auf ſein Geſtändnis, daß er Unrecht hätte, von den Herolden aus den Schranken geworfen, und ſeine Waffen zerbrochen; das war eine von den Strafen der Ueberwundnen. Man kann heut zu Tage nicht begreifen, wie ein ſo lächerlicher Proces durch einen geſezlichen Kampf geſchlichtet werden konnte.

Mit allen dieſen Duellen, die wie die alten Gottesurtheile betrachtet wurden, mus man die Zweikämpfe unter den Häuptern zweier Armeen, oder den Rittern der beiden Parteien, nicht vermengen. Solche Kämpfe ſind Kriegesthaten, die zu allen Zeiten unter allen Nationen üblich waren.

Man weis nicht recht, ob man verſchiedne Ausfordrungen eines Königs gegen einen König, oder eines Fürſten gegen einen Fürſten, unter die geſezlichen Duelle, oder unter die Thaten der Ritterſchaft, zälen ſoll. Von beiden Arten haben wir Beiſpiele.

Als Ludwig's des Heiligen Bruder, Karl von Anjou, und Pedro von Arragonien, ſich, nach der Siciliſchen Veſper herausforderten, wurden ſie eins, die Gerechtigkeit ihrer Sache auf ein Duell ankommen zu laſſen, und zwar mit Erlaubnis des Pabſtes Martin's des IV., wie Johann Baptiſt Caraffa in ſeiner Geſchichte von Neapel erzält. Der König Philipp der Kühne von Frankreich wies ihnen das Feld bei Bourdeaux zum Kampfplaz an. Dies hat die gröſſte Aehnlichkeit mit den geſezlichen Duellen. Karl von Anjou kam des Morgens an dem beſtimmten Tage und Orte an, und lies ein Protokoll über das Ausbleiben ſeines Gegners aufnemen, der erſt gegen Abend ankam. Pedro lies ſeinerſeits wieder ein Protokoll über Karl's Ausbleiben aufnemen, weil derſelbe ihn nicht erwartet hatte. Dieſe ſonderbare Ausforderung würde zu den geſezlichen Zweikämpfen gehört haben, wenn beide Könige eben ſo viel Luſt gehabt hätten, ſich zu ſchlagen, als einander Hohn zu ſprechen.

Der Zweikampf, den Eduard der III. dem Philipp von Valois anbieten lies, gehört zur Ritterſchaft. Philipp von Valois ſchlug ihn aus, unter dem Vorwande, daß ein

Oberlehnsherr von ſeinem Vaſallen nicht heraus-gefordert werden könnte. Als aber der Vaſall hernach des Oberlehnsherrn Armeen geſchlagen hatte, bot Philipp den Zweikampf an, den der Ueberwinder Eduard der III. ausſchlug, und ſagte, er wäre zu klug, das, was er durch Schlachten gewonnen hätte, dem Zufall eines Zweikampfs anzuvertrauen.

Karl der V. und Franz der I. forder-ten ſich heraus, ſchikten einander Fehdebriefe zu, und ſagten, ſie hätten in ihrem Hals hinein gelogen, und — ſchlugen ſich nicht. Wir haben kein einziges Beiſpiel von Königen, die in den Schranken gefochten hätten; aber die An-zal der Ritter, die ihr Blut in ſolchen Fällen ver-ſchwendet haben, iſt erſtaunlich.

Wir haben ſchon den Fehdebrief des Herzogs von Bourbon angeführt, der, um nicht müſ-ſig zu gehen, einen ganz unnötigen Zweikampf zur Ehre der Damen, vorſchlug.

Einer der berühmteſten iſt der Fehdebrief des Jean de Verchin, eines Rittes von groſſem Ruf, der Senechal vom Hennegau war. Er lies in allen groſſen Städten Europens anſchla-gen, er wolle ſich, auf Leben und Tod, er allein, oder ſelbſechste, auf Degen, Lanze, oder Streitaxt,

ſchlagen, mit der Hülfe Gottes, der hei- igen Jungfrau, des gnädigen Herrn Sankt George, und ſeiner Dame. Der Kampf ſollte in einem Dorfe von Flandern, Namens Conchy, vor ſich gehn. Weil aber niemand erſchien, ſich mit dieſem Flamländer zu ſchlagen, ſo that er ein Gelübde, in dem ganzen Königreich Frankreich und Spanien, immer von Haupt zu Fuſſe gewafnet, Abenteuer aufzuſuchen, worauf er ſeinen Pilgerſtab dem gnädigen Herrn Sankt Jakob in Galicien widmete. Hieraus erhellet, daß Don Quixott's Urbild aus Flandern war.

Der ſchreklichſte Zweikampf, der jemals iſt angetragen worden, und der doch am meiſten entſchuldigt werden kann, iſt der Zweikampf des lezten Herzogs von Geldern, Arnhold oder Arnhout, deſſen Staaten dem Stamme von Bourgogne zufielen, hernach der Spaniſch-Oeſtreichiſchen Familie zugehörten, und wovon ein Theil heut zu Tage frei iſt.

Adolph, der Sohn dieſes lezten Herzogs Arnhold, bekriegte ſeinen Vater im Jahre 1470 zur Zeit des Burgundiſchen Herzogs Karl's des Kühnen; und dieſer Adolph erklärte öffentlich, in Karl's Beiſein, daß ſein Vater

nun lange genug genoſſen hätte, und er wollte nun auch genieſſen. Wollte ſein Vater ein kleines Jahrgehalt von dreitauſend Gulden annemen, ſo woll' er ihm gern damit dienen. Karl, der ſehr mächtig war, ehe er unglüklich ward, bewog den Vater, und den Sohn, vor ihm in Perſon zu erſcheinen. Der Vater, obgleich alt und ſchwach, warf das Fehdezeichen hin, und bat den Herzog von Bourgogne um die Erlaubnis, ſich auf ſeinem Hofe mit ſeinem Sohn zu ſchlagen. Der Sohn nam es an, aber der Herzog Karl gab es nicht zu, und nachdem der Vater, wie billig, ſeinen nichtswürdigen Sohn enterbt, und Karl'n ſeine Staaten zugewendet hatte, ſo verlor dieſer Prinz dieſe und ſeine igne Staaten, nebſt ſeinem Leben, in einem Kriege, der noch ungerechter war, als alle die Zweikämpfe, von welchen wir geſprochen haben.

Was am meiſten zur Abſchaffung dieſer Gebräuche beitrug, war die neue Art, wie man die Armeen gegen einander fechten lies. Der König Heinrich der IV. brachte die Lanzen, in der Schlacht bei Jvri, um ihr Anſehn; und heut zu Tage, da die Ueberlegenheit im Feuern bei den Schlachten alles entſcheidet, würde ein Ritter übel ankommen, wenn er mit eingelegter

Lanze erſchiene. Ehmals beſtand die Tapferkeit darin, daß man, von Haupt zu Fus bewafnet, auf einem Kutſchpferde feſt ſas, welches auch mit Eiſen bewafnet war. Heut zu Tage beſteht ſie darin, daß man langſam und ruhig vor der Mündung von hundert Kanonen auf marſchirt, welche zuweilen ganze Glieder in den Sand ſtrekken.

Als die geſezlichen Zweikämpfe nicht mehr gewöhnlich waren, aber die Ausforderungen der Ritterſchaft noch galten, fingen die Zweikämpfe unter Privatperſonen mit aller Wut an. Jeder gab ſich, bei dem geringſten Zwiſt, die Erlaubnis, die man ſonſt von den Parlamenten, Biſchöfen und Königen, forderte.

Die Zweikämpfe waren viel ſeltner, als ſie feierlich von gerichtswegen vorgeſchrieben wurden, und als ſie von den Gerichten unterſagt wurden, waren ſie unzälig. Man nam bald auch Sekundanten bei dieſen Kämpfen an, wie man ſolche auch bei den ritterlichen Kämpfen gehabt hatte.

Einer der berühmteſten Kämpfe in der Geſchichte iſt der, welchen Cailus, Maugiron und Livarot, gegen Antraguet, Riberac und Schomberg, unter Heinrich's des III.

Regierung, auf dem heutigen *place royale* zu Paris, gekämpft haben, wo ehmals der Pallaſt des Tournelles ſtand. Seit dieſem Kampfe verging faſt kein Tag, der nicht durch irgend ein Duell war bezeichnet worden, und dieſe Raſerei ging ſo weit, daß es Gensd'armenkompagnien gab, worinn man keinen aufnam, der ſich nicht wenigſtens Einmal geſchlagen hatte, oder nicht eidlich angelobte, ſich noch in demſelben Jahre zu ſchlagen. Dieſe entſezliche Gewohnheit hat bis auf Ludwig's des XIV. Zeiten gedauert.

Achtes Kapitel.

Von Karl'n dem *VIII.* und dem Zuſtande Europen's als er die Eroberung von Neapel unternam.

Ludwig der *XI.* hinterlies ſeinen Sohn Karl'n den *VIII.*, ein vierzehnjähriges Kind, von ſchwächlichem Körper, und gänzlich ungebildetem Geiſte, als Herrn des ſchönſten und mächtigſten Königreichs, welches Europa damals aufzuweiſen hatte. Aber er hinterlies demſelben auch einen bürgerlichen Krieg, der bei minder-

jährigen Regierungen faſt unvermeidlich iſt. Nach Karl's des V. Geſezen war der König zwar nicht minderjährig, wohl aber nach den Geſezen der Natur. Seine älteſte Schweſter Anne, Gemalin des Herzogs von Bourbon-Beaujeu, führte die Regierung, nach dem Teſtamente ihres Vaters, und man behauptet, daß ſie deſſen würdig war. Der Herzog Ludwig von Orleans, erſter Prinz vom Geblüte, der hernach eben der König Ludwig der XII. ward, deſſen Andenken ſo ſehr geliebt wird, war anfänglich die Geiſſel des Staats, deſſen Vater er in der Folge ward. Von der einen Seite konnte ihm die Eigenſchaft eines erſten Prinzen vom Geblüte kein Recht zur Regierungsverwaltung, ja nicht einmal den Vorrang über die Pairs des Reichs, geben, welche älter waren, als er. Von der andern Seite ſchien es immer befremdlich, daß ein Frauenzimmer, welches die Landesgeſeze für des Thrones unfähig erklärten, doch, im Namen eines andern, regieren ſollte. Der ehrgeizige Herzog Ludwig von Orleans, (denn auch die tugendhafteſten Fürſten ſind ehrgeizig,) erregte dem Könige, ſeinem Herrn, einen bürgerlichen Krieg, um ſein Vormund zu ſein.

Nun merkte das Pariſer Parlament, was für einen Einflus es künftig, bei minderjährigen Regierungen, haben könnte. Der Herzog von Orleans wandte ſich an die verſammelte Parlumentskammern, um ein Dekret zur Veränderung der Regierung auszuwirken. Der rechtsgelehrte La Vaquerie, als erſter Präſident, antwortete, das Parlament bekümmre ſich weder um Finanzen, noch um die Regierung des Staats; dies ſei die Sache der geſammten Landſtände, welche aber vom Parlament nicht repräſentirt werden.

Aus dieſer Antwort erhellet, daß Paris damals ruhig war, und das Parlament es mit der Regentin hielt. Der bürgerliche Krieg tobte nur 1488.
in den Provinzen, und hauptſächlich in Bretagne, wo der alte Herzog Franz der II. des Herzogs von Orleans Partei ergrif. Bei Saint-Aubin in Bretagne kam es zur Schlacht. Es iſt zu bemerken, daß ſich bei der Armee der Bretagner und des Herzogs von Orleans vier bis fünfhundert Engländer befanden, ungeachtet der Unruhen, welche England damals ganz erſchöpften. Wenn es darauf ankam, Frankreich anzugreifen, ſo ſind die Engländer ſelten neutral geblieben. Der groſſe Feldherr Louis de la

Trimouille ſchlug das Heer der Europäer, und nam das Haupt derſelben, den Herzog von Orleans gefangen, welcher in der Folge ſein Landsherr ward. Man kann ihn für den dritten der Kapetingiſchen Könige halten, der im Treffen gefangen ward, und er war noch nicht der lezte. Der Herzog von Orleans ward beinahe drei Jahr in den Thurn von Bourges verſperrt, bis daß Karl der VIII. ſelbſt kam, und ihm die Freiheit wieder gab. Die
1491. Sitten der Franzoſen waren ſehr viel ſanfter, als die Sitten der Engländer; denn dieſe, die zu eben der Zeit von bürgerlichen Kriegen heimgeſucht wurden, lieſſen gemeiniglich ihre überwundne Feinde unter dem Beile des Henkers mit dem Leben büſſen.

Der Friede, und Frankreichs Gröſſe, wurden, durch Karl's des *VIII.* Vermälung, befeſtigt, welcher endlich den alten Herzog von Bretagne zwang, ihm ſeine Tochter, und ſeine Staaten, zu geben. Die Prinzeſſin Anne von Bretagne, einen der ſchönſten Prinzeſſinnen ihrer Zeit, liebte den Herzog von Orleans, der noch jung und überaus angenem war, und der alſo, durch dieſen Bürgerkrieg ſeine Freiheit und ſeine Braut zugleich verlor.

Von

Von den Heuraten der Fürſten hängt in Europa das Schikſal der Völker ab. Der König Karl der *VIII.*, welcher zur Zeit ſeines Vaters, die Erbin Marie von Bourgogne hätte heuraten können, konnte noch die Tochter dieſer Marie und des Römiſchen Königs Maximilian's heuraten, und Maximilian ſeinerſeits, als Wittwer der Marie von Bourgogne, hatte ſich mit Recht geſchmeichelt, die Prinzeſſin Anne von Bretagne zu bekommen. Er hatte dieſelbe ſogar ſchon durch Prokuration geheuratet, und der Graf von Naſſau hatte, den damaligen Sitten gemäs, ſchon, im Namen des Römiſchen Königs, ein Bein zu der Prinzeſſin in's Bett geſtekt. Aber der König von Frankreich vollzog, dem allen ungeachtet, doch ſeine Vermälung. Er bekam die Prinzeſſin und Bretagne zum Heuratsgut, welches nachher zu einer Provinz von Frankreich iſt gemacht worden.

Frankreich hatte damals den Gipfel ſeines Ruhms erreicht. Es mußten grade ſo viele Fehler gemacht werden, als man wirklich machte, wenn es nicht die Schiedsrichterin von Europa werden ſollte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wir wiſſen ſchon, daß der lezte Graf von Provence dieſes Land Ludwig dem *XI.* im Teſtament vermachte. Dieſer Graf, mit welchem das Haus Anjou erloſch, nam den Titel eines Königs beider Sicilien an, welche Länder ſein Haus ſeit langer Zeit verloren hatte. Er vererbte dieſen Titel auf Ludwig den *XI.* mit dem weſentlichern Vermächtnis der Provence.

Karl der *VIII.* wollte nicht einen leeren Titel führen, und die Anſtalten waren bald gemacht, Neapel zu erobern, und ganz Italien zu beherrſchen. Hier müſſen wir uns einen Begrif zu erwerben ſuchen, in welchem Zuſtande Europa zu den Zeiten dieſer Begebenheiten, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, war.

Neuntes Kapitel.

Europen's Zuſtand am Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Von Teutſchland und hauptſächlich von Spanien. Von der unglüklichen Regierung Heinrich's des *IV.* mit dem Zunamen der Unvermögend. Von Iſabelle und Ferdinand. Einname von Granada. Verfolgung der Juden und Mauren.

Der Kaiſer Friedrich der III., aus dem 1493. Hauſe Oeſtreich, war eben geſtorben. Er hatte ſeinem, bei ſeinen Lebzeiten zum Römiſchen König erwählten, Sohne Maximilian das Kaiſerthum hinterlaſſen. Aber dieſe Römiſche Könige hatten nicht die geringſte Gewalt mehr in Italien. Diejenige, die man ihnen in Teutſchland noch lies, war nicht viel gröſſer, als die Gewalt des Doge zu Venedig; und das Haus Oeſtreich war bei weitem noch nicht furchtbar. Vergebens zeigt man zu Wien die Grabſchrift: Hier liegt Friedrich der *III.* gottſeligen Andenkens, Mehrer des Reichs, unumſchränktes Oberhaupt der Chriſtenheit, König von Ungarn, Dalmatien und Kroatien, Erzherzog von Oeſtreich, u. ſ. w., ſie beweiſt blos die Eitelkeit

in Grabſchriften. Er beſas nie etwas mehr von Ungarn, als die mit einigen Edelſteinen gezierte Krone, die er immer in ſeinem Zimmer verwahrte, und die er weder ſeinem Mündel Ladislaus, welcher König von Ungarn war, noch denenjenigen zurükſchikte, welche nachher von den Ungarn erwählt wurden, und gegen die Türken fochten. Er beſas kaum die Hälfte der Oeſtreichiſchen Länder; ſeine Vettern beſaſſen das Uebrige, und was der Titel des Oberhaupts der Chriſten betrift, ſo iſt leicht einzuſehen, ob er denſelben verdiente. Sein Sohn Maximilian hatte, auſſer den Domänen ſeines Vaters, die Regierung der Staaten ſeiner Gemalin Marie von Bourgogne, die er aber nur, im Namen ſeines Sohns Philipp's des Schönen, führte. Uebrigens iſt bekannt, daß man ihn *Maſſimiliano pochi danari* nannte, welches eben keinen mächtigen Prinzen andeutet.

England, welches noch beinahe wild war, und, wie wir bald ſehn werden, von den innerlichen Kriegen zwiſchen der weiſſen Roſe und der roten Roſe, lange Zeit hindurch, war zerriſſen worden, fing kaum wieder an, unter ſeinem Könige Heinrich dem VII. zu Athem zu kommen, welcher, nach Ludwig's des XI.

Beiſpiel, die Baronen niederdrükte, und das Volk begünſtigte.

In Spanien waren die Chriſtlichen Prinzen immer uneinig geweſen. Das Geſchlecht Heinrich's Traſtamara, dieſes kronenräubriſchen Baſtard's, (denn wir müſſen die Dinge bei ihrem rechten Namen nennen,) herrſchte noch immer in Kaſtilien, und ein Kronenraub von noch mehr ſeltſamer Art war die Quelle der Spaniſchen Gröſſe.

Heinrich der IV. einer von des Traſtamara Nachkömmlingen, der ſeine unglükliche Regierung im Jahre 1454. antrat, war von dem Genuſſe der Wollüſte entnervt. Wenn ein Hof gänzlich in Schwelgerei verſunken war, ſo fehlte es niemals an gänzlichen Staatsveränderungen, oder wenigſtens an Empörungen. Seine Gemalin Donna Juana, die ich ſo nenne, um ſie von ihrer Tochter Johanna, und von den andern Prinzeſſinnen dieſes Namens, zu unterſcheiden, eine Tochter des Königs von Portugal, gab ſich gar nicht einmal die Mühe, ihre Buhlereien heimlich zu halten. Wenig Frauenzimmer haben, bei ihren Liebeshändeln, ſich ſo ſehr über allen Wohlſtand hinweggeſezt. Der König Dom Heinrich der IV. brachte

ſeine Tage in Geſellſchaft der Liebhaber ſeiner Gemalin zu, und die Liebhaber leiſteten den Buhlerinnen des Königs Geſellſchaft. Alle zuſammen aber gaben den Spaniern das Beiſpiel der gröſſten Weichlichkeit und zügelloſeſten Ausſchweifung.

Bei dieſer Schwachheit der Regierung wurden die Misvergnügten, die zu jeder Zeit, und in jedem Lande, den gröſſten Haufen ausmachen, in Kaſtilien ſehr ſtark. Die Regierungsverfaſſung in dieſem Königreiche war ſo, wie ſie Frankreich, England, Teutſchland, und alle monarchiſche Staaten in Europa ſo lange Zeit gehabt hatten. Die Vaſallen namen Antheil an der Obergewalt. Die Biſchöfe waren nicht unumſchränkte Fürſten, wie in Teutſchland; aber ſie waren groſſe Herren, und mächtige Vaſallen, wie in Frankreich.

Ein Erzbiſchof von Toledo, Namens Carillo, und verſchiedne andre Biſchöfe, ſtellte ſich an die Spize der Faktion gegen den König. Man ſah in Spanien eben die Unruhen entſtehn, welche Frankreich, unter Ludwig dem Gutmütigen, zerrütteten, Teutſchland, unter ſo vielen Kaiſern, plagten, und die wir in Frankreich, unter Heinrich dem IV. werden wieder auf-

leben, und England, unter Karl'n dem I. verwüſten ſehn.

Die mächtig gewordnen Rebellen entſezten ihren König im Bildnis. Auf eine ſolche Ce- 1465. remonie war man, bis dahin, noch niemals verfallen. In der Ebne bei Avila ward eine geräumige Schaubühne errichtet. Auf dieſer Bühne ſtand eine ſchlechte hölzerne Statüe, welche den Don Heinrich vorſtellte, und mit den Königlichen Kleidern und Inſignien bekleidet war. Das Abſezungsurtheil ward der Statue vorgeleſen. Der Erzbiſchof von Toledo nam ihr die Krone ab, ein andrer den Degen, noch ein andrer den Zepter, und ein jüngrer Bruder des Königs Heinrich, Namens Alphons, ward auf derſelben Bühne zum König erklärt. Auf dieſe Komödie folgten alle tragiſche Abſcheulichkeiten bürgerlicher Kriege. Der Tod des jungen Prinzen, dem die Zuſammenverſchwornen das Königreich gegeben hatten, machte dieſen Unruhen noch kein Ende. Der Erzbiſchof und ſeine Partei erklärten den König für unvermögend, zu einer Zeit, da er Buhlerinnen in Menge um ſich hatte; und, durch ein in allen Landen unerhörtes Verfahren, thaten ſie den Ausſpruch, daß ſeine Tochter Johanna ein Kebskind, im Ehebruch erzeugt, und

des Thrones unfähig wäre. Vormals hatte man das Kebskind Traſtamara, nach der Empörung deſſelben gegen ſeinen rechtmäſſigen König, als König anerkannt; und hier iſt es ein rechtmäſſiger König, den man vom Thron ſtöſſt, und deſſen Tochter man für unecht und untergeſchoben erklärt, ob ſie gleich öffentlich von der Königin geboren, und von ihrem Vater anerkannt war.

Verſchiedne Groſſe machten Anſpruch an den Thron; aber die Rebellen entſchloſſen ſich, lieber die ſiebzehnjährige Schweſter des Königs zur Königin anzunemen, als ſich einem ihres Gleichen zu unterwerfen; und wollten alſo lieber, im Namen einer jungen Prinzeſſin, die noch keinen Einflus hatte, den Staat zerreiſſen, als ſich einen Herrn geben.

Nachdem alſo der Erzbiſchof ſeinen König, im Namen des Infanten, bekriegt hatte, ſezte er den Krieg, im Namen der Infantin, fort; und der König konnte am Ende die Unruhen nicht anders ſtillen, und ſich auf dem Thron erhalten, als durch einen der ſchimpflichſten Traktate, den je ein Landesherr unterzeichnet hat. Er erkannte ſeine Schweſter Iſabelle für ſeine einzige rechtmäſſige Erbin, mit Hintanſezung

der Rechte ſeiner eignen Tochter Johanna; und dagegen lieſſen ihm die Aufrührer den Namen eines Königs. So hatte der unglükliche Karl der VI. in Frankreich die Enterbung ſeines eignen Sohns unterzeichnet.

Um dieſes ſchimpfliche Werk zu vollenden, muſſte man der jungen Iſabelle einen Gemal geben, der im Stande war, ihre Partei zu unterſtüzen. Sie warfen die Augen auf den Erbprinzen Ferdinand von Arragonien, der mit Iſabelle'n ungefähr in gleichem Alter war. Der Erzbiſchof verheuratete ſie insgeheim, und die- 1469.
ſe, unter ſo traurigen Vorbedeutungen, vollzogne Vermälung war doch die Quelle von Spanien's Gröſſe. Sie erneuerte ſogleich die Zwiſtigkeiten, die bürgerlichen Kriege, die trügriſchen Traktaten, und die falſchen Ausſöhnungen, welche den Has nur vermehren. Heinrich ward, nach einer dieſer Ausſöhnungen, bei einer Malzeit, die ihm einige ſeiner ausgeſöhnten Feinde gaben, von heftigen Zufällen befallen, und ſtarb 1474.
kurz nachher.

Vergebens hinterlies er, bei ſeinem Sterben, ſeiner Tochter Johanna ſein Königreich; vergebens ſchwor er, daß ſie ſein rechtmäſſiges Kind wäre; weder ſeine Eidſchwüre auf dem Todbet-

te, noch die Eidſchwüre ſeiner Gemalin, konn- ten; gegen die Partei Iſabellen's und Ferdi- nand's, des nachmaligen Königs von Arrago- nien und Sicilien, mit dem Beinamen der Ka- tholiſche, die Oberhand behalten. Sie lebten zuſammen, nicht wie zwei Eheleute, deren Gü- ter, unter der Verwaltung des Mannes, gemein ſind, ſondern wie zwei genaue verbündete Mo- narchen. Sie liebten ſich nicht, und haſſten ſich nicht, kamen nur ſelten zuſammen, hatten jeder ſein beſondres Konſeil, waren in Regierungsan- gelegenheiten oft eiferſüchtig auf einander, und noch öfter die Königin auf die Untreue ihres Gemals, der alle groſſe Bedienungen mit ſeinen unechten Kindern beſezte; aber durch gemein- ſchaftliches Intereſſe unzertrennlich verbunden, handelten ſie nach einerley Grundſäzen, hatten im- mer Religion und Frömmigkeit im Munde, und waren einzig und allein mit ihrem Ehrgeiz be- ſchäftigt. Johanna, die wahre Erbin von Ka- ſtilien, konnte ihrer vereinigten Macht nicht wi- derſtehn. Ihr Oheim, der König Don Al- phons von Portugal, der ſie heuraten wollte, ergrif die Waffen für ſie. Aber das Ende ſo vie- ler Anſtrengungen und Unruhen war, daß die

arme Prinzeſſin ein für den Thron beſtimmtes Leben in einem Kloſter zubringen muſſte. 1479.

Nie ward eine Ungerechtigkeit beſſer bemäntelt, noch glüklicher in's Werk geſezt, und, durch ein kühnes und kluges Betragen, beſſer gerechtfertigt. Iſabelle und Ferdinand bildeten eine Macht, wie ſie Spanien, ſeit der Wiederherſtellung der Chriſten, noch nicht geſehn hatte. Die Muhammedaniſchen und Arabiſchen Mauren hatten nichts mehr, als das Königreich Granada, und waren ihrem Untergange in dieſem Theil Europa's nahe, unterdeſſen daß die Muhammedaniſchen Türken im Begrif zu ſtehn ſchienen, den andern Theil zu unterjochen. Im Anfange des achten Jahrhunderts hatten die Chriſten, durch ihre Uneinigkeiten, Spanien verloren, und eben dieſelbe Urſach vertrieb auch die Mauren aus Spanien.

Der König Alboaſſan von Granada ſah ſeinen Neffen Boabdilla gegen ſich empört. Ferdinand der Katholiſche ermangelte nicht, dieſen Bürgerkrieg zu nähren, und dem Neffen gegen den Oheim beizuſtehn, um ſie beide, einen durch den andern, zu ſchwächen. Bald nach Alboaſſan's Tode, grif er, mit der Macht von Kaſtilien und Arragonien, ſeinen Bundes-

genoſſen Boabdilla an. Es koſtete ſechs Jahre Zeit, das Muhammedaniſche Königreich zu erobern. Endlich ward die Stadt Granada belagert. Die Belagerung dauerte acht Monate. Die Königin Iſabelle kam perſönlich dahin, um ihres Triumphes zu genieſſen.

Der König Boabdilla ergab ſich auf Bedingungen, welche bewieſen, daß er ſich noch hätte vertheidigen können; denn es ward feſtgeſezt, daß man ſich weder an dem Vermögen, noch an den Geſezen, noch an der Freiheit, noch an der Religion der Mauren vergreifen, ja ſogar ihre Gefangne ohne Löſegeld freigeben, und den Juden, die in dem Traktat mit eingeſchloſſen waren, eben dieſelben Freiheiten zugeſtehn ſollte.
1491. Auf dieſe Bedingung verlies Boabdilla ſeine Hauptſtadt, und übergab die Schlüſſel davon Ferdinanden und Iſabelle'n, welche ihm zum leztenmal als König begegneten.

Zeitgenoſſen ſchreiben, daß er Thränen vergos, als er nach den Mauren dieſer Stadt zurükſah, welche vor beinahe fünfhundert Jahren von den Muhammedanern erbaut, volkreich, wohlhabend, und mit dem geräumigen Pallaſte der Mauriſchen Könige geziert war, der die ſchönſten Bäder Europa's enthielt, und worin verſchiedne ge-

wölbte Sääle auf hundert alabaſternen Säulen ruhten. Der Luxus, den er bedauerte, war vermutlich die Urſach ſeines Falles. Er ging nach Afrika, wo er ſein Leben beſchlos.

Ferdinand ward in Europa für den Rächer der Religion, und für den Wiederherſteller des Vaterlandes, angeſehn. Er ward, von Stund an, König von Spanien genannt. In der That fehlte ihm, der von Kaſtilien durch ſeine Gemalin, von Granada durch ſeine Waffen, und von Arragonien durch ſeine Geburt, Herr war, weiter nichts, als Navarra, welches er in der Folge angrif. Mit Frankreich hatte er groſſe Streitigkeiten wegen des Gebiets von Cerdagne und Rouſſillon, welche Ludwig dem *XI.* verpfändet waren. Man kann denken, daß er, als König von Sicilien, mit eiferſüchtigen Augen anſah, daß Karl der *VIII.* im Begrif ſtand, nach Italien zu gehn, und das Haus Arragonien von dem Thron von Neapel zu verdrängen.

Wir werden bald die Früchte einer ſo natürlichen Eiferſucht zur Reife kommen ſehn. Ehe wir aber die Zänkereien der Könige beleuchten, wollen wir immer vorher das Schikſal der Völker betrachten. Es fällt in die Augen, daß Ferdinand und Iſabelle Spanien nicht in dem Zu-

ſtande fanden, worin es hernach, unter Karl'n dem V., und unter Philipp dem II. war. Dieſes Gemengſel von alten Weſtgothen, Vandalen, Afrikanern, Juden und andern unbekannten Nationen, verheerte, ſeit langer Zeit, das Land, um welches ſie ſich zankten. Es war nur unter Muhammedaniſchen Händen fruchtbar. Die beſiegten Mauren waren die Pächter der Ueberwinder geworden, und die Chriſtlichen Spanier lebten lediglich von der Arbeit ihrer alten Feinde. Die Spaniſchen Chriſten hatten weder Manufakturen, noch Handel, ſogar wenig Gebrauch der notwendigſten Bedürfniſſe des Lebens, faſt gar kein Hausgerät, kein Wirtshaus auf den Landſtraſſen, keine Bequemlichkeit in den Städten; von feinem Leinen wuſſte man daſelbſt lange Zeit gar nichts, und das grobe war äuſſerſt ſelten. Ihr ganzer einheimiſcher und auswärtiger Handel ward von den Juden betrieben, die ſich einer Nation notwendig gemacht hatten, welche nichts verſtand, als Krieg zu führen.

Als man, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1492. die Quelle des Spaniſchen Elendes unterſuchen wollte, fand man, daß die Juden, durch Handel und Wu-

cher, alles Geld des Landes an ſich gezogen hat-
ten. Man zälte in Spanien mehr als hundert-
undfunfzigtauſend Köpfe von dieſer fremden ſo
verhaſſten und ſo notwendig gewordnen Nation. 1492
Viele groſſe Herren, welchen nichts übrig geblie-
ben war, als ihre Titel, verheurateten ſich mit
Jüdinnen, und erſezten, durch dieſe Heuraten,
was ihre Verſchwendung ihnen gekoſtet hatte. Sie
fanden dabei um ſo weniger Bedenken, als ſich
die Mauren und die Chriſten, ſeit langer Zeit,
häufig unter einander verheurateten. Ferdinand
und Iſabelle lieſſen in ihrem Konſeil beratſchla-
gen, wie man ſich von der heimlichen Tyrannei
der Juden losmachen könnte, nachdem man die
Tyrannei der Arabiſchen Ueberwinder zu Boden
geſchlagen hatte. Endlich faſſte man, im Jah-
re 1492. den Entſchlus, ſie wegzujagen und aus-
zuplündern. Man gab ihnen nur ſechs Mona-
te zum Verkauf ihrer Habſeligkeiten, die ſie im
niedrigſten Preiſe verkaufen muſſten. Man ver-
bot ihnen bei Lebensſtrafe, Gold, Silber, und
Juwelen, mitzunemen. Es gingen dreiſſigtau-
ſend Jüdiſche Familien aus Spanien, welches,
die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, hundert-
undfunfzigtauſend Perſonen beträgt.

Einige begaben ſich nach Afrika, und die übrigen nach Portugal und Frankreich; viele kamen zurük, und gaben vor, ſie wären Chriſten geworden. Man hatte ſie verjagt, um ihre Reichthümer zu bekommen; man nam ſie auf, weil ſie wieder dergleichen mitbrachten, und wider ſie hauptſächlich ward das Inquiſitionsgericht eingeführt, damit man ihnen, bei der geringſten Uebung ihrer Religion, Vermögen und Leben von Rechts wegen entreiſſen könnte. So behandelt man in Indien die Banianen nicht, welche daſelbſt genau eben das ſind, was die Juden in Europa, nemlich, von allen Völkern durch eine Religion abgeſondert, welche mit den Jahrbüchern der Welt gleich alt iſt, und mit denſelben durch die Notwendigkeit des Handels wieder vereinigt, wovon ſie die Faktoren ſind, und eben ſo reich, wie die Juden bei uns. Dieſe Banianen und die Guebern, welche eben ſo alt, und von den übrigen Menſchen eben ſo abgeſondert ſind, wie ſie, werden indeſſen doch überall gern geſehn; die Juden allein werden von allen Völkern, wo man ſie duldet, verabſcheuet.

Einige Spanier haben behauptet, daß die Jüdiſche Nation anfing, furchtbar zu werden. Durch ihren Wucher war ſie den Spaniern ſchädlich;

lich; aber furchtbar war ſie nicht, weil ſie nicht kriegriſch war. Man ſtellte ſich, als wenn man ſich über die Eitelkeit beunruhigte, womit die Juden vorgaben, lange vor den Chriſten auf den ſüdlichen Küſten des Königreichs angeſeſſen geweſen zu ſein. Wahr iſt es, daß ſie vor undenklicher Zeit nach Andaluſien gekommen waren. Dieſe Wahrheit umhüllten ſie mit lächerlichen Fabeln, wie denn dieſes Volk von jeher dergleichen geſchmiedet hat. Immer aber geben ſich die Vernünftigſten deſſelben blos mit dem Handel ab, und überlaſſen den Rabbinismus denenjenigen, welche nichts Beſſers vorzunemen wiſſen. Die Spaniſchen Rabbiner hatten viel geſchrieben, um zu beweiſen, daß, zu Salomo's Zeiten eine Jüdiſche Kolonie auf den Küſten geblühet, und das alte Betis oder Betica dieſem dritten Könige von Paläſtina einen Tribut bezalt hätte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Phönicier, als ſie Andaluſien entdekten, und daſelbſt Kolonien anlegten, Juden dort angeſezt haben, welche als Mäkler gebraucht wurden, wie ſie überall gebraucht werden. Aber die Juden haben von jeher die Wahrheit, durch abgeſchmakte Fabeln verunſtaltet. Sie brachten falſche Denkmünzen und falſche Inſchriften zum Vorſchein.

Dieſe Art von Betrug kam zu den andern weſentlichern hinzu, deren man ſie beſchuldigte, und trug nicht wenig zu ihrem Falle bei.

Seit dieſer Zeit machte man in Spanien und in Portugal einen Unterſchied unter alten und neuen Chriſten, unter Familien, in welche Muhammedaniſche Mädchen, und unter ſolchen, in welche Jüdinnen durch Heurat waren verpflanzt worden.

Der vorübergehende Nuzen indeſſen, welchen die Regierung von der dieſem wuchriſchen Volke angethanen Gewaltthätigkeit zog, beraubte dieſelbe bald genug der gewiſſen Einname, welche die Juden vormals an den Königlichen Fiskus bezalten. Dieſer Ausfall war bis zu der Zeit merklich, da man die Schäze der Welt einſammelte. Man ſuchte dem Mangel ſo viel möglich, durch Bullen abzuhelfen. Die im Jahre 1509. von Julius dem II. gegebne Kruſadenbulle brachte der Regierung mehr ein, als die Auflage auf die Juden. Jeder Unterthan iſt gezwungen, dieſe Bulle zu kaufen, um das Recht zu haben, in der Faſten, und alle Freitage und Sonnabende im Jahre, Fleiſch zu eſſen. Wer zur Beichte geht, kann nicht die Abſolution empfangen, wenn er nicht dieſe Bulle dem Prieſter vorzeigt.

Nach der Zeit erfand man auch noch die Abfindungsbulle, kraft welcher man geſtolnes Gut behalten kann, wenn man nur den Eigenthümer deſſelben nicht kennt. Solche abergläubiſche Dinge gehn doch wohl eben ſo weit, als diejenigen, die man den Hebräern vorwirft. Narrheit, Thorheit und Laſter machen aller Orten einen Theil der öffentlichen Einkünfte aus.

Die Formel der Abſolution, welche man denenjenigen giebt, die die Kruſadenbulle gekauft haben, iſt dieſes unſers allgemeinen Gemäldes der menſchlichen Gewohnheiten und Sitten nicht unwürdig: Durch die mir übertragne Gewalt des allmächtigen Gottes, des heiligen Peter's, und des heiligen Paul's, und unſers allerheiligſten Vaters, des Pabſtes, ertheile ich Euch die Erlaſſung aller Eurer gebeichteten, vergeſſnen, und Euch nicht bewuſſten Sünden, und der Quaalen des Fegefeuers.

Die Königin Iſabelle, oder vielmehr der Kardinal Ximenes, behandelte nachher die Muhammedaner, wie die Juden. Troz der Kapitulation von Granada, zwang man eine ſehr groſſe Anzal derſelben, die Chriſtliche Religion anzunemen, und verbrannte ſie, wenn ſie zu ih-

rer Religion zurükkehrten. Eben ſo viel Muſel- manen, als Juden, flüchteten nach Afrika, ohne daß man weder dieſe Araber, welche Spanien ſo lange unterjocht, noch dieſe Hebräer beklagen konnte, welche daſſelbe noch länger ausgeſogen hatten.

Die Portugieſen arbeiteten ſich damals aus der Finſternis hervor, und fingen an, ungeachtet aller Unwiſſenheit damaliger Zeiten, einen Ruhm zu verdienen, der ſo lange, wie die Welt, dauerte, weil ſie den Handel der Welt in ein andres Geleis brachten, der bald die Frucht ihrer Entdekkungen war. Dieſe Nation war unter den neuern Nationen die erſte, welche das Atlantiſche Weltmeer beſegelte. Sie hatte nur ſich ſelber die Durchfahrt bei dem Vorgebirge der guten Hofnung zu danken, anſtatt daß die Spanier die Entdekkung von Amerika Ausländern verdankten.

Aber nur einem einzigen Menſchen, dem Infanten Don Heinrich, waren die Portugieſen die groſſe Unternemung ſchuldig, über welche ſie anfänglich murreten. Faſt niemals ward etwas Groſſes auf Erden zu Stande gebracht, als durch das Genie und die Standhaftigkeit eines einzelnen Mannes, der gegen die Vorurtheile

des groſſen Haufens kämpft, oder demſelben Vorurtheile beizubringen weis.

Portugal war mit ſeinen groſſen Schiffahrten, und mit ſeinen Fortſchritten in Afrika, beſchäftigt, und nam alſo keinen Theil an den Begebenheiten in Italien, welche das ganze übrige Europa beunruhigten.

Zehntes Kapitel.

Vom Zuſtande der Juden in Europa.

Nachdem wir geſehn haben, wie man die Juden in Spanien behandelte, kann man hier gleich bemerken, in welcher Lage ſie ſich bei den andern Nationen befanden. Dieſes Volk mus uns intereſſant ſein, weil wir von demſelben unſere Religion, ſogar viele unſrer Geſeze und Gewohnheiten haben, und im Grunde nichts anders ſind, als — unbeſchnittne Juden. Sie trieben, wie wir wiſſen, das Gewerbe der Mäkler, und Wiederverkäufer, ſo wie ehemals in Babylon, Rom, und Alexandrien. Ihre bewegliche Güter in Frankreich gehörten dem Beſizer des Orts, wo ſie wohnten. Die fahrende Habe der

Juden gehört dem Baron, ſagen die Verordnungen Ludwig's des Heiligen.

Es war eben ſo wenig erlaubt, einem Baron einen Juden, als ſeine Bauern, oder ſeine Pferde, wegzunemen. Das nemliche Recht galt in Teutſchland. In einer Verordnung Friedrich's des II. werden ſie für leibeigne Knechte erklärt. Ein Jude war ein Domänenſtük des Kaiſers, und nachher hatte jeder Gutsbeſizer ſeine Juden.

Bis zu dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts ſtand, durch die Lehnsgeſeze, faſt in dem ganzen Europa feſt, daß ein Jude, wenn er die Chriſtliche Religion annam, ſein ganzes Vermögen verlor, welches, zum Beſten ſeiner Grundherrſchaft konfiscirt ward. Dies war eben nicht das ſicherſte Mittel, ihn zu bekehren; aber der Baron mußte doch, wegen des Verluſtes ſeines Juden, ſchadlos gehalten werden.

In den groſſen Städten, und hauptſächlich in den Reichsſtädten, hatten ſie ihre Synagogen, und ihre Municipialgerechtſame, welche ſie ſehr theuer bezalen mußten; und wenn ſie reich geworden waren, ſo ermangelte man nicht, wie wir ſchon geſehn haben, ſie anzuklagen, daß ſie am Charfreitage ein kleines Kind gekreuzigt hätten. Auf dieſe Anklage des Pöbels ward in ver-

ſchiednen Städten von Languedok und der Provence das Geſez eingeführt, welches erlaubte, ſie vom Charfreitage bis Oſtern zu prügeln, wenn man ſie auf der Straſſe fand.

Da es, von undenklichen Zeiten her, ihr groſſes Gewerbe geweſen iſt, auf Pfänder zu borgen, ſo ward es ihnen verboten, Kirchenzierraten, oder blutige, oder naſſe Kleidungsſtükke zum Pfande anzunemen. Die Kirchenverſammlung vom Lateran befal im Jahre 1215. ſie ſollten ein kleines Rad auf der Bruſt tragen, um ſie von den Chriſten zu unterſcheiden. Dieſe Zeichen veränderten ſich mit der Zeit; aller Orten aber muſſten ſie doch ein Abzeichen tragen, woran man ſie erkennen konnte. Es war ihnen ausdrüklich unterſagt, Chriſtliche Mägde, oder Ammen, oder wohl gar Beiſchläferinnen, zu halten. Es gab ſogar einige Länder, wo man die Mädchen, die ein Jude verführt, und die Männer, die bei einer Jüdin geſchlafen hatten, verbrennen lies, und zwar aus der, von dem groſſen Rechtsgelehrten Gallus angeführten, wichtigen Urſach: daß es gleich viel iſt, ob man ſich mit einem Juden, oder mit einem Hunde, begattet.

Wenn ſie einen Proces gegen einen Chriſten hatten, ſo lies man ſie bei Zebaoth, Elohim, und Adonai, bei den zehn Namen Gottes ſchwören, und verkündigte ihnen das dreitägige, viertägige, und tägliche Fieber, wenn ſie meineidig wären, worauf ſie antworteten: Amen! Man hing ſie ſtets zwiſchen zwei Hunden auf, wenn ſie zum Tode verurtheilt wurden.

In England war es ihnen erlaubt, für Summen, die ſie vorgeſchoſſen hatten, Landgüter zur Hypothek zu nemen. In dem *Monaſticum Anglicanum* findet man, daß es ſechs Mark Sterling, *ſex marcas*, (vielleicht ſechs einfache Mark,) koſtete, um ein der Judenſchaft verpfändetes Landgut zu löſen.

Faſt aus allen Städten des Chriſtlichen Europa wurden ſie, zu verſchiednen Zeiten, verjagt, aber faſt immer wieder zurükgerufen. Rom iſt beinahe die einzige Stadt, welche ſie ununterbrochen beibehalten hat. Aus Frankreich wurden ſie, im Jahre 1394. von Karl'n dem VI. gänzlich verjagt, und ſeitdem haben ſie nie die Erlaubnis erhalten können, in Paris zu wohnen, wo ſie die Hallen, und ſieben bis acht ganze Straſſen inne gehabt hatten. Blos in Mez und Bourdeaux hat man ihnen Synagogen er=

laubt, weil man ſie daſelbſt angeſeſſen fand, als dieſe Städte mit der Krone vereinigt wurden. In Avignon aber ſind ſie beſtändig geblieben, weil dies Päbſtliches Land war. Mit Einem Wort, ſie waren, nach dem Privilegium und dem Segen ihres Geſezes, überall Wucherer, und, aus eben dem Grunde, überall verhaſſt.

Ihr berühmter Rabbiner Maimonides, Abarbanel, Aben-Esra, und andre, mochten, in ihren Büchern, den Chriſten noch ſo viel zurufen: Wir ſind Eure Väter, unſre Schrift iſt die Eurige, unſre Bücher werden in Euren Kirchen verleſen, unſre Geſänge werden bei Euch geſungen; ſtatt aller Antwort wurden ſie geplündert, verjagt, und zwiſchen zwei Hunden aufgehangen. In Spanien, und in Portugal, führte man die Gewohnheit ein, ſie zu verbrennen. Die neuern Zeiten ſind ihnen günſtiger geweſen, beſonders in Holland und in England, wo ſie ihre Reichthümer, und alle Rechte der Menſchheit genieſſen, welche man niemanden nemen ſollte. Um das Jahr 1750. ſind ſie ſogar auf dem Punkt geweſen, in England das Bürgerrecht zu erhalten, und die Parliamentsakte ſollte ſchon, zu ihrem Beſten, beide Häuſer paſ-

ſiren; aber das Geſchrei der Nation, und das Uebermaas von Lächerlichkeit, welches man auf dieſes Vorhaben warf, machten es rükgängig. Pasquille, zu hunderten, ſtellten den Lord Aaron und den Lord Joel vor, wie ſie im Oberhauſe ſaſſen. Man lachte darüber, und die Juden begnügten ſich damit, reich und frei zu ſein.

Es iſt kein geringer Beweis von den eigenſinnigen Launen des menſchlichen Verſtandes, zu ſehn, wie die Abkömmlinge Jakob's zu Liſſabon in Proceſſion verbrannt werden, und in England auf alle Vorrechte des Landes Anſpruch machen. In der Türkei werden ſie weder verbrannt, noch zu Baſſen erhoben; aber ſie haben ſich zu Herren des ganzen Handels gemacht, und weder Franzoſen, noch Venediger, noch Engländer, noch Holländer, können daſelbſt kaufen, oder verkaufen, ohne den Juden in die Hände zu fallen. Auch ſehnen ſich die reichen Mäkler in Konſtantinopel nicht ſonderlich nach Jeruſalem zurük, ſo ſehr ſie auch von den Türken verachtet und um Geld gepreſſt werden.

Dieſer Has, und dieſe Verachtung, welche alle Nationen, zu allen Zeiten, gegen die Juden gehegt haben, ſcheint auffallend zu ſein. Dies war aber eine unausbleibliche Folge ihrer Geſez-

gebung. Die Jüdiſche Nation muſſte entweder alles unter ihr Joch bringen, oder ſelbſt erliegen. Es ward ihnen befolen, die Nationen zu verabſcheuen, und ſich für verunreinigt zu halten, wenn ſie aus einer Schüſſel gegeſſen hatten, welche einem Menſchen zugehörte, der nicht unter ihrem Geſez ſtand. Mit dem Namen Nationen belegten ſie zwanzig bis dreiſſig benachbarte Flekken, die ſie ausrotten wollten, und glaubten, ſie müſſten mit denſelben keine Gemeinſchaft haben. Als ihnen die Augen, durch andre ſiegreiche Nationen, in etwas geöfnet wurden, welche ſie belehrten, daß die Welt gröſſer wäre, als ſie glaubten, ſo fanden ſie, daß ſie, ſelbſt durch ihr Geſez, die natürlichen Feinde dieſer Nationen, und endlich des ganzen menſchlichen Geſchlechts, waren. Sie blieben bei ihrer abgeſchmakten Staatsklugheit, als es Zeit war, dieſelbe zu ändern; ihr Aberglaube wuchs mit ihren Unglüksfällen; ihre Ueberwinder waren unbeſchnitten; es ſchien einem Juden eben ſo unerlaubt, aus der Schüſſel eines Römers, als eines Amoriters, zu eſſen. Sie behielten alle ihre Gewohnheiten bei, welche grade das Gegentheil von allen geſellſchaftlichen Gewohnheiten ſind, und wurden alſo, mit Recht, wie eine,

allen andern entgegengeſezte, Nation behandelt, die den andern aus Geiz dient, ſie aus Fanatismus verabſcheut, und den Wucher zu ihrer heiligſten Pflicht macht. Und das ſind unſre Väter!

Elftes Kapitel.

Von den Zigeunern.

Es gab damals eine kleine, eben ſo umherſchweifende, und eben ſo verachtete, Nation, als die Juden, die aber eine andre Art von Räuberei trieb. Dies war ein zuſammengelaufner Haufe unbekannter Völker, die man in Frankreich *Bohèmes*, und an andern Orten Aegyptier, Gyptes, oder Gypſis, oder Syrier, nannte. In Spanien hieſſen ſie Gitanos, in Italien Zingani, und Zingari, in Teutſchland Zigeuner. Sie gingen in Haufen von einem Ende Europa's zum andern, mit Schellentrommeln und Klapperblechen, tanzten, ſangen, ſagten wahr, heilten Krankheiten mit Worten, ſtalen, was ihnen vorkam, und behielten unter ſich gewiſſe religiöſe Ceremonien bei, wovon weder ſie, noch irgend jemand, den Urſprung wuſſ-

ten. Dieſes Menſchengeſchlecht fing an, von unſerm Erdboden zu verſchwinden, ſeitdem, in den neuſten Zeiten, die Menſchen von der Narrheit der Zaubereien, Talismans, Weiſſagungen, und Teufelsbeſizungen, zurükgekommen ſind. Man findet noch einige Ueberbleibſel dieſer Elenden, aber ſelten. Wahrſcheinlicherweiſe waren ſie ein Ueberreſt der alten Prieſter und Prieſterinnen der Iſis, vermengt mit den Prieſtern der Syriſchen Göttin. Dieſe herumirrenden Haufen, die von den Römern eben ſo ſehr verachtet wurden, als ſie ehedem waren geehrt worden, zogen mit ihren Ceremonien, und ihrem feilen Aberglauben, durch die ganze Welt. Dieſe unſtäte Miſſionare ihres Gottesdienſtes liefen von Provinz zu Provinz, um diejenigen zu bekehren, bei welchen ein glüklicher Zufall die Weiſſagungen dieſer Propheten beſtätigte, oder welche, durch ihre gute Natur, von einer leichten Krankheit geneſen waren, und ihre Heilung der wunderbaren Kraft einiger geheimnisvollen Worte und Zeichen zuſchrieben.

Die Schilderung, welche Apulejus von dieſen wandernden Haufen von Propheten und Prophetinnen macht, iſt das Gemälde deſſen, was die herumſtreifenden Horden, die wir Zi-

geuner nennen, ſo lange Zeit, in allen Theilen von Europa gewesen ſind. Ihre Klapperbleche und Schellentrommeln ſind die Zimbeln und Crotalen der Prieſter der Iſis, und der Syriſchen Göttin. Apulejus, welcher beinahe ſein ganzes Leben damit zubrachte, die Geheimniſſe der Religion, und der Magie, zu unterſuchen, ſpricht von den Weiſſagungen, den Talismans, den Ceremonien, den Tänzen, und den Geſängen dieſer reiſenden Prieſter, und führt beſonders die Geſchiklichkeit an, womit ſie, in den Häuſern, und auf den Viehhöfen, zu ſtelen wuſſten.

Nachdem das Chriſtenthum an die Stelle der Religion des Numa getreten war, und Theodoes den berühmten Tempel des Serapis in Aegypten zerſtört hatte, geſelleten ſich einige Aegyptiſche Prieſter zu den Prieſtern der Cybele und der Syriſchen Göttin, und baten um Almoſen, wie es in der Folge unſre Bettelmönchsorden machten. Chriſten würden ihnen aber nichts gegeben haben; ſie mufften alſo das Quakſalberhandwerk mit dem Handwerk herumſtreichender Pilger verbinden. Sie weiſſagten aus der Hand, und tanzten ſeltſame Tänze. Die Menſchen wollen amüſirt und betrogen ſein, und

ſo hat dieſe Bande alter Prieſter bis auf unſre Zeiten fortgedauert.

Ein ſolches Ende nam die Religion des Oſiris und der Iſis, deren Namen noch jezt Ehrfurcht einflöſſen. Dieſe in ihrem Urſprunge ganz ehrwürdige Religion, die aus lauter Sinnbildern beſtand, war, ſeit den Zeiten des Cyrus, ein Gemiſch von lächerlichem Aberglauben. Sie war noch verächtlicher unter den Ptolomäern, und fiel zur ſchimpflichſten Tiefe unter den Römern; am Ende ward ſie Räuberbanden überlaſſen. Die Juden wird vielleicht ein gleicher Unfall treffen, wenn die menſchliche Geſellſchaft zur Vollkommenheit gebracht iſt, jedes Volk ſeinen Handel durch ſich ſelbſt treibt, und die Früchte ſeiner Arbeit nicht mehr mit dieſen herumſtreichenden Mäklern theilt; alsdann mus die Zal der Juden notwendig abnemen. Die Reichen unter ihnen fangen ſchon an, ihren Aberglauben zu verachten. Bald wird dieſer Aberglaube nur noch einem Volk ohne Künſte und Geſeze eigen ſein, welches nicht mehr Gelegenheit findet, ſich von unſrer Nachläſſigkeit zu bereichern, und alſo keine abgeſonderte Geſellſchaft mehr wird ausmachen können; welches ſeine alte verderbte, aus dem Hebräiſchen und Syriſchen zuſammenge-

mengte, Mundart bald nicht mehr verſtehn, ſeine eigne Bücher alsdann nicht mehr leſen, und ſich alſo unter dem Auskehricht der andern Völker verlieren wird.

Zwölftes Kapitel.

Verfolg des Zuſtandes von Europa im funfzehnten Jahrhunderte. Von Italien. Von der Ermordung des Galeaſſo Sforza in einer Kirche. Von der Ermordung der Mediceer in einer Kirche. Von dem Antheil, welchen Sixtus der *IV.* an dieſer Verſchwörung hatte.

Von den Mächten, welche ſich, von den Gebirgen des Delphinats an, bis zur Mitte von Italien befanden, von dem Intereſſe und den Sitten der Nationen, iſt folgendes eine getreue Darſtellung.

Savoyen, welches nicht ſo gros war, als heut zu Tage, nicht einmal Montferrat und Saluzzo beſas, auch weder Geld, noch Handel, hatte, ward noch nicht als eine Grenzbruſtwehr betrachtet. Seine Beherrſcher hingen dem Hauſe Frankreich an, welches ſeit einiger Zeit, bei

ihrer

Ihrer Minderjährigkeit, die Regierungsverwalter ernannt hatte; und der Eingang über die Alpen war offen.

Von Piemont kommt man nach Mailand, der fruchtbarſten Provinz des dieſſeitigen Italiens, Dieſes war noch, ſo wie Savoyen, ein Reichsfürſtenthum, aber mächtig, und damals ſehr unabhängig von einem ſchwachen Kaiſerthum. Nachdem dieſer Staat den Visconti gehört hatte, war er dem Baſtarde eines Bauers, einem groſſen Manne, und eines groſſen Mannes Sohne, zu Theil geworden. Dieſer Bauer iſt Franceseo Sforza, der, durch ſeine Verdienſte, Konnetable von Neapel, und in Italien mächtig, geworden war. Sein unechter Sohn war einer von den ſogenannten Condottieri, Haupt einer geordneten Räuberbande geweſen, welche ihre Dienſte den Päbſten, den Venedigern, und den Neapolitanern, vermieteten. Er hatte, gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, Mailand erobert, und ſich hernach Meiſter von Genua gemacht, welches vormals ſo blühend war, und nun, nachdem es neun Kriege gegen Venedig ausgehalten hatte, aus einer Sklaverei in die andre fiel. Zu Karl's des VI. Zeiten hatte es ſich den Franzoſen

unterworfen, und ſich wieder empört. Hernach nam es, im Jahre 1458. Karl's des VII. Joch auf ſich, und ſchüttelte es auch wieder ab. Es wollte ſich Ludwig dem *XI.* ergeben, bekam aber zur Antwort: es könnte ſich dem Teufel ergeben; er möcht' es nicht haben. Es ſah ſich alſo damals genötigt, im Jahre 1464. dieſem Herzoge von Mailand Francesco Sforza in die Hände zu fallen.

1476. Der Sohn dieſes Baſtardes, Galeaſſo Sforza, ward am Sankt Stephanstage in der Domkirche zu Mailand gemeuchelmordet. Ich führe dieſen Umſtand an, der ſonſt unbedeutend ſein würde, hier aber ſehr wichtig iſt. Denn die Meuchelmörder riefen den heiligen Stephan und den heiligen Ambroſius mit lauter Stimme an, ſie möchten ihnen Mut genug verleihen, ihren Landesherrn zu meuchelmorden. Vergiſtung und Meuchelmord, mit Aberglauben verbunden, bezeichneten damals den Karakter der Völker in Italien. Sie wuſſten ſich zu rächen, aber nicht zu kämpfen. Man fand eine Menge von Giftmiſchern, aber wenig Soldaten. Und unter dieſem Schikſale lag das ſchöne Land ſeit den Ottonen. Wiz, Aberglaube, Atheismus, Maskeraden, Poeſien, Verräte-

tereien, Andachtsübungen, Vergiftungen, Meu⸗chelmorde, hin und wieder ein groſſer Mann, neben unzälbaren geſchikten, und doch unglükli⸗chen, Böſewichtern, — das ſind die Züge zur Schilderung Italien's.

Maria, der Sohn dieſer unglüklichen Ga⸗leaſſo, der noch ein Kind war, ſuccedirte im Herzogthum Mailand, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter und des Kanzlers Simonetta. Aber ſein Oheim Lodovico Sforza, auch Ludwig der Maur genannt, verjagte die Mutter, brachte den Kanzler um, und vergab bald nachher ſeinen Neffen mit Gift.

Dieſer Ludwig der Maur war es, der mit Karl'n dem *VIII.* unterhandelte, um die Franzoſen nach Italien kommen zu laſſen.

Toskana, ein minder fruchtbares Land, war, in Bezug auf das Mailändiſche, eben das, was ehmals Attika, in Bezug auf Böotien war. Denn ſeit einem Jahrhunderte zeichnete ſich Flo⸗renz, wie wir geſehn haben, durch den Handel, und durch die ſchöne Künſte, aus. Die Medi⸗ceer waren die Oberhäupter dieſer feinen Na⸗tion. Kein Haus in der Welt hat jemals die Obermacht mit mehrerm Recht erworben; denn es erhielt ſie durch Wohlthätigkeit und Tugend.

Coſmo de' Medicis, der, als ein gemeiner Bürger, im Jahre 1389., zu Florenz geboren ward, ſtrebte nicht nach hohen Titeln, erwarb aber, durch den Handel ſo viel Reichthum, als die gröſſten Könige ſeiner Zeit beſaſſen. Er gebrauchte denſelben, den Armen beizuſtehn, ſich unter den Reichen durch Darlehne Freunde zu machen, ſein Vaterland mit Gebäuden zu zieren, und die aus Konſtantinopel verjagten gelehrten Griechen nach Florenz zu ziehn. Seine Ratgebungen waren dreiſſig Jahre lang Geſeze für die Republik. Seine gröſſten Intriken beſtanden in Wohlthaten, und das ſind immer die ſicherſten. Nach ſeinem Tode ſah man aus ſeinen Papieren, daß er ſeinen Mitbürgern ungeheure Summen vorgeſtrekt hatte, ohne jemals auf die Wiederbezalung zu dringen. Bei ſeinem Tode ward er,
1464. ſelbſt von ſeinen Feinden, bedauert. Florenz ſchmükte, mit einmütiger Zuſtimmung ſein Grabmal mit dem Namen Vater des Vaterlandes, den keiner von den Königen, wovon wir bisher geſprochen haben, hatte erhalten können.

Sein Ruf gab ſeinen Nachkommen die höchſte Gewalt in Toskana. Sein Sohn verwaltete dieſelbe unter dem Titel eines Gonfaloniere.

Seine beiden Enkel, Lorenzo und Giuliano, wurden, als Oberhäupter der Republik, in der Kirche, in dem Augenblik, da die Hoſtie emporgehoben ward, von Verſchwornen meuchlings verwundet. Giuliano ſtarb, aber Lorenzo kam mit dem Leben davon. 1478. Die Regierungsform der Florentiner glich der von Athen, wie ihr Genie. Sie ward ariſtokratiſch, bald demokratiſch, und man fürchtete nichts ſo ſehr, als Tyrannei.

Cosmo de' Medici konnte mit dem Piſiſtrat verglichen werden, welcher, ſeiner Obergewalt ungeachtet, unter die Weiſen gezält ward. Die Kinder dieſes Cosmo hatten einerlei Schikſal mit Piſiſtrat's Kindern, welche vom Harmodius und Ariſtogiton ermordet wurden. Lorenzo entging den Mördern, wie einer von Piſiſtrat's Söhnen, und rächte, wie er, den Tod ſeines Bruders. Aber was man in Athen nicht geſehn hatte, und doch zu Florenz ſah, iſt dieſes, daß die Oberhäupter der Religion dieſe blutige Verſchwörung anzettelten.

Durch dieſe Begebenheit kann man ſich von dem Geiſt und den Sitten damaliger Zeiten einen ſehr deutlichen Begrif machen. Sixtus der IV. war Hoherprieſter. Ich will hier nicht

mit Macchiavell unterſuchen, ob die Gebrüder Riavio, die er für ſeine Neffen ausgab, wirklich ſeine Kinder waren, noch mit Michael Brutus, ob er ſie, als Franziskanermönch, gezeugt hatte. Zur Beurtheilung der Thatſachen iſt es hinlänglich, zu wiſſen, daß er alles aufopferte, um Jeronimo Riario, einen dieſer angeblichen Neffen, emporzuheben. Wir haben ſchon bemerkt, daß die Domänen des heiligen Stuhls bei weitem nicht ſo gros waren, als heut zu Tage. Sixt der *IV.* wollte die Beſizer von Imola und Forli plündern, um Jeronimo mit ihren Staaten zu bereichern. Die Gebrüder Medicis ſtanden dieſen kleinen Fürſten mit ihrem Gelde bei, und hielten ſie aufrecht. Der Pabſt glaubte, er müſſte die Mediceer ausrotten, um in Italien zu herrſchen. Ein Florentiner Namens Pazzi, der ſich zu Rom, als Wechsler, niedergelaſſen hatte, that dem Pabſt den Vorſchlag, ſie meuchlings zu ermorden. Jeronimo's Bruder, der Kardinal Stephael Riario, ward nach Florenz geſchikt, um die Verſchwörung zu leiten, und der Erzbiſchof Salviati von Florenz machte den ganzen Plan dazu. Der Prieſter Stefano, ein Anhänger dieſes Erzbiſchofs, nam es über ſich, einer der

Meuchelmörder zu ſein. Man wählte die Feierlichkeit eines groſſen Feſtes in der Kirche Santa Riparata, um die Mediceer und ihre Freunde umzubringen, wie die Meuchelmörder des Herzogs Galeaſſo Sforza die Domkirche zu Mailand, und den Sankt Stephanstag gewählt hatten, um dieſen Fürſten am Fuſſe des Altars zu morden. Man nam zum Mord den Augenblik wahr, da die Hoſtie emporgehoben ward, damit das darauf aufmerkſame und niederknieende Volk die Ausführung nicht hindern könnte. In der That ward Giuliano de' Medici in dem nemlichen Augenblik von einem Bruder des Pazzi, und andern Verſchwornen, umgebracht. Lorenzo ward von dem Prieſter Stefano verwundet, hatte aber noch Kraft genug, ſich in die Sakriſtei zurükzuziehn.

Wenn man ſieht, wie ein Pabſt, ein Erzbiſchof, ein Kardinal, ein Prieſter, ein ſolches Verbrechen überlegen, und zur Ausführung deſſelben den Augenblik ausſuchen, da ihr Gott ſich im Tempel ſichtbar zeigt, ſo kann man an dem damals herrſchenden Atheismus nicht mehr zweifeln. Sicherlich, wenn ſie geglaubt hätten, daß ihnen ihr Schöpfer unter dem gereichten Brod erſchiene, würden ſie es nicht gewagt haben, ihn

ſo grob zu beleidigen. Das Volk betete das Geheimnis an; die Groſſen und die Staatsmänner ſpotteten darüber; das beweiſt die ganze Geſchichte jener Zeiten. Sie dachten, wie man, zu Cäſar's Zeiten, in Rom dachte; ihre Leidenſchaften machten ſie gegen alle Religion ungläubig. Alle machten den abſcheulichen Schlus: Die Menſchen haben mich Irrthümer gelehrt, alſo giebt es keinen Gott. So erloſch die natürliche Religion faſt bei allen denen, welche damals regierten, uud nie war ein Jahrhundert fruchtbarer an Meuchelmorden, Vergiftungen, Verrätereien und widernatürlichen Ausſchweifungen in der Liebe.

Die Florentiner, welche die Mediceer liebten, rächten ſie durch Hinrichtung aller Mitſchuldigen, die ſie bekommen konnten. Der Erzbiſchof von Florenz ward an den Fenſtern des Republikaniſchen Pallaſtes aufgeknüpft. Lorenzo hatte ſo viel Grosmut, oder ſo viel Klugheit, das Leben dem Kardinalnepoten zu retten, welchen man am Fuſſe des Altars ermorden wollte, den er beſudelt hatte, und bei welchem er Zuflucht ſuchte.

Eine von den Seltenheiten bei dieſer Verſchwörung war, daß Bernardo Bandini,

einer der Mörder, von den Türken, zu welchen er geflüchtet war, dem Lorenzo de' Medici ausgeliefert ward, und der Sultan Bajazeth alſo das Verbrechen beſtrafen half, welches der Pabſt Sixtus veranſtaltet hatte. Weniger auſſerordentlich war es, daß der Pabſt die Florentiner exkommunizirte, weil ſie die Verſchwörung beſtraft hatten. Er fing ſogar einen Krieg mit ihnen an, welchen Lorenzo, durch ſeine Klugheit, beilegte. Man ſieht, wozu man Religion und Bannſtrahlen misbrauchte. Ich kann dreiſt die menſchenfeindlichſte Einbildungskraft auffordern, etwas zu erfinden, das dieſen verfluchenswürdigen Abſcheulichkeiten gleich kommt.

Der von ſeinen Mitbürgern gerächte Lorenzo ward lebenslang von denſelben geliebt. Man nannte ihn den Vater der Muſen, welches zwar nicht ſo viel iſt als Vater des Vaterlandes, aber doch anzeigt, daß er auch dieſes in der That war. Es war ein eben ſo herrlicher, als für unſre heutige Sitten befremdender, Anblik, zu ſehn, wie dieſer Bürger, der noch immer den Handel trieb, mit einer Hand die Waaren der Levante verkaufte, und mit der andern die Laſt der Republik trug; Faktoren unterhielt, und Geſandten Audienz gab; dem Pabſte Wider-

ſtand leiſtete; Krieg und Frieden machte; das Orakel der Fürſten war; die ſchönen Wiſſenſchaften trieb, dem Volke Schauſpiele gab, und alle gelehrte Griechen von Konſtantinopel um ſich verſammelte. Er glich dem groſſen Cosmo durch ſeine Wohlthaten, und übertraf ihn durch ſeine Pracht. Von nun an konnte man Florenz mit dem alten Athen vergleichen. Man ſah daſelbſt zu gleicher Zeit den Prinzen Pico von Mirandola, einen Poliziano, Marcillo Ficino, Landino, Lascaris, Calcondil, und Marcill, welche Lorenzo um ſich her verſammelte, und welche vielleicht den ſo ſehr gerühmten Weiſen aus Griechenland überlegen waren.

Sein Sohn Pietro hatte, wie er, die oberſte, und faſt unumſchränkte Gewalt in Toskana, zur Zeit der Expedition der Franzoſen, aber weniger Anſehn, als ſeine Vorgänger und ſeine Nachkommen.

Dreizehntes Kapitel.

Vom Päbſtlichen Staat, der Republik Venedig, und dem Königreiche Neapel, im funfzehnten Jahrhunderte.

Der Päbſtliche Staat war nicht, was er heut zu Tage iſt, und noch weniger, was er hätte ſein müſſen, wenn der Römiſche Hof ſich hätte die Schenkungen zu Nuze machen können, welche man Karl'n dem Groſſen andichtet, und von denen, welche die Gräfin Mathilde wirklich machte. Das Haus Gonzaga war im Beſiz von Mantua, welches es vom Reiche zu Lehn trug. Verſchiedne Edle genoſſen in Ruhe, unter dem Namen von Vikarien des Reichs, oder der Kirche, die ſchönen Ländereien, welche heut zu Tage die Päbſte beſizen. Perugia gehörte dem Hauſe Baglioni; die Bentivoglio hatten Bologna; die Polentini Ravenna; die Manfredi Faenza; die Sforza Peſaro; die Rimario Imola und Forli; das Haus Eſte regierte ſeit langer Zeit in Ferrara; die Pico in Mirandola; die Römiſchen Barone waren noch ſehr mächtig in Rom, und man pflegte ſie die kleinen Hände des Pabſtes zu nennen.

Die Colonna, Orſini, Canti, und Savelli, als die erſten Barone und uralte Beſizer der anſehnlichſten Domänen, theilten den Römiſchen Staat durch ihre ewige Zänkereien, und glichen darin den Edlen, welche, in den Zeiten der Schwäche, in Frankreich und Teutſchland einander bekriegt hatten. Das Römiſche Volk, das ſich mit ſeinen Prozeſſionen eifrig beſchäftigte, und von ſeinen Päbſten, mit groſſem Geſchrei, vollkommnen Ablas verlangte, empörte ſich oft bei ihrem Tode, plünderte ihre Palläſte, und war bereit, ihren Körper in die Tiber zu werfen. Dies ſah man beſonders bei Innocenz des VIII. Tode.

Nach ihm ward der Spanier Roderigo Borgia, Alexander der VI., erwählt, ein Mann, deſſen Andenken das laute Geſchrei des ganzen Europa und die Feder aller Geſchichtſchreiber, verflucht hat. Die Proteſtanten, die in den folgenden Jahrhunderten ſich gegen die Kirche auflehnten, machten das Maas der Ungerechtigkeiten dieſes Pabſtes noch erſt recht voll. Wir werden ſehn, ob man ihm zu viele Verbrechen aufgebürdet hat. Seine Erhebung zeigt ſehr deutlich die Sitten und den Geiſt ſeines Jahrhunderts, welches mit dem unſrigen nichts Aehn-

liches hat. Die Kardinäle, die ihn erwählten, wuſſten, daß er fünf Kinder auferzog, die er mit einer gewiſſen Vanoſa erzeugt hatte. Sie hätten voraus ſehn können, daß alle Güter, alle Ehrenſtellen, alle Gewalt, in den Händen dieſer Familie ſein würden. Indeſſen erwählten ſie ihn doch zu ihrem Herrn. Die Häupter der Faktionen im Konklave verkauften, gegen mäſſige Summen, ihr Intereſſe und Italien's Wohlfahrt.

Von Venedig.

Venedig erſtrekte ſeine Domänen auf dem feſten Lande von den Ufern des Lago di Como bis in die Mitte von Dalmatien. Die Osmanen hatten ihm faſt alles dasjenige entriſſen, was es ehmals den Chriſtlichen Kaiſern in Griechenland abgenommen hatte; aber es hatte die groſſe Inſel Kreta, oder Kandia, behalten, und ſich, im Jahre 1437., die Inſel Cypern zugeeignet, und zwar kraft einer Schenkung der lezten Königin, einer Tochter des Venedigers Marco Cornaro. Aber die Stadt Venedig war, durch ihre Betriebſamkeit, ganz allein ſo viel wehrt, als Kreta und Cypern, und alle Domänen auf dem feſten Lande. Das Gold der Nationen flos, durch alle Kanäle des Handels, in Venedig zu-

ſammen; alle Italieniſche Fürſten fürchteten ſich vor Venedig, und Venedig fürchtete ſich vor einem Einbruche der Franzoſen.

Die Venediſche Regierungsform war, unter allen Europäiſchen Regierungsformen, die einzige, welche nach Regeln feſtgeſezt, dauerhaft und gleichförmig war. Sie hatte nur einen Grundfehler, der aber in den Augen des Senats kein Fehler war, dieſen nemlich, daß es an einem Gegengewicht gegen die Macht der Patricier, und an Aufmunterung für die gemeinen Bürger fehlte. Nie konnte das Verdienſt in Venedig, wie in dem alten Rom, einen gemeinen Bürger emporheben. Die Schönheit der Engliſchen Regierungsform, ſeitdem das Unterhaus an der Geſezgebung Theil hat, beſteht in dieſem Gegengewicht, und in dem immer ofnen Wege zu Ehrenſtellen für jeden, der ſie verdient.

Von Neapel.

Was die Neapolitaner betrift, die immer ſchwach und aufrühriſch waren, und eben ſo ungeſchikt, ſich ſelbſt zu regieren, als ſich einen König zu geben, oder den, den ſie hatten, zu dulden, ſo waren ſie immer der gewiſſe Raub des Erſten des Beſten, der mit einer Armee zu ihnen kam.

Der alte König Fernando regierte in Neapel. Er war ein unechter Zweig des Hauſes Arragonien. Die unechte Geburt ſchlos damals nicht vom Thron aus. Das regierende Haus in Kaſtilien war unecht, und ſtammte noch aus dem unechten Bette des Königs Don Pedro des Strengen her, welcher in Portugal regierte. Fernando, welcher aus dieſem Rechtsanſpruch in Neapel regierte, hatte, zum Nachtheil der Erben aus dem Hauſe Anjou, welche ſich auf ihre Rechte beriefen, die Belehnung des Pabſtes erhalten. Aber er ward weder von dem Pabſte, ſeinem Oberlehnsherrn, noch von ſeinen Unterthanen, geliebt. Er ſtarb im Jahre 1494. und hinterlies eine unglükliche Familie, welche Karl der *VIII.* des Throns beraubte, ohne ihn behalten zu können, und die er, zu ſeinem eignen Unglük, verfolgte.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Eroberung von Neapel durch Karl'n den *VIII.* König von Frankreich und Kaiſer. Von Bajazeth's des *II.* Bruder Zizim. Von dem Pabſte Alexander dem *VI.*, u. ſ. w.

Karl der *VIII.*, ſein Konſeil, und ſeine junge Höflinge, waren ſo berauſcht von dem Entwurf, das Königreich Neapel zu erobern, daß man Maximilianen die Franche-Comté und Artois, als einen Theil deſſen, was man ſeiner Gemalin abgenommen hatte, wiedergab, und Ferdinand dem Katholiſchen Cerdagne und Rouſſillon wieder zuſtellte, ihm auch noch dreimalhunderttauſend Thaler erlies, die er ſchuldig war, mit dem Beding, daß er dieſer Eroberung nicht hinderlich ſein ſollte. Man bedachte nicht, daß zwölf Dörfer, die dicht an einem Staate liegen, beſſer ſind, als ein Königreich, das vierhundert Meilen von demſelben entfernt liegt. Der zweite Fehler war, daß man dem Katholiſchen Könige traute.

Der Rauſch des ſchimäriſchen Entwurfs, nicht allein einen Theil von Italien zu erobern, ſondern auch den Türkiſchen Sultan vom Thron

zu ſtoſſen, war auch eine von den Urſachen, wodurch Karl der *VIII.* bewogen, oder vielmehr gezwungen, ward, mit dem Könige Heinrich dem VII. von England einen noch ſchimpflichern Handel zu ſchlieſſen, als derjenige war, den Ludwig der *XI.* mit Eduard dem IV. geſchloſſen hatte. Er verſtand ſich dazu, demſelben ſechsmalhundertundzwanzigtauſend Goldthaler zu bezalen, aus Furcht, Heinrich möchte ihm den Krieg ankündigen, und machte ſich alſo den kriegriſchen Engländern, die er fürchtete, tributbar, um weichliche Italiener zu bekriegen, die er nicht fürchtete. Er glaubte, auf dem Wege der Schande zum Ruhm zu gelangen, und fing damit an, ſich arm zu machen, indem er ſich, durch Eroberungen, bereichern wollte.

Endlich landet Karl der *VIII.* in Italien. 1494.
Er hatte zu einer ſolchen Unternemung nicht mehr, als ſechzehnhundert Mann bewafneter Soldaten, welche, mit ihren Bogenſchüzen, eine Armee von fünftauſend ſchwerbewafneten Reitern, zweihundert Edelleuten von ſeiner Leibwacht, fünfhundert leichtbewafneten Reitern, ſechstauſend Franzöſiſchen Fusvölkern, und ſechstauſend Schweizern, ausmachten. Dabei hatte er ſolchen Mangel an Gelde, daß er ſich genö-

tigt ſah, unterwegs Geld aufzunemen, und die Juwelen zu verſezen, welche die Herzogin von Savoyen ihm borgte. Indeſſen flöſſte ſein Marſch überall Schrekken und Unterwerfung ein. Die Italiener erſtaunten über das von Pferden gezogne ſchwere Geſchüz, da ſie nur kleine kupferne Feldſchlangen kannten, die von Ochſen gezogen wurden. Die Italieniſche Kavallerie beſtand aus Spadaſſinen, oder Banditen, welche ſich auf gewiſſe Zeit, um einen hohen Preis, an die ſchon oben erwähnte Condottieri vermieteten, welche ſich wieder, um noch viel höhern Preis, an die Fürſten vermieteten, die ihre gefährliche Dienſte erkaufen wollten. Dieſe Banditenhäupter gaben ſich Namen, welche dem Pöbel Furcht einjagen konnten. Sie nannten ſich Taille-Cuiſſe, Fier-à-bras, Fracaſſo, Sacripante, u. ſ. w. Jeder derſelben fürchtete ſich, ſeine Leute einzubüſſen; ſie brachten alſo nur die Feinde in den Schlachten zum Weichen, ohne ſie zu verwunden. Diejenigen, die das Feld räumen muſſten, waren die Beſiegten. Es ward, bei Ausübungen der Privatrache, in den Städten ſelbſt, und bei Verſchwörungen, mehr Blut vergoſſen, als in den Schlachten. Macchiavell erzält, daß, in

einer damals gelieferten Schlacht, keiner todt blieb, als ein Reiter, der im Gedränge erſtikte.

Ein ernſthafter Krieg ſezte ſie alle in Schrekken, und keiner wagte es, ſich ſehn zu laſſen. Der Pabſt Alexander der *VI.* die Venediger, der Herzog Ludwig der Maur von Mailand, welcher den König nach Italien gerufen hatte, alle legten ihm Hinderniſſe in den Weg, ſobald er da war. Pietro de' Medici, der gezwungen war, ihn um Schuz zu bitten, ward, dieſer Bitte wegen, aus der Republik verjagt, und floh nach Venedig, welches er, der Zuneigung des Königs ungeachtet, nicht zu verlaſſen wagte, und mehr Furcht vor der heimlichen Rache ſeines Landes, als Zutrauen zu dem Schuze der Franzoſen, bewies.

Der König zieht, als gebietender Herr, in Florenz ein. Er befreit die Stadt Siena vom Joche der Toskaner, welche ſie bald nachher wieder in die Knechtſchaft verſezten. Er geht auf Rom los, wo Alexander der *VI.* umſonſt gegen ihn in Unterhandlungen trat. Er hält daſelbſt ſeinen Einzug, als Eroberer. Der auf die Engelsburg geflüchtete Pabſt ſah die Franzöſiſchen Kanonen gegen dieſe ſchwache Mauren richten, und bat um Gnade.

Es koſtete ihm nicht viel mehr als einen Kardinalshut, den König zu beſänftigen. Briſſonet, der aus einem Präſidenten der Rechenkammer Erzbiſchof geworden war, riet zu dem Vergleich, der ihm den Purpur einbrachte. Ein König wird oft von ſeinen Unterthanen redlich bedient, wenn ſie Kardinäle ſind, aber ſelten, wenn ſie es werden wollen. Auch an dieſer Intrike hatte des Königs Beichtvater Antheil. Karl, deſſen Intereſſe es erforderte, den Pabſt abzuſezen, verzieh ihm, und bereute es. Nie hatte ein Pabſt den Unwillen eines Chriſtlichen Königs mehr verdient, als dieſer. Er und die Venediger hatten ſich an den Türkiſchen Sultan Bajazeth den II., den Sohn und Nachfolger Muhammeds de's II. gewendet, daß er ihnen Karl'n den *VIII.* aus Italien möchte verjagen helfen. Es war bewieſen, daß der Pabſt einen Nuncius, Namens Bozzo, an die Pforte geſchikt hatte, und man ſchlos daraus, daß der Preis für die Vereinigung des Pabſtes und des Sultans eine von den Mordthaten war, wofür man heut zu Tage ſchon ſelbſt im Serrail zu Konſtantinopel einen Abſcheu zu empfinden anfängt.

Der Pabſt hatte, durch eine Verkettung von auſſerordentlichen Begebenheiten, Bajazeth's Bruder Zizim in ſeinen Händen. Dieſer Sohn Muhammed's des II. war auf folgende Art dem Pabſt in die Hände geraten.

Zizim, den die Türken liebten, hatte dem Bajazeth, den ſie haſſten, das Kaiſerthum ſtreitig gemacht, war aber, ungeachtet der Wünſche des Volks, überwunden worden. In ſeinem Unglük nam er ſeine Zuflucht zu den Rhodiſerrittern, welches jezt die Maltheſerritter ſind, denen er vorher einen Geſandten geſchikt hatte. Anfänglich nam man ihn auf, wie einen Prinzen, dem man Gaſtfreundſchaft ſchuldig war, und der nüzlich ſein konnte; bald nachher aber behandelte man ihn, als einen Gefangnen. Bajazeth bezalte den Rittern jährlich vierzigtauſend Zechinen, damit ſie ſeinen Bruder Zizim nicht wieder nach der Türkei möchten zurükkommen laſſen. Die Ritter führten ihn nach Frankreich in eine ihrer Komthureien in Poitou, Namens le Bourgneuf.

Karl der *VIII.* bekam zu gleicher Zeit einen Geſandten von Bajazeth, und einen Nuncius des Pabſtes Innocenz des VIII., des Vorgängers Alexander's des *VI.*, wegen dieſes

wichtigen Gefanguen. Der Sultan forderte ihn zurük; und der Pabſt wollte ihn, zum Unterpfande der Sicherheit Italien's gegen die Türken, haben. Karl ſchikte Zizim an den Pabſt. Der Pabſt empfing ihn mit aller der Pracht, womit der Herr von Rom ſich gegen den Bruder des Herrn von Konſtantinopel brüſten konnte. Man wollte ihn zwingen, dem Pabſte die Füſſe zu küſſen; aber Bozzo, ein Augenzeuge, verſichert, daß der Türke dieſe Erniedrigung mit Unwillen verwarf.

Paolo Giove ſagt, daß Alexander der *VI.*, in einem Traktat mit dem Sultan, um Zizim's Leben handelte. Der König von Frankreich, welcher, in ſeinen zu weit ausſehenden Entwürfen, ſich der Eroberung von Neapel verſichert hielt, und ſich ſchmeichelte, dem Bajazeth furchtbar zu werden, wollte dieſen unglüklichen Bruder haben. Der Pabſt lies ihn, wie Paolo Giove ſagt, abfolgen, aber — vergiftet. Es blieb unentſchieden, ob der Gift ihm von einem Bedienten des Pabſtes, oder von einem geheimen Abgeordneten des Grosſultans, war beigebracht worden. Aber man ſprengte aus, Bajazeth hätte dem Pabſt dreimalhunderttau-

ſend Dukaten für den Kopf ſeines Bruders geboten.

Der Prinz Demetrius Kantemir ſagt, daß, den Türkiſchen Jahrbüchern zufolge, Zizim's Barbier ihm den Hals abſchnitt, und zur Belohnung zum Groswesſir ernannt ward. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß man einen Barbier zum Miniſter und General gemacht habe. Und wenn Zizim auf dieſe Art iſt umgebracht worden, ſo hätte der König Karl der *VIII.*, welcher Zizim's Körper ſeinem Bruder zurükſchikte, die Art ſeines Todes erfahren, und die Zeitgenoſſen würden davon geredet haben. Der Prinz Kantemir kann ſich eben ſo wohl irren, als diejenigen, welche Alexander'n den *VI.* beſchuldigen. Der Has, den man auf dieſen Pabſt geworfen hatte, ſchrieb ihm alle Verbrechen, die er hätte begehn können, auch als wirklich begangen, zu.

Nachdem der Pabſt eidlich verſprochen hatte, den König in ſeiner Eroberung nicht mehr zu ſtören, kam er wieder in Freiheit, und erſchien wieder als Hoherprieſter im Vatikan. Hier leiſtete der König, in einem öffentlichen Konſiſtorium, die ſogenannte Obedienzhuldigung, und hatte den erſten Präſidenten des Pariſer Parla-

ments Jean de Gannal bei ſich, welcher wohl anders wohin gehörte, als in dieſe Ceremonie. Der König küſſte demjenigen die Füſſe, den er, zwei Tage vorher, als einen Verbrecher verurtheilen laſſen wollte, und um die Komödie vollſtändig zu machen, diente er dem Pabſt bei der Meſſe. Guicciardini, ein ſehr beglaubter gleichzeitiger Schriftſteller, verſichert, daß der König in der Kirche den Plaz unter dem Kardinalsdiakonus einnam. Man braucht ſich alſo nicht ſo ſehr zu verwundern, daß der Kardinal Bouillon, als Dekan des heiligen Kollegiums, zu unſern Tagen, mit Berufung auf dieſe alte Gewohnheiten, an Ludwig den XIV. geſchrieben hat: Ich werde, nach dem höchſten Plaz, den erſten Plaz in der Chriſtlichen Welt einnemen.

Karl der Groſſe hatte ſich in Rom zum Kaiſer des Occidents erklären laſſen. Karl der *VIII.* ward daſelbſt, aber auf eine ganz andre Art, zum Kaiſer des Orients erklärt. Ein Paläologus, ein Neffe desjenigen, der das Reich und das Leben eingebüſſt hatte, trat, wiewohl ſehr unnüzerweiſe, Karl'n dem *VIII.*, und ſeinen Nachfolgern, ein Kaiſerthum ab, welches man nicht mehr wieder erobern konnte.

Nach dieſer Ceremonie ging Karl auf das Königreich Neapel los. Alphons der II., der neue König dieſes Landes, der, wie ſein Vater, von ſeinen Unterthanen gehaſſt ward, und dem die Annäherung der Franzoſen Furcht einjagte, gab der Welt das Beiſpiel einer ganz neuen Niederträchtigkeit. Er entfloh heimlich nach Meſſina, und ward Mönch bei dem Olivetanern. Sein Sohn Fernando, der nun König geworden war, konnte die Angelegenheiten des Reichs nicht wieder herſtellen, deren verzweifelte Lage durch die Thronentſagung ſeines Vaters beſtätigt ward. Da die Neapolitaner bald von ihm abfielen, ſo erlies er ihnen ihren Eid der Treue, und begab ſich auf die kleine Inſel Iſchia, einige Meilen von Neapel.

Karl, der nun Meiſter vom Königreiche, und Schiedsrichter von Italien, war, zog, als Sieger, in Neapel ein, faſt ohne gekämpft zu haben. Er legte ſich die voreiligen Titel: Auguſtus und Kaiſer bei. Aber zu gleicher Zeit arbeitete faſt ganz Europa heimlich daran, ihm die Krone von Neapel wieder abzunemen. Der Pabſt, die Venediger, der Herzog von Mailand Ludwig der Maur, der Kaiſer Maximilian, Ferdinand von Arragonien, und Iſabelle

von Kaſtilien, verbanden ſich unter einander. Dieſes Bündnis hätte man vorausſehn, und im Stande ſein müſſen, dagegen zu kämpfen. Fünf Monate nach ſeiner Abreiſe aus Frankreich ging er dahin zurük. Seine Verblendung, oder ſeine Verachtung der Neapolitaner, oder vielmehr ſein Unvermögen, ging ſo weit, daß er nur vier bis fünftauſend Franzoſen zurüklies, um ſeine Eroberung zu dekken, und er täuſchte ſich ſo ſehr, daß er glaubte, der von ihm mit Wohlthaten überhäufte Adel des Landes würde, während ſeiner Abweſenheit, ſeine Partei nemen.

Auf ſeinem Rükwege ſtößt er, bei Piacenza, in der Gegend des dadurch berühmt gewordnen Dorfes Fronovo, auf die Armee der Verbündeten, welche etwa dreiſſigtauſend Mann ſtark war. Er hatte nur achttauſend. Wenn er geſchlagen ward, verlor er die Freiheit, oder das Leben; wenn er ſiegte, gewann er weiter nichts, als den freien Rükzug. Damals ſah man, was er, bei dieſem Vorfalle, hätte ausrichten können, wenn Klugheit den Mut unterſtüzt hätte. Die Italiener hielten nicht lange Stand vor ihm. Er
1495. verlor kaum zweihundert Mann; die Verbündeten hingegen viertauſend. Dies iſt der gewöhnliche Vortheil eines krieggeübten Haufens, der,

unter ſeinem Könige, gegen ein Heer von Miet-lingen kämpft. Guicciardini ſagt, die Italiener hätten, ſeit etlichen Jahrhunderten, keine ſo blutige Schlacht geliefert. Die Venediger rechneten es ſich zum Siege an, daß ſie, bei dieſem Treffen, einiges Gepäk des Königs geplündert hatten. Sein Zelt ward in Venedig im Triumph umhergetragen. Karl der *VIII.* gewann, durch ſeinen Sieg, nichts, als daß er nun ungehindert nach Frankreich gehn konnte, und lies noch die Hälfte ſeines kleinen Heeres bei Novara im Mailändiſchen, wo der Herzog von Orleans bald belagert ward.

Die Verbündeten hätten ihn noch mit groſſem Vortheil angreifen können, aber ſie hatten das Herz nicht. Wir können nicht widerſtehn, ſagten ſie, *alla furia franceſe*, (dem Franzöſiſchen Ungeſtüm). Den Franzoſen ging es in Italien, grade wie den Engländern in Frankreich; ſie ſiegten in kleiner Anzal, und verloren ihre Eroberungen.

Als der König in Turin war, erſtaunte man nicht wenig, einen Kämmerer des Pabſtes Alexander's des *VI.* erſcheinen zu ſehn, welcher dem Könige von Frankreich anbefal, ſeine Truppen aus dem Mailändiſchen und aus Nea-

pel zurükzuziehn, und, bei Strafe der Exkommu-nikazion, vor dem heiligen Vater zu erſcheinen, und von ſeinem Betragen Rechenſchaft zu geben. Dieſes Hohnſprechen hätte allenfalls einen Spas abgeben können, wenn übrigens das Betragen des Pabſtes nicht ſehr ernſthaften Stof zu Beſchwerden gegeben hätte.

Der König kam nach Frankreich zurük, und war eben ſo nachläſſig, ſeine Eroberungen zu behaupten, als er raſch geweſen war, ſie zu machen. Fernando's Oheim Friedrich, dieſer vom Thron geſtoſſne König von Neapel, der, nach Fernando's Tode, Titularkönig geworden war, nam in Monatsfriſt ſein Königreich wieder ein, und zwar mit Beiſtande des Gonſalvez de Cordova, genannt der groſſe Kapitän, welchen Ferdinand der Katholiſche von Arragonien ihm damals zu Hülfe geſchikt hatte.

Der Herzog von Orleans, welcher bald nachher den Thron beſtieg, konnte von Glük ſagen, daß man ihn aus Novara wegmarſchiren lies. Kurz, von dieſem Strom, der Italien überſchwemmt hatte, blieb keine Spur mehr übrig, und Karl der *VIII.*, deſſen Ruhm ſo

1492. geſchwind vorübergegangen war, ſtarb ohne Kin-

der, in einem Alter von beinahe achtundzwanzig Jahren, und hinterlies Ludwig dem *XII.* ſein erſtes Beiſpiel zu befolgen, und ſeine Fehler zu verbeſſern.

Funfzehntes Kapitel.

Von Savonarola.

Ehe wir ſehn, wie Ludwig der *XII.* ſeinen Rechte auf Italien zu behaupten ſuchte, was aus dieſem ganzen, von ſo vielen Faktionen beunruhigten, ſchönen Lande ward, um welches ſo viele Mächte ſtritten, und wie die Päbſte den Staat bildeten, den ſie heut zu Tage beſizen, müſſen wir einige Aufmerkſamkeit auf eine ausſerordentliche Begebenheit wenden, welche damals die Leichtgläubigkeit Europens in Bewegung ſezte, und bewies, was Fanatismus thun kann.

Zu Florenz lebte ein Dominikaner, Namens Jeronimo Savonarola. Dies war einer von den Predigern, welche ſich, ihrer Kanzelberedſamkeit wegen, einbilden, daß ſie Völker regieren können, und einer von den Theologen, die, wenn ſie die Apokalypſe erklärt haben, ſich dünken, die Gabe der Weiſſagung empfangen

zu haben. Er beherrſchte die Gewiſſen, er pre-digte, er hielt Beichte, er ſchrieb, und wollte, in einer freien Stadt, die notwendig voll Faktionen ſein muſſte, an der Spize einer Partei ſtehn.

Sobald die vornemſten Bürger in Florenz Nachricht bekamen, daß Karl der *VIII.* einen Einfall in Italien im Sinne habe, ſagte er denſelben vorher, und der Pöbel glaubte, er hätte göttliche Eingebungen. Er deklamirte heftig gegen den Pabſt Alexander den *VI.* und feuerte diejenigen ſeiner Mitbürger an, welche die Mediceer verfolgten, und das Blut der Freunde dieſes Hauſes vergoſſen. Nie hatte ein Menſch in Florenz bei dem gemeinen Volke in gröſſerm Anſehn geſtanden. Er war eine Art von Volkstribun geworden, dadurch, daß er den Handwerkern den Weg geöfnet hatte, Stellen im Magiſtrat zu bekommen.

Der Pabſt und die Mediceer wandten gegen dieſen Savonarola eben dieſelben Waffen an, deren er ſich bediente; ſie ſchikten einen Franziskaner, der gegen ihn predigen muſſte. Der Orden des heiligen Franz haſſte den Orden des heiligen Dominik mehr, als die Guelfen die Ghibellinen. Es glükte dem Fran-

ziskaner, den Dominikaner verhaſſt zu machen. Beide Orden zogen heftig auf einander los. Endlich erbot ſich ein Dominikaner, durch einen brennenden Scheiterhaufen zu gehn, um Savonarola's Heiligkeit zu beweiſen. Den Augenblik wollte ein Franziskaner die nemliche Probe beſtehn, um zu beweiſen, daß Savonarola ein Böſewicht wäre.

Das auf ein ſolches Schauſpiel ſehr begierige Volk drang auf die Ausführung dieſes Anerbietens; der Magiſtrat ſah ſich gezwungen, die Befele dazu zu geben. Alle Gemüter waren noch voll von der alten Fabel, daß ein gewiſſer Aldobrandino, mit dem Zunamen *Petrus igneus*, (der feurige Peter,) im elften Jahrhunderte, auf glühenden Kohlen, mitten durch zwei brennende Scheiterhaufen gegangen wäre; und des Savonarola Anhänger zweifelten gar nicht, Gott würde für einen Jakobiner eben das thun, was er für einen Benediktiner gethan hätte. Die entgegengeſezte Partei hofte eben ſo viel für ihren Franziskaner.

Das Feuer ward angezündet. Die Helden des Schauſpiels erſchienen in Begleitung einer unzäligen Menge Volks; als ſie aber Beide, bei kaltem Blute, die brennenden Scheiterhaufen

ſahen, fingen ſie beide an, zu zittern, und ihre gemeinſchaftliche Furcht gab ihnen den Gedanken ein, ſich gemeinſchaftlich zu retten. Der Domiſnikaner wollte nicht anders, als mit einer Hoſtie in der Hand, in's Feuer gehn. Der Franziskaner behauptete, dies wäre eine Bedingung, welche in der Verabredung nicht wäre gefordert und feſtgeſezt worden. Beide beſtanden hartnäkkig auf ihrer Meinung, wodurch ſie ſich Beide aus der Verlegenheit halfen, und das veranſtaltete abſcheuliche Schauſpiel alſo nicht gegeben ward.

Das nun von der Partei der Franziskaner aufgebrachte Volk wollte ſich des Savonarola bemächtigen. Der Magiſtrat befal dieſem Mönche, Florenz zu räumen; er wollte aber nicht gehorchen, ob er gleich den Pabſt, die Partei der Mediceer, und das Volk, gegen ſich hatte. Er ward alſo feſtgenommen, und ſiebenmal gefoltert. Der Auszug aus ſeinen gerichtlichen Ausſagen enthält ſein Geſtändnis, daß er ein falſcher Prophet und ein Betrüger wäre, der das Geheimnis der bei ihm abgelegten, und von ſeinen Mitbrüdern ihm offenbarten, Beichten gemisbraucht hätte. Konnt' er wohl das Geſtändnis verſagen, daß er ein Betrüger war? Ein Inſpirirter,

der Kabalen macht, iſt er nicht ſchon überführt, ein Betrüger zu ſein? Vielleicht war er noch mehr Schwärmer, als Betrüger. Die menſchliche Einbildungskraft iſt im Stande, dieſe beiden Extreme zu vereinigen, welche einander auszuſchlieſſen ſcheinen. Hätte die Gerechtigkeit allein ihn verurtheilt, ſo wäre Gefängnis und Pönitenz hinreichend geweſen. Aber der Parteigeiſt miſchte ſich darein. Man verurtheilte ihn, und noch zwei Dominikaner, zu den Flammen, welchen ſie ſo praleriſch getrozt hatten; ſie wurden aber vorher erdroſſelt. Des Savonarole Anhänger ermangelten nicht, ihm Wunder zuzuſchreiben, welches der lezte Behelf der Anhänger eines unglüklichen Parteihaupts zu ſein pflegt. Wir müſſen nicht vergeſſen, anzuführen, daß Alexander der *VI.* ihm, ſobald er verurtheilt war, vollkommnen Ablas überſchikte.

1498. d. 23. Mai.

Meine Leſer ſehn voll Mitleid auf alle dieſe Auftritte von Sinnloſigkeit und Unmenſchlichkeit herab. Sie finden nichts dem Aehnliches weder bei den Römern, noch bei den Griechen, noch bei den Barbaren. Es ſind Früchte des allerſchändlichſten Aberglaubens, der jemals den Menſchen zum Thier herabwürdigte, und zugleich der elendeſten unter allen Regierungsverfaſſungen.

Aber meine Leſer wiſſen von ſelbſt, daß es ſo lange noch nicht her iſt, daß wir uns aus dieſen Finſterniſſen hervorgearbeitet haben, und daß bei weitem noch nicht alles hell iſt.

Sechzehntes Kapitel.

Von dem Prinzen Pico von Mirandola.

Wenn die Geſchichte des Savonarola beweiſt, wie gros noch der herrſchende Aberglaube war, ſo zeigen uns die gelehrten Streitfragen des jungen Prinzen von Mirandola, in welchem Zuſtande ſich damals die Wiſſenſchaften befanden. In Florenz und in Rom war es, alſo bei den ſcharfſinnigſten und geiſtreichſten Völkern, die damals auf Erden lebten, wo dieſe beide ſo verſchiedne Auftritte vorfielen. Daraus läſſt ſich leicht ſchlieſſen, was für Finſterniſſe in andern Gegenden herrſchten, und mit welcher Langſamkeit die menſchliche Vernunft in ihrer Ausbildung vorſchreitet.

Es iſt immer ein Beweis von der Ueberlegenheit der Italiener in damaligen Zeiten, daß der ſouveräne Fürſt Giovanni Francesco Pico della Mirandola, von ſeiner zarten Ju-

gend an, ein Wunder von Wiſſen und Gedächtnis war. Zu unſern Zeiten wär' er ein Wunder von gründlicher Gelehrſamkeit geworden. Der Hang zu den Wiſſenſchaften war bei ihm ſo ſtark, daß er endlich ſeinem Fürſtenthum entſagte, und ſich nach Florenz begab, wo er im Jahre 1494. an eben dem Tage ſtarb, an welchem Karl der *VIII.* ſeinen Einzug in dieſe Stadt hielt. Man ſagt, daß er in ſeinem achtzehnten Jahre zweiundzwanzig Sprachen wuſſte. Das iſt wahrlich nicht in dem gewöhnlichen Laufe der Natur. Es giebt keine Sprache, die nicht ungefähr ein Jahr erfordert, wenn man ſie recht lernen will. Wer in einer ſo zarten Jugend zweiundzwanzig weis, kann immer in den Verdacht kommen, daß er ſie ſchlecht gelernt hat, oder nur die Anfangsgründe davon weis, und das heiſſt nichts wiſſen.

Noch auſſerordentlicher iſt es, daß dieſer Prinz, der ſo viel Sprachen ſtudirt hatte, in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre in Rom über Gegenſtände aus allen Wiſſenſchaften, keine überall davon ausgenommen, öffentlich diſputiren und Theſes vertheidigen konnte. Man findet vor ſeinen Werken vierzehnhundert allgemeine Säze, über welche er zu diſputiren ſich erbot.

Etwas von den Anfangsgründen der Geometrie und Sphärometrie war, unter dieſem Wuſte mühſeliger Gelehrſamkeit, das einzige, was ſeiner Anſtrengung würdig war. Alles Uebrige dient blos dazu, den Geiſt der damaligen Zeiten kennen zu lernen. Bald iſt es die Summe des heiligen Thomas; bald ein Auszug aus den Werken des Albert, genannt der Groſſe; bald ein Gemengſel von Theologie und Peripathetiſcher Philoſophie. Da findet man, daß ein Engel unendlich iſt *ſecundum quid*, und daß Thiere und Pflanzen aus einer von der hervorbringenden Kraft beſeelten Fäulnis entſtehn. In dieſem Geſchmak iſt alles; und das ward auf allen Univerſitäten gelehrt. Tauſende von Schülern füllten ſich den Kopf mit dieſen Schimären an, und beſuchten, bis in das vierzigſte Jahr, die Hörſääle, wo ſie gelehrt wurden. Auf dem übrigen Erdboden wuſſte man nichts beſſers. Diejenigen, welche die Welt regierten, waren damals ſehr zu entſchuldigen, wenn ſie die Wiſſenſchaften verachteten, und Pico della Mirandola ſehr unglüklich, daß er bei dieſen ernſthaften Narrheiten ſein Leben zugeſezt und ſeine Tage verkürzt hatte.

Von denenjenigen, welche die Natur mit wahrem Genie begabt, und die daſſelbe, durch Leſung der guten Römiſchen Schriftſteller, ausgebildet hatten, und dadurch den Finſterniſſen dieſer Schulgelehrſamkeit entronnen, waren, ſeit dem Dante und Petrarca, in ſehr geringer Anzal vorhanden. Ihre Werke waren mehr für Fürſten, Staatsmänner, Damen, und Herren, welche nur zur angenemen Erholung leſen; und ſie hätten ſich auch für den **Prinzen von Mirandola** beſſer ſchikken müſſen, als die Kompilationen des Albertus Magnus.

Aber der Hang zur Univerſalwiſſenſchaft behielt die Oberhand; und dieſe Univerſalwiſſenſchaft beſtand darin, über jede Materie einige Worte auswendig zu wiſſen, welche keinen deutlichen Begrif gaben. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie eben dieſelben Menſchen, die über die Angelegenheiten der Welt, und über ihre Vortheile, ſo fein und ſo richtig denken, ſich in beinahe allen übrigen Dingen mit unverſtändlichen Worten konnten abſpeiſen laſſen. Die Urſach davon iſt, daß man lieber ſchon unterrichtet ſcheinen, als ſich unterrichten laſſen will; und wenn Irrlehrer unſrer Seele in der Jugend eine Biegung gegeben haben, ſo mögen wir uns nicht einmal

Mühe geben, ſie wieder grade zu richten; wir bemühen uns vielmehr, ſie noch weiter zu biegen. Daher kommt es, daß ſo viel ſcharfſinnige Männer, und wirklichem Genies ganz voll pöbelhafter Irrthümer ſtekken.

Pico della Mirandola ſchrieb zwar gegen die Sterndeuterkunſt; aber das mus uns nicht verführen, denn er ſchrieb nur gegen die Aſtrologie, wie ſie zu ſeiner Zeit getrieben ward. Er nam eine andre an, und zwar die alte, oder wahre, welche, ſeinem Vorgeben nach, wäre vernachläſſigt worden.

In ſeinem erſtem Lehrſaze ſagt er, die Magie, wie ſie heut zu Tage vorhanden iſt, und welche die Kirche verdammt, gründet ſich nicht auf Wahrheit, weil ſie von Mächten abhängt, welche Feinde der Wahrheit ſind. Man ſieht aus dieſen Worten ſelbſt, ſo widerſprechend ſie auch ſind, daß er die Magie für ein Werk der Dämone annam, welches damals die herrſchende Meinung war. Auch verſichert er, daß es keine einzige Kraft im Himmel und auf Erden giebt, die ein Zaubrer nicht in Thätigkeit ſezen könne; und er beweiſt, daß Worte in der Ma-

gie wirkſam ſind, weil Gott ſich des Worts bedient hat, die Welt zu bilden.

Dieſe Streitſäze machten viel mehr Lärm, und erſchienen in gröſſerm Glanz, als Newton's Entdekkungen, und die von Locke ergründeten Wahrheiten, in unſern Tagen. Der Pabſt Innocenz der VIII. verwarf nur dreizehn Säze von dieſer ganzen Sammlung. Dieſe Kritiken ſind den Entſcheidungen jener Indier gleich, welche die Meinung verwarfen, daß die Erde von einem Drachen getragen wird, weil ſie, wie ſie ſagen, nur von einem Elephanten getragen werden kann. Pico della Mirandola ſchrieb ſeine Vertheidigung. Er beſchwert ſich darin über ſeine Kunſtrichter. Er ſagt, daß einer derſelben ſich beſonders heftig über die Kabala ausgedrukt habe. Aber wiſſt Ihr denn, fragte ihn der junge Prinz, was das Wort Kabala bedeutet? — Schöne Frage, antwortete der Theologe, iſt es nicht bekannt, daß Kabala ein Kezer war, der in ſeinen Schriften Jeſum Chriſtum angrif!

Endlich muſſte der Pabſt Alexander der VI. der wenigſtens das Verdienſt hatte, dieſe Streitigkeiten zu verachten, ihm die Abſolution ſchik-

ken. Es iſt merkwürdig, daß er den Prinzen Pico della Mirandola, und den Savonarola, auf einerlei Weiſe behandelte.

Die Geſchichte des Prinzen von Mirandola iſt weiter nichts, als die Geſchichte eines Schülers von Genie, der eine weite Bahn von Irrthümern durchläuft, und, ſelbſt blind, von blinden Lehrmeiſtern geführt wird; was nun folgt, iſt die Geſchichte der Meiſter der Lügen, welche ihre Macht auf die Dummheit der Menſchen gründen.

Siebzehntes Kapitel.

Von dem Pabſt Alexander dem *VI.* und dem Könige Ludwig dem *XII.* Miſſethaten des Pabſtes und ſeines Sohns. Unglüksfälle des ſchwachen Ludwig's des *XII.*

Dem Pabſt Alexander dem *VI.* lagen damals zwei groſſe Gegenſtände am Herzen; nemlich ſo viele Ländereien, welche angeblich den Römiſchen Domänen entriſſen waren, wieder mit denſelben zu vereinigen, und ſeinem Sohne Cäſar Borgia eine Krone zu verſchaffen. Das Anſtöſſige in ſeiner Aufführung benam ihm nichts von ſeiner Gewalt. Man ſah nicht, daß das

Volk in Rom ſich gegen ihn empörte. Das allgemeine Gerücht beſchuldigte ihn, daß er mit ſeiner eignen Tochter Lucrezia Unzucht trieb, die er nach und nach dreien Ehemännern wegnam, wovon er den lezten, Alphons von Arragonien, ermorden lies, um ſie zulezt dem Erben des Hauſes Eſte zu geben.

Dieſes Beilager ward im Vatikan vollzogen, und durch die ehrloſeſte Luſtbarkeit gefeiert, welche jemals, der Schamhaftigkeit zum Schrekken, von dem Geiſte der verworfenſten Ausſchweifung war erfunden worden. Funfzig nakte Freudenmädchen muſſten vor dieſer blutſchändriſchen Familie tanzen, und es wurden Preiſe an diejenigen ausgetheilt, welche die geilſten und unzüchtigſten Bewegungen zu machen wuſſten. Die Söhne dieſes Pabſtes, der Herzog von Gandia, und Cäſar Borgia, der damals Diakonus, Erzbiſchof von Valencia in Spanien, und Kardinal, war, ſtanden in dem allgemeinen Ruf, daß ſie ſich um den Genus ihrer Schweſter Lucrezia zankten. Der Herzog von Gandia ward in Rom ermordet. Das öffentliche Gerücht ſchrieb dieſen Mord dem Kardinal Borgia zu, und Guicciardini beſchuldigt ihn deſſelben gradezu. Das Mobiliarvermögen der Kardinäle

fiel, nach ihrem Tode, dem Pabſte zu, und es waren ſtarke Vermutungen vorhanden, daß der Tod mehr als Eines Kardinals war beſchleunigt worden, von dem man hatte erben wollen. Indeſſen gehorchte das Römiſche Volk, und alle Mächte bewarben ſich um Alexander's des *VI.* Freundſchaft.

Karl's des *VIII.* Nachfolger, der König Ludwig der XII. von Frankreich, bemühte ſich mehr, als irgend ein andrer, ſich mit dieſem Pabſt zu verbinden. Er hatte mehr als Eine Urſach dazu. Er wollte ſich von ſeiner Gemalin, einer Tochter Ludwig's des *XI.*, ſcheiden laſſen, mit welcher er zweiundzwanzig Jahre im Eheſtande gelebt hatte, ohne Kinder zu bekommen. Kein Recht, das natürliche ausgenommen, konnte dieſe Scheidung beſtätigen; aber Ueberdrus und Staatsklugheit machten ſie notwendig.

Karl's des *VIII.* Wittwe, Anne von Bretagne, hatte für Ludwig den *XII.* noch eben die Zuneigung, die ſie für den Herzog von Orleans gehabt hatte, und wenn er ſie nicht heuratete, ſo ging Bretagne für Frankreich verloren. Es war ein alter, aber gefärlicher, Gebrauch, ſich nach Rom zu wenden, wenn man

ſich mit Verwandten verheuraten, oder ſeine Gemalin verſtoſſen, wollte. Denn dergleichen Heuraten, oder Eheſcheidungen, waren oft für den Staat notwendig; und die Ruhe eines Königreichs hing alſo von der Denkungsart eines Pabſtes ab, der oft einem ſolchen Königreich nicht wohl wollte.

Die andre Urſach, welche **Ludwig** den *XII.* an **Alexander'n** den *VI.* knüpfte, war das traurige Recht auf die Italieniſchen Staaten, welches man geltend machen wollte. **Ludwig** der *XII.* wollte das Herzogthum Mailand haben, weil eine ſeiner Grosmütter die Schweſter eines Visconti geweſen war, der dieſes Herzogthum beſeſſen hatte. Man ſezte ihm die Verjährung und die Belehnung entgegen, welche der Kaiſer **Maximilian Ludwigen dem Mauren** gegeben, deſſen Nichte auch dieſer Kaiſer geheuratet hatte.

Das immer ſchwankende allgemeine Lehnsſtaatsrecht konnte nichts anders, als durch das Recht des Stärkern, ausgelegt werden. Dieſes Herzogthum Mailand, dieſes alte Königreich der Longobarden, war ein Reichslehn. Man hatte nicht entſchieden, ob es Schwertlehn oder Spindellehn ſein, ob die Töchter es erben ſollten. **Lud-**

wig's des *XII.* Grosmutter, des Herzogs Visconti von Mailand Tochter, hatte in ihrem Heuratskontrakt nichts bekommen, als die Grafſchaft Aſti. Dieſer Heuratskontrakt war die Quelle alles Unglüks für Italien, aller Widerwärtigkeiten für Ludwig den *XII.*, und aller Unfälle für Franz den I. So haben faſt alle Italieniſche Staaten in der Ungewisheit geſchwankt, da ſie weder frei ſein, noch ausmachen konnten, welchem Herrn ſie angehören ſollten.

Ludwig's des *XII.* Rechte auf Neapel waren eben dieſelben, welche Karl der *VIII.* gehabt hatte.

Des Pabſtes Baſtard, Cäſar Borgia, bekam den Auftrag, die Eheſcheidungsbulle nach Frankreich zu bringen, und mit dem Könige über alle dieſe Eroberungsentwürfe zu unterhandeln. Borgia ging nicht eher aus Rom ab, als bis ihm das Herzogthum Valentinois, eine Kompagnie von hundert Mann in Waffen, und ein Jahrgehalt von zwanzigtauſend Livres, zugeſichert war, welches ihm Ludwig der *XII.* gab, mit dem Verſprechen, dieſen Erzbiſchof mit der Schweſter des Königs von Navarra zu verheuraten. Cäſar Borgia, ungeachtet er Diakonus und Erzbiſchof war, trat alſo in den weltlichen

Stand, und ſein Vater, der Pabſt ertheilte zu gleicher Zeit ſeinem Sohne, und dem Könige von Frankreich, die Diſpenſation, dem einen, die Kirche zu verlaſſen, und dem andern, ſeine Gemalin zu verſtoſſen. Man ward bald einig, und Ludwig der *XII.* veranſtaltete einen neuen Einfall in Italien.

Er hatte die Venediger auf ſeiner Seite, welche an der Mailändiſchen Beute Theil nemen ſollten. Sie hatten ſchon Brescia und das Land Bergamo weggenommen, und wollten wenigſtens noch das Land Cremona haben, worauf ſie eben ſo wenig Recht hatten, als auf Konſtantinopel.

Der Kaiſer Maximilian, welcher den Herzog von Mailand, ſeinen Schwiegervater und Vaſallen, gegen den Franzoſen, als ſeinen natürlichen Feind, hätte vertheidigen können, war damals nicht im Stande, irgend jemanden zu vertheidigen. Er hatte Mühe, ſich gegen die Schweizer zu erhalten, welche dem Hauſe Oeſtreich vollends abnamen, was demſelben in ihrem Lande übrig blieb. Maximilian ſpielte alſo, bei dieſem Vorfall, die erzwungene Rolle des Gleichgültigen.

Ludwig der *XII.* legte einige Streitigkeiten mit dem Sohne dieſes Kaiſers, Philipp dem

Schönen, Karl's des V. Vater, und Herrn der Niederlande, friedlich bei; und dieſer Philipp der Schöne huldigte Frankreich perſönlich wegen der Grafſchaften Flandern und Artois. Der Kanzler Gui de Rochefort nam dieſe Huldigung in Arras an. Er ſas mit bedektem Haupte, und hielt zwiſchen ſeinen Händen die gefalteten Hände des Prinzen, welcher, mit entblöſſtem Haupt, ohne Waffen und Wehrgehenk, die Worte ausſprach: Ich huldige dem Herrn König, wegen meiner Pairſchaften von Flandern, und Artois, u. ſ. w.

Ludwig der *XII.*, der überdies Karl's des *VIII.* Traktaten mit England erneuert hatte, und von allen Seiten, wenigſtens auf eine Zeitlang, ſicher war, läſſt ſeine Armee über die Alpen rükken. Es iſt zu bemerken, daß er, bei dieſer Kriegsunterneimung, anſtatt die Auflagen zu erhöhen, ſie vielmehr verminderte, und daß man dieſer Nachſicht wegen, anfing, ihm den Namen Vater des Volks zu geben. Aber er verkauſte viele ſogenannte Königliche Bedienungen, beſonders Finanzſtellen. Wär' es nicht beſſer geweſen, ganz gleich vertheilte Auflagen zu machen, als das ſchimpfliche Feilſein der Würden in einem Lande

einzuführen, deſſen Vater er ſein wollte? Dieſe Gewohnheit, Bedienungen zu verſteigern, kam aus Italien. In Rom hat man lange Zeit die Stellen bei der Apoſtoliſchen Kammer verkauft, und nur zu unſern Zeiten erſt haben die Päbſte dieſe Gewohnheit abgeſchaft.

Die Armee, welche Ludwig der *XII.* über die Alpen ſchikte, war nicht viel ſtärker, als diejenige, womit Karl der *VIII.* Neapel erobert hatte. Was aber auffallend ſcheinen mus, iſt dieſes, daß Ludwig der Maur, der nur Herzog von Mailand, Parma und Piacenza, und Herr von Genua war, eine eben ſo ſtarke Armee hatte, als der Kǒnig von Frankreich.

Man ſah auch hier wieder, was die *furia franceſe* gegen die Italieniſche Schlauheit vermochte. Die Armee des Kǒnigs bemächtigte ſich, in Zeit von zwanzig Tagen, der Lande Mailand und Genua, unterdeſſen daß die Venediger das Cremoneſiſche einnamen.

Ludwig der *XII.* hielt, nachdem er dieſe ſchǒne Provinzen durch ſeine Generale hatte erobern laſſen, ſeinen Einzug in Mailand, und empfing daſelbſt die Abgeordneten aller Italieniſchen Staaten, als wenn er ihr Schiedsrichter wäre. Kaum war er aber nach Lyon zurükgekehrt, als

die Franzoſen, aus der Nachläſſigkeit, welche faſt allemal auf groſſen Ungeſtüm folgt, das
1500. Mailändiſche wieder verloren. Ludwig der Maur bezalte, bei dieſer kurzdauernden Wiederherſtellung, einen goldnen Dukaten für jeden Franzoſenkopf, den man ihm brachte. Darauf ſpannte Ludwig der *XII.* ſeine Kräfte von neuem an. Louis de la Trimouille ſoll die gemachten Fehler wieder gut machen. Man rükt von neuem in das Mailändiſche ein. Die Schweizer, die ſeit Karl'n dem *VIII.* ihre Freiheit dazu gebrauchten, ſich dem, der ſie bezalen wollte, zu verkaufen, waren in groſſer Menge, ſowohl bei der Franzöſiſchen, als bei der Mailändiſchen Armee. Es iſt merkwürdig, daß die Herzoge von Mailand die erſten Fürſten wären, welche Schweizer in ihren Sold namen. Maria Sforza hatte den Potentaten dieſes Beiſpiel gegeben.

Einige Hauptleute dieſer Nation, die bis dahin den alten Spartern an Freiheit, Gleichheit, Armut und Tapferkeit, ſo ähnlich war, beflekten den Ruhm derſelben durch ihre Liebe zum Gelde. Sie bewachten in Novara den Herzog von Mailand, welcher ihnen, vorzüglich vor den Italienern, ſeine Perſon anvertraut hatte.

Aber

Aber weit entfernt, dieſes Zutrauen zu verdienen, traten ſie mit den Franzoſen in Unterhandlung. Alles, was Ludwig der Maur von ihnen erhalten konnte, war, daß er ſamt ihnen, als ein Schweizer gekleidet, mit einer Hellebarte in der Hand, ausziehn durfte. In dieſem Aufzuge 1500.
marſchirte er alſo, durch die in zwei Reihen geſtellte Franzöſiſche Soldaten; aber die, die ihn verkauft hatten, machten ihn auch bald kenntlich. Er ward alſo ergriffen, und nach Pierre-en-Ciſe, von dort aber in eben den Thurn zu Bourges gebracht, wo Ludwig der *XII.* ſelbſt gefangen geſeſſen hatte. Zulezt wird er nach Loches geführt, wo er noch zehn Jahre lebte, nicht in einem eiſernen Käfig, wie man gemeiniglich glaubt, ſondern unter ſtandesmäſſiger Bedienung, und mit der Freiheit in den leztern fünf Jahren, bis fünf Franzöſiſche Meilen vom Schloſſe ſicher gehn zu können.

Ludwig der *XII.*, im Beſiz von Mailand und Genua, will auch noch Neapel haben. Aber er muſſte ſich vor eben dem Ferdinand dem Katholiſchen fürchten, der die Franzoſen ſchon einmal von dort verjagt hatte.

So wie er ſich mit den Venedigern verbunden hatte, um das Mailändiſche zu erobern, wo-

von ſie die Ausbeute theilten, ſo verband er ſich mit Ferdinand zur Eroberung von Neapel. Der Katholiſche König wollte ſeine Familie damals lieber ausplündern, als unterſtüzen. Er theilte ſich mit Frankreich, mittelſt eines Traktats, in dieſes Königreich, wo damals Friedrich, der lezte König des unechten Stammes von Arragonien, herrſchte. Apulien und Kalabrien behielt der Katholiſche König für ſich, das Uebrige ſollte Frankreich haben. Der Pabſt Alexander der *VI.*, Ludwig's des *XII.* Bundsgenoſſe, tritt dieſer Verſchwörung gegen einen unſchuldigen Monarchen, ſeinen Vaſallen, bei, und giebt den beiden Königen die Belehnung, die er dem Könige von Neapel gegeben hatte. Der Katholiſche König ſchikt den mehrerwähnten General Gonſalves de Cordova nach Neapel, unter dem Vorwande, ſeinem Verwandten beizuſtehn, in der That aber, um ihn zu erdrükken. Die Franzoſen kommen zur See und zu Lande herbei. Man mus geſtehn, daß bei dieſer Eroberung von Neapel nichts als Ungerechtigkeit, Treuloſigkeit und Niederträchtigkeit herrſchte; aber Italien war einer ſolchen Beherrſchung ſchon über ſechs Jahrhunderte unterworfen.

Die Neapolitaner waren nicht gewohnt, für ihre Könige zu ſtreiten. Der unglükliche, von ſeinem Verwandten verratne, von den Franzöſiſchen Waffen bedrängte, und alles Beiſtands beraubte Monarch wollte lieber Ludwigen dem *XII.* in die Hände fallen, den er für grosmütig hielt, als dem Katholiſchen König, der ihn ſo treulos behandelte. Er bittet alſo die Franzoſen um einen Pas, aus ſeinem Königreiche wegzugehn. Er kömmt mit fünf Galeeren nach Frankreich, und empfängt daſelbſt vom Könige ein Jahrgehalt von hundertundzwanzigtauſend Livres nach jezigem Franzöſiſchen Gelde. Sonderbares Schikſal für einen regierenden König!

Ludwig der *XII.* hatte alſo zu gleicher Zeit einen Herzog von Mailand zum Gefangnen, und einen König von Neapel, der ſeinen Hofſtaat vergröſſerte, und in ſeinem Solde ſtand. Die Republik Genua war eine ſeiner Provinzen. Sein Königreich, das wenige Auflagen drükten, war eins der blühendſten auf dem Erdboden. Es mangelte ihm nichts, als Betriebſamkeit zum Handel, und der Ruhm der ſchönen Künſte, welche, wie wir ſehn werden, Italien's Antheil waren.

Achtzehntes Kapitel.

Miſſethaten der Familie Alexander's des *VI.* und Cäſar's Borgia. Verfolg der Händel Ludwig's des *XII.* mit Ferdinand dem Katholiſchen. Tod des Pabſtes.

Alexander der *VI.* that damals im Kleinen, was Ludwig der *XII.* im Groſſen ausführte. Er eroberte, durch die Hand ſeines Sohns, die Lehnsgüter in Romagna. Alles war dazu beſtimmt, dieſen Sohn gros zu machen, aber er genos nicht viel davon. Er arbeitete, ohne es zu denken, für die Domänen des Kirchenſtaats.

Alles was Gewaltthätigkeit, Argliſt, wahre Herzhaftigkeit und ſchändliche Bosheit vermögen, ſtrengte Cäſar Borgia an. Er wandte, um acht oder zehn kleine Städte zu bekommen, und ſich einige kleine Herren vom Halſe zu ſchaffen, mehr Kunſt an, als die Alexanders, die Dſchingiskane, die Tamerlane, und die Muhammeds, brauchten, um einen groſſen Theil des Erdbodens zu unterjochen. Man verkaufte Ablas, um eine Armee zu bekommen. Der Kardinal Bembo verſichert, daß man, einzig und allein in dem Gebiet von Venedig, beinahe für ſechzehnhundert Mark Goldes Vergebung der

Sünden verkaufte. Man belegte alle geiſtliche Einkünfte mit der Abgabe des Zehnten, unter dem Vorwande eines Krieges gegen die Türken, und es war doch nur auf einen kleinen Krieg vor den Thoren von Rom angeſehn.

Gleich Anfangs bemächtigte man ſich der Pläze bei Rom, welche den Häuſern Colonna und Savelli zugehörten. Theils mit Gewalt, theils mit Liſt, nam Borgia Forli, Faenza, Rimini, Imola, und Piombino weg, und bei allen dieſen Eroberungen machen Treuloſigkeit, Meuchelmord, und Giftmiſcherei einen Theil ſeiner Waffen aus. Dem Herzoge von Urbino fordert er, im Namen des Pabſtes, Truppen und Geſchüz ab, braucht beides gegen den Herzog von Urbino ſelber, und beraubt ihn ſeines Herzogthums. Den Herrn der Stadt Camerino lokt er in eine Konferenz, und läſſt ihn daſelbſt, nebſt ſeinen beiden Söhnen, erwürgen. Unter den theuerſten Eidſchwüren ladet er den Herzog von Gravina, den Oliverotto, den Pagolo Vitelli, und noch einen andern, ein, mit ihm bei Sinigalia in Unterhandlung zu treten. Der Fallſtrik war gelegt, und er läſſt, ohne Barmherzigkeit, den Vitelli und Oliverotto ermorden. Sollte man wohl

glauben, daß der ſterbende Vitelli ſeinen Meuchelmörder bat, für ihn bei ſeinem Vater, dem Pabſt, vollſtändigen Ablas *in articulo mortis* auszuwirken? und doch wird es von ſeinen Zeitgenoſſen verſichert. Nichts beweiſt mehr die Schwachheit der Menſchen, und die Gewalt vorgefaſſter Meinungen. Wäre Cäſar Borgia vor Alexander'n dem *VI.* an dem Gifte geſtorben, den ſie für einige Kardinäle gemiſcht haben, und hernach ſelbſt getrunken haben ſollen, ſo müſſte man ſich uicht wundern, wenn der ſterbende Borgia den Pabſt, ſeinen Vater, um vollkommnen Ablas angeſprochen hätte.

In eben der Zeit lies Alexander der *VI.* die Freunde dieſer Unglüklichen greifen, und auf der Engelsburg erwürgen. Guicciardini glaubt, daß der Beſizer von Farneſe, Namens Aſtor, ein Jüngling von hoher Schönheit, der dem Päbſtlichen Baſtard ausgeliefert ward, ihm zur Sättigung ſeiner Wolluſt dienen muſſte, und hernach, nebſt ſeinem unechten Bruder, an den Pabſt geſchikt ward, der ſie beide erdroſſeln lies. Der König von Frankreich, welcher der Vater ſeines Volks, und daheim ein biedrer Fürſt war, begünſtigte in Italien dieſe Schandthaten, die er in ſeinem Königreiche beſtraft haben würde, und

deren er ſich hier mitſchuldig machte. Er überlies dem Pabſt dieſe Schlachtopfer, um von demſelben, bei ſeiner Eroberung von Neapel, unterſtüzt zu werden. Sogenannte Politik und Staatsintereſſe machte ihn, zu Gunſten Alexander's des *VI.*, ungerecht. Was iſt das für eine Politik, was für ein Staatsintereſſe, die Gewaltthätigkeiten eines Böſewichts zu begünſtigen, der bald nachher an ihm ſelbſt zum Verräter ward! Unter was für Beherrſchern ſtehn doch die Menſchen!

Das Schikſal der Franzoſen, welches darin beſtand, Neapel zu erobern, beſtand auch darin, wieder herausgejagt zu werden. Ferdinand der Katholiſche, oder der Treuloſe, der den lezten König von Neapel, ſeinen Verwandten, betrogen hatte, war Ludwig dem *XII.* eben ſo wenig getreu. Er war bald mit Alexander'n dem *VI.* einverſtanden, dem Könige von Frankreich ſeinen Antheil abzunemen.

Gonſalves de Cordova, welcher den Titel eines groſſen Feldherrn ſo ſehr, eines tugendhaften aber ſo wenig, verdiente, er, welcher ſagte, daß das Zeug der Ehre aus groben Faden gewebt ſein müſſte, betrog erſt die Franzoſen, und dann ſchlug er ſie.

Mir ſcheinen die Franzöſiſchen Generale oft weit mehr Mut und Ehrliebe beſeſſen zu haben, als die ſchlaue Geſchliklichkeit, die bei groſſen Unternemungen ſo nötig iſt. Der Herzog von Nemours, dieſer Abkömmling Chlodowich's, der die Franzoſen kommandirte, forderte den Gonſalves zum Zweikampf. Dieſe Ausforderung beantwortete Gonſalves dadurch, daß er ſeine Armee zu mehrmalen ſchlug, und beſonders bei Cerignola in Apulien, wo Nemours, mit viertauſend Franzoſen, auf dem Plaze blieb.
1503. Es ſollen in dieſer Schlacht nur neun Spanier geblieben ſein, und dies beweiſt augenſcheinlich, daß Gonſalves einen vortheilhaften Poſten gewählt hatte, daß Nemours nicht vorſichtig genug zu Werke gegangen, und daß ſeine Truppen mutlos geworden waren. Vergeblich hielt der berühmte Ritter Bayard ganz allein, auf einer ſchmalen Brükke, den Anlauf von zweihundert Feinden aus, die ihn angriffen. Dieſes Uebermaas von Tapferkeit war glorreich und unnüz.

In dieſem Kriege erfand man eine neue Art, Menſchen auszurotten. Pedro von Navarra, ein Soldat, der ſich durch Glük emporgeſchwungen hatte, und ein groſſer Spaniſcher

General geworden war, erfand die Minen, wovon die Franzoſen die erſte Wirkung auszuſtehn hatten.

Frankreich war indeſſen damals ſo mächtig, daß Ludwig der *XII.* zugleich drei Armeen in's Feld ſtellen, und eine Flotte in See ſchikken konnte. Von dieſen dreien Armeen ward eine für Neapel, und die beiden andern nach Rouſſillon und Fuentarabien beſtimmt. Aber keine dieſer Armeen richtete viel aus, und die von Neapel ward bald gänzlich zerſtreut, ſo übel nam man ſich gegen den groſſen Feldherrn. Zulezt ver- 1503.
lor Ludwig der *XII.* ſeinen Antheil am Königreiche Neapel auf immer.

Bald nachher ward Italien von Alexander'n dem *VI.* und ſeinem Sohne befreiet. Alle Geſchichtſchreiber machen ſich ein Vergnügen daraus, auf die Nachwelt zu bringen, daß dieſer Pabſt am Gifte ſtarb, den er, bei einem Gaſtmal, einigen Kardinälen zugedacht hatte. Ein ſolcher Tod wäre in der That ſeines Lebens würdig geweſen; aber die Sache iſt zu wenig wahrſcheinlich. Man giebt vor, daß er, bei einem dringenden Geldmangel, von dieſen Kardinälen hätte erben wollen; aber es iſt bewieſen, daß Cäſar Borgia, nach dem Tode ſeines Vaters,

aus dem Schaze deſſelben hunderttauſend goldne Dukaten nam. Der Geldmangel war alſo erdichtet. Wie ging es überdies zu, daß man ſich mit der Flaſche des vergifteten Weins irrte, welcher dem Pabſt das Leben genommen, und ſeinem Sohn an den Rand des Grabes gebracht haben ſoll? Menſchen, die ſo lange Erfahrung in Ausübung der ſchändlichſten Verbrechen haben, laſſen einen ſolchen Irrthum nicht Plaz greifen. Man nennt auch keinen Menſchen, der es geſtanden hätte. Es ſcheint alſo beinahe unmöglich, daß man es habe genau wiſſen können. Hätte man, bei dem Abſterben des Pabſtes, dieſe Urſach ſeines Todes gewuſſt, ſo müſſten es ja diejenigen ſelber gewuſſt, oder erfahren, haben, die man hätte vergiften wollen, und dieſe würden ein ſolches Verbrechen nicht ungeahndet gelaſſen, und auch nicht zugegeben haben, daß Cäſar Borgia ſich ruhig der Schäze ſeines Vaters hätte bemeiſtern können. Das Volk, das oft ſeine Herren haſſt, und ſolche Herren, wie dieſer war, verabſcheut, war unter Alexander'n in harter Knechtſchaft gehalten worden, und wäre, bei ſeinem Tode, gewis nicht ſtille geblieben; es hätte das Leichenbegängnis dieſes Ungeheuers geſtört, und ſeinen abſcheulichen Sohn in Stükken zerriſſen. Das Tagebuch des Hauſes Bor-

gia beſagt endlich, daß der zweiundſiebzigjährige Pabſt von einem dreitägigen Fieber befallen ward, welches bald in ein anhaltendes und tödliches Fieber ausartete. Das iſt keine Wirkung vom Gift. Die obigen Geſchichtſchreiber ſezen noch hinzu, daß der Herzog Borgia ſich in den Bauch eines Mauleſels ſtekken lies. Ich möchte wohl wiſſen, gegen welches Gift der Bauch eines Mauleſels Gegengift iſt? Und wie konnte denn dieſer ſterbende Borgia auf das Vatikan gehn und hundert tauſend goldne Dukaten nemen? Sas er ſchon im Bauche des Mauleſels, als er dieſen Schaz wegnam?

Es iſt wahr, daß in Rom, nach dem Tode des Pabſtes, ein Aufſtand war. Die Colonna und die Orſini rükten wieder mit bewafneter Hand in dieſelbe ein. Aber bei dieſem Aufſtande ſelbſt hätte man den Vater und den Sohn feierlich über dieſes Verbrechen anklagen müſſen. Der Pabſt Julius der II. endlich, der Todfeind dieſes Hauſes, und der den Herzog lange in ſeiner Gewalt hatte, beſchuldigte ihn deſſen nicht, was ihm das öffentliche Gerücht zuſchrieb.

Von der andern Seite aber entſteht die Frage, wie geht es zu, daß der Kardinal Bembo, und Guicciardini, und Paolo Giove,

und Tomaſi, und ſo viele Zeitgenoſſen in dieſer ſeltſamen Anklage übereinſtimmen? Woher kommt es, daß ſo viele Umſtände davon ſo genau und ausführlich beſchrieben werden? Warum nennt man die Art des Giftes, deſſen man ſich bediente, und der *cantarélla* heiſſt, weil er von Spaniſchen Fliegen bereitet wird? Darauf läſſt ſich antworten, daß es nicht ſchwer iſt, ſolche Dinge zu erfinden, wenn man einmal beſchuldigen will; daß man einer ſo gräslichen Beſchuldigung doch mit einigen wahrſcheinlichen Umſtänden einen Anſtrich geben muſſte; daß dieſe Schriftſteller ſich eben kein Gewiſſen daraus machen durften, Alexander'n dem *VI.* eine Schandthat mehr aufzubürden, und daß man die lezte Büberei wohl argwohnen konnte, nachdem ſo viele andere ſchon waren bewieſen worden.

Alexander der *VI.* hinterlies in Europa ein noch verhaſſters Andenken, als Nero und Kaligula, weil die Heiligkeit ſeines Amtes ſeine Miſſethaten noch ſcheuslicher machte. Indeſſen war er derjenige, dem Rom ſeine zeitliche Gröſſe zu danken hatte, und der ſeine Nachfolger in den Stand ſezte, zuweilen die Wage von Italien zu halten. Sein Sohn verlor die ganze Frucht ſeiner Verbrechen, die dagegen von der

Kirche eingeärntet ward. Faſt alle die Städte, deren er ſich bemächtigt hatte, unterwarfen ſich andern, ſobald ſein Vater todt war, und der Pabſt, Julius der *II.* zwang ihn bald nachher, ihm die andern auch zu übergeben. Nichts blieb ihm von ſeiner traurigen Gröſſe übrig. Alles war für den heiligen Stuhl, dem ſeine Schädlichkeit nüzlicher war, als die von den Waffen unterſtüzte Geſchiklichkeit ſo vieler andern Päbſte.

Sonderbar iſt es, daß dieſe Religion damals nicht angegriffen ward. Weil die mehrſten Fürſten, Miniſter und Generale, gar keine hatten, ſo bekümmerten ſie ſich nicht um die Verſündigungen der Päbſte. Der zügelloſe Ehrgeiz dachte über dieſe greuliche Reihe kirchenſchändriſcher Verbrechen gar nicht nach. Niemand ſtudirte; niemand mochte leſen. Das ſtokdumme Volk beſchäftigte ſich mit Wallfahrten. Die Groſſen würgten und plünderten; ſie fanden an Alexander'n dem *VI.* blos ihres Gleichen, und der Siz aller Schande und Laſter hies immer der heilige Stuhl.

Macchiavell behauptet, daß Borgia ſeine Maasregeln ſo gut genommen hätte, daß er, nach dem Tode ſeines Vaters, hätte Herr von Rom, und von ganzen Kirchenſtaate, bleiben

müſſen; er hätte aber nicht vorausſehn können, daß er ſelbſt an den Pforten des Todes ſtehn würde, und zwar grade zu derſelben Zeit, da Alexander in dieſelben einging.

Freunde, Feinde, Bundesgenoſſen, Verwandten, alles verlies ihn in kurzer Zeit. Man ward an ihm zum Verräter, wie er es an der ganzen Welt geworden war. Gonſalves von Cordova, der groſſe Feldherr, dem er ſich anvertraut hatte, ſchikte ihn gefangen nach Spanien. Ludwig der *XII.* nam ihm ſein Herzogthum Valentinois, und ſein Jahrgehalt. Er entfloh endlich aus ſeinem Gefängniſſe, und flüchtete nach Navara.

Die Herzhaftigkeit, die an ſich keine Tugend, ſondern eine glükliche Eigenſchaft iſt, welche Böſewichter und groſſe Männer gemein haben, verlies ihn auch in ſeinem Zufluchtsort nicht. Er verläugnete ſeinen Karakter in keinem Stük; er ſpielte Intriken; er kommandirte die Armee ſeines Schwagers, des Königs von Navara, in einem Kriege, zu welchem er riet, um die Vaſallen von Navara ihrer Beſizthümer zu berauben, wie er ehmals die Vaſallen des Reichs und des Päbſtlichen Stuhls beraubt hatte. Er ward, mit dem Degen in der Fauſt, erſchlagen, und ſtarb einen

rühmlichen Tod, wogegen wir, in dem Lauf dieſer Geſchichte, rechtmäſſige Beherrſcher und tugendhafte Männer, von Henkers Händen umkommen ſehn.

Neunzehntes Kapitel.

Verfolg der politiſchen Angelegenheiten Ludwig's des *XII.*

Es wäre den Franzoſen möglich geweſen, Neapel wieder zu erobern, wie ſie das Mailändiſche wieder erobert hatten. Der Ehrgeiz des Premierminiſters Ludwig's des *XII.* war Schuld daran, daß dieſer Staat auf immer verloren ging. Der Kardinal Chamont d'Amboiſe, Erzbiſchof von Rouen, dem es für ein ſo groſſes Verdienſt angerechnet wird, daß er nur eine einzige Pfründe beſas, dem aber Frankreich, welches er unumſchränkt beherrſchte, für mehrere Pfründen gelten konnte, wollte doch eine anſehnlichere haben. Er verlangte, nach Alexander's des *VI.* Tode, Pabſt zu werden, und man wäre gewiß gezwungen geweſen, ihn zu erwählen, wenn er eben ſo ſtaatsklug, als ehrgeizig, geweſen wäre.

Es fehlte ihm nicht an Gelde; die Truppen, welche in das Königreich Neapel einrükken ſollten, ſtanden vor den Thoren der Stadt Rom; aber die Italieniſchen Kardinäle beredeten ihn, dieſe Armee von dort wegzuziehn, damit ſeine Erwählung ungezwungner ſcheinen, und eben daher gültiger ſein möchte. Er folgte dieſem Rat, und nun lies der Kardinal Giuliano della Rovere Pius den III. erwählen, welcher nach ſiebenundzwanzig Tagen ſtarb. Hernach ward eben dieſer Kardinal Giuliano, unter dem Namen Julius der *II.*, ſelbſt Pabſt. Inzwiſchen verhinderte die regnigte Jahrszeit die Franzoſen, über den Garigliano zu gehn, und kam dagegen dem Gonſalves von Cordova zu Statten. So verlor der Kardinal d'Amboiſe, der doch für einen klugen Mann gehalten wird, zu gleicher Zeit die dreifache Krone für ſich, und Neapel für ſeinen König.

Ein andrer Fehler von andrer Art, den man ihm vorgeworfen hat, war der unbegreifliche Traktat von Blois, vermöge deſſen der König, durch einen Federzug die Franzöſiſche Monarchie zerſtükte und zerſtörte. Durch dieſen Traktat gab der König ſeine einzige Tochter, die er von ſeiner Gemalin Anne von

Bre-

Bretagne hatte, dem Enkel des Kaiſers, und des Königs Ferdinand's von Arragonien, ſeiner beiden Feinde; eben dem Prinzen alſo, welcher nachher, als Karl der V., Frankreich und Europa ſo furchbar ward. Sollte man es wohl glauben, daß ganz Bretague und Bourgogne ſein Heuratsgut ſein ſollte, und daß man allen Rechten und Anſprüchen auf Mailand und Genua entſagte? Alles dieſes ris Ludwig der *XII.* von Frankreich ab, wenn er ohne männliche Erben ſtarb. Ein ſo auſſerordentlicher Traktat láſſt ſich nicht anders entſchuldigen, als wenn man vorausſezt, daß der König und der Kardinal d'Amboiſe gar nicht Willens waren, denſelben zu halten, und daß Ferdinand ſelbſt den Kardinal d'Amboiſe zur Hinterliſt gewöhnt hatte.

Auch ſchrieen die zu Tours verſammelten Landſtände gegen dieſen ſchädlichen Entwurf. Vielleicht hatte der König, der ihn bereute, die Geſchiklichkeit, es ſo zu drehen, daß ganz Frankreich von ihm fordern muſſte, was er von ſelbſt zu thun nicht wagte. Vielleicht gab er auch aus Gründen den Gegenvorſtellungen der Nation nach. Die Erbin der Anne von Bretagne, ward alſo dem Erben des Hauſes Oeſtreich und

Spanien weggenommen, ſo wie Anne ſelbſt dem Kaiſer Maximilian war weggenommen worden. Sie heuratete den Grafen von Angouleme, der hernach Franz der I. ward. Bretagne, welches zweimal mit Frankreich war vereinigt worden, und zweimal im Begrif ſtand, von demſelben getrennt zu werden, ward ihm völlig einverleibt, und Bourgogne ward nicht von der Krone abgeriſſen.

Noch ein Fehler, den man Ludwig dem *XII.* vorwirft, war der, daß er ſich, gegen die Venediger, ſeine Bundsgenoſſen, mit allen ſeinen heimlichen Feinden verband. Es war eine bis dahin unerhörte Begebenheit, daß ſich ſo viele Könige gegen eine Republik verſchworen, die dreihundert Jahre vorher ein Städtchen für Fiſcher war, welche ſich in berühmte Kaufleute verwandelt hatten.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von dem Bündnis von Kamerich, und den Folgen deſſelben. Von dem Pabſt Julius dem *II.*

Der Pabſt Julius der *II.*, der zu Savona im Gebiete von Genua geboren, ſah mit Unwillen ſein Vaterland unter dem Joch der Franzoſen. Einen Verſuch, den Genua damals machte, ſeine alte Freiheit wieder zu erlangen, war von Ludwig dem *XII.* mit mehr Stolz, als Strenge, beſtraft worden. Er war, mit entblöſſtem Degen in der Hand, in die Stadt eingezogen, und hatte, in ſeiner Gegenwart, alle Privilegien der Stadt verbrennen laſſen. Er lies hernach, auf dem groſſen Marktplaz, ſeinen Thron auf einem prächtigen Gerüſt aufſchlagen, und die Genueſer vor dem Gerüſte zuſammenberufen, welche ihr Urtheil knieend anhören muſſten. Er verurtheilte ſie blos zu einer Geldſtrafe von hunderttauſend Goldthalern, und baute eine Citadelle, die er den Zaum von Genua nannte.

Der Pabſt, welcher, wie alle ſeine Vorgänger, gern alle Fremden aus Italien gejagt hätte,

ſuchte, die Franzoſen über die Alpen zurükzubrin-
gen; verlangte aber zuerſt, daß die Venediger
ſich mit ihm vereinigen, und ihm vorläufig viele
Städte wiedergeben ſollten, welche die Kirche
zurükforderte. Die mehrſten dieſer Städte wa-
ren ihren Beſizern von dem Herzoge von Valen-
tinois Cäſar Borgia entriſſen worden, und die
Venediger, die immer aufmerkſam über ihr In-
tereſſe wachten, hatten ſich, unmittelbar nach
Alexander's des *VI.* Tode, der Städte Rimi-
ni und Faenza, und vieler Güter in Romagna,
in dem Ferrariſchen, und in dem Herzogthum
Urbino, bemächtigt, und wollten ihre Eroberun-
gen nicht fahren laſſen. Julius der *II.* bedien-
te ſich nun gegen Venedig eben derſelben Franzo-
ſen, gegen welche er daſſelbe hatte bewafnen wol-
len. An den Franzoſen hatte er noch nicht genug;
er zog ganz Europa mit in dieſes Bündnis.

Es war faſt kein Potentat, der nicht einige
Grundſtükke von dieſer Republik zurükfordern
konnte. Der Kaiſer Maximilian hatte, als
Kaiſer, grenzenloſe Anſprüche. Ein ſehr inte-
reſſanter Punkt, welcher dem Abbé Dubos, in
ſeiner vortrefflichen Geſchichte *de la ligue de Cam-
brai,* nicht bekannt geweſen iſt, und der uns heuti-
ges Tages ſehr befremdend vorkommt, der

Teutſchen Kanzlei aber gar nicht befremdend ſchien, iſt dieſer, daß der Kaiſer Maximilian bereits den Doge Loredano, und den ganzen Senat von Venedig geladen hatte, vor ihm zu erſcheinen, weil man ihm nicht hatte für ſich und ſeine Truppen den Durchzug durch das Gebiet der Republik verſtatten wollen, als er ſich in Rom zum Kaiſer krönen laſſen wollte. Da der Senat der Vorladung nicht gehorcht hatte, ſo verurtheilte ihn die Kaiſerliche Kammer in contumaz, und erklärte ihn in die Reichsacht.

Alſo iſt es evident, daß man zu Wien die Venediger als rebelliſche Vaſallen betrachtete, und daß der Kaiſerliche Hof von ſeinen Anſprüchen auf beinahe ganz Europa niemals nachlies. Wär' es eben ſo leicht geweſen, Venedig wegzunemen, als es zu verurtheilen, ſo würde dieſe älteſte blühendſte Republik des Erdbodens nicht mehr vorhanden ſein. Das heiligſte Recht der Menſchen, die Freiheit, ein Recht, das älter iſt, als alle Reiche auf Erden, wäre alſo nichts, als Rebellion. Das iſt ein ſonderbares Staatsrecht!

Ueberdies waren Verona, Vicenza, Padua, die Mark Trevigi, und das Friaul, dem Kaiſer ſehr anſtändig. Der König Ferdinand der Katholiſche von Arragonien konnte einige Seeſtäd-

te im Königreiche Neapel wieder wegnemen, die er den Venedigern verpfändet hatte. Dies war die ſchnellſte Weiſe, ſeine Schulden zu bezalen. Der König von Ungarn hatte Anſprüche auf einen Theil von Dalmatien. Der Herzog von Savoyen konnte die Inſel Cypern auch wiederfordern, und zwar als ein Anverwandter des Hauſes Cypern, welches gar nicht mehr vorhanden war. Auch die Florentiner, als Nachbaren, hatten Anſprüche.

1508. Faſt alle dieſe Potentaten waren unter einander Feinde, ſezten aber ihre Streitigkeiten auf die Seite, um ſich zu Kamerich mit einander gegen Venedig zu vereinigen. Der Türke, dieſer natürliche Feind der Republik, der aber damals mit derſelben Friede hatte, war der Einzige, der dieſem Bündnis nicht beitrat. So viele Könige hatten ſich niemals gegen das alte Rom verbunden. Venedig war ſo reich, als ſie alle zuſammengenommen. Auf dieſes Hülfsmittel verlies es ſich, hauptſächlich aber auf die Uneinigkeit, welche bald ſo viele Verbündete trennen muſſte. Es kam nur auf die Republik an, Julius den *II.*, den vornemſten Urheber des Bündniſſes, zu beſänftigen. Aber es war ihr zu klein, um Gnade zu bitten, und ſie wagte es, dem Gewitter

Troz zu bieten. Dies iſt vielleicht das einzige mal, wo ſie verwegen war.

Exkommunikationen, welche bei den Venedigern noch mehr verachtet wurden, als anderswo, waren die Kriegserklärung von Seiten des Pabſtes. Ludwig der *XII.* ſchikte einen Wapenherold, und lies dem Doge den Krieg ankündigen. Er forderte das Gebiet von Cremona zurük, welches er ſelbſt den Venedigern abgetreten, als ſie ihm, bei der Einname des Mailändiſchen, Hülfe geleiſtet hatten, nebſt dem Gebiet von Brescia, Bergamo, und andre Ländereien.

Das raſche Glük, welches die Franzoſen bei dem Anfange aller ihrer Expeditionen begleitet hatte, verlies ſie auch diesmal nicht. Ludwig der *XII.*, an der Spize ſeines Heeres, ſchlug 1509.
in der berühmten Schlacht bei Agnadello am Flus Adda, die Venediger auf's Haupt. Nun fiel jeder der Prätendenten über ſeine Beute her. Julius der *II.* nam ganz Romagna in Beſiz. So hatten alſo die Päbſte, welche ihre erſten Domänengüter, wie man ſagt, durch einen Franzöſiſchen Kaiſer bekamen, alles Uebrige den Waffen Ludwig's des *XII.* zu danken. Sie waren damals im Beſiz faſt aller der Länder, welche ſie heut zu Tage beſizen.

Die Kaiſerlichen Truppen rükten unterdeſſen im Friaul vor, und namen Trieſte weg, welches dem Hauſe Oeſtreich verblieben iſt. Die Spaniſchen Truppen eroberten, was Venedig in Calabrien hatte. Sogar der Herzog von Ferrara und der Marcheſe von Mantua, der ehmals als General in Venediſchen Dienſten geſtanden hatte, fielen auf ihren Raub. Venedig ging nun von der Bewegenheit zur Beſtürzung über. Es verlies ſelbſt ſeine Städte auf dem feſten Lande, und erlies ihnen nicht allein den Eid der Treue, ſondern auch das Geld, welches ſie dem Staate ſchuldig waren. Die Republik, die nun in ihre Meerbuſen zurükgedrängt war, bat den Kaiſer Maximilian um Gnade, der aber unerbittlich war, weil er das Glük auf ſeiner Seite ſah.

Der von dem Pabſt exkommunicirte, und von ſo vielen Fürſten bedrängte, Senat hatte nun weiter kein Mittel übrig, als ſich dem Türken in die Arme zu werfen. Er fertigte den Lodovico Raimondo, als Geſandten, an Bajazeth ab; als aber der Kaiſer Maximilian bei der Belagerung von Padua nicht glüklich war, bekamen die Venediger wieder Mut, und befehlichten ihren Geſandten zurük. Anſtatt der Osmaniſchen Pforte zinsbar zu werden, bequemten

ſie ſich lieber, den Pabſt Julius den *II.* um Verzeihung zu bitten, an welchen ſie zu dem Ende ſechs edle Venediger abfertigten. Der Pabſt legte ihnen Poenitenzen auf, als wenn er den Krieg auf göttlichen Specialbefel geführt, oder als wenn Gott den Venedigern verboten hätte, ſich zu vertheidigen.

Julius der *II.*, der nun ſeinen erſten Entwurf vollführt hatte, nemlich Rom auf Venedig's Trümmern zu vergröſſern, war auf den zweiten bedacht, nemlich, die Barbaren aus Italien fortzuſchaffen.

Ludwig der *XII.* war nach Frankreich zurükgereiſt, weil er, eben ſo wie Karl der *VIII.*, weniger achtſam war, zu erhalten, als raſch, zu erobern. Der Pabſt vergab den Venedigern, welche, ſobald ſie ſich von ihrem erſten Schrek erholt hatten, den Kaiſerlichen Truppen die Spize boten.

Endlich verband er ſich mit eben dieſer Republik gegen eben dieſe Franzoſen, durch die er dieſelbe unterdrükt hatte. Er wollte in Italien alle Fremden, einen durch den andern, aufreiben, den damals ſchon wankenden Ueberreſt der Teutſchen Obermacht ausrotten, und Italien zu einem mächtigen Staatskörper machen, wovon

der Pabſt das Haupt ſein ſollte. Zu dieſem Behuf ſparte er weder Unterhandlungen, noch Geld noch Mühe. Er führte perſönlich Krieg, ging in die Laufgräben, und wagte ſein Leben. Unſre Geſchichtſchreiber tadeln ſeinen Ehrgeiz und ſeinen Starrſinn; ſie hätten auch ſeiner Tapferkeit, und ſeinen groſſen Abſichten, Gerichtigkeit widerfahren laſſen ſollen. Er war ein ſchlechter Prieſter, aber ein ſo ſchätzenswürdiger Fürſt, als irgend einer ſeiner Zeit.

Ein neuer Fehler Ludwig's des *XII.* kam den Abſichten Julius des *II.* zu Statten. Der erſte Fehler war Sparſamkeit geweſen, die, bei der gewöhnlichen Regierung eines Staates im Frieden, Tugend, bei groſſen Staatsgeſchäften aber Laſter iſt.

Uebelverſtandne Kriegszucht ſezte damals die ganze Stärke der Armeen in die Kavallerie, welche zu Fus, wie zu Pferde, ſtritt. Man war noch nicht ſo klug geweſen, eine gute Franzöſiſche Infanterie zu errichten, welches doch leicht war, wie die Erfahrung in der Folge gelehrt hat; und die Könige von Frankreich hatten Teutſche oder Schweizerſche Fusvölker in Sold.

Die Franzoſen fingen den Italieniſchen Krieg ſehr gut an, und endigten ihn ſehr ſchlecht.

Ludwig der *XII.* hatte noch ein traurigers Schikſal, als Karl der *VIII.*; denn unter Karl'n dem *VIII.* hatten ſich die Franzoſen, durch die Schlacht bei Fornovo, doch wenigſtens einen rühmlichen Rükzug vermittelt; aber unter Ludwig dem *XII.* wurden ſie, einzig und allein von den Schweizern in der Schlacht bei Novara, hinausgejagt. Das war die höchſte Stufe des Unglüks und der Schande. Louis de la Trimouille ward mit einer Armee abgeſchikt, um wenigſtens den Ueberreſt des verloren gehenden Mailändiſchen zu retten. Er belagerte Novara. Zwölftauſend Schweizer kommen, und greifen ihn an, ehe er ſich verſchanzt hat. Sie erſcheinen ohne Geſchüz, und gehn grade auf das ſeinige los, bemächtigen ſich deſſelben, richten ſeine ganze Infanterie zu Grunde, ſchlagen die Kavallerie in die Flucht, erfechten einen vollſtändigen Sieg, deſſen der Pater Henault nicht erwähnt, und geben das von Ludwig dem *XII.* ſo ſehr beſtrittne Herzogthum Mailand dem Maſſimiliano Sforza. Der Vater dieſes Herzogs war als Gefangner in Frankreich geſtorben, und ſein Sohn regiert. Ludwig verliert Genua in einem Augenblik. Nichts bleibt ihm, jenſeits den Alpen, übrig. Das war nun die

Frucht ſo vielen vergoſſnen Bluts, und ſo vieler verſchwendeten Schäze. Alle ſeine Unterhandlungen, alle dieſe Kriege namen ein trauriges Ende.

Bekanntermaaſſen hatten hauptſächlich die Schweizer zur Eroberung des Mailändiſchen das Meiſte beigetragen. Sie hatten ihr Blut, und ſogar, durch die Auslieferung Ludwig's des Mauren, ihre Redlichkeit verkauft. Die Kantone verlangten von dem Könige eine Vermehrung ihrer Jahrgelder; Ludwig ſchlug es ab. Dieſen Umſtand benuzte der Pabſt. Er ſchmeichelte ihnen, gab ihnen Geld, und munterte ſie durch den Titel von Beſchüzern der Kirche auf. Er lies bei ihnen gegen die Franzoſen predigen. Sie drängten ſich zu ſeinen kriegriſchen Predigten, welche ihren Leidenſchaften ſchmeichelten. Das war ſo gut, als hätt' er einen Kreuzzug predigen laſſen.

Man ſieht, daß durch die wunderliche Verkettung der Umſtände, eben dieſe Franzoſen damals Verbündete des Teutſchen Reichs waren, deſſen Feinde ſie ſo oft geweſen ſind. Sie waren ſogar Vaſallen deſſelben. Ludwig der *XII.* hatte für die Belehnung mit Mailand hunderttauſend Goldthaler an den Kaiſer Maximilian

bezalt, der weder ein mächtiger Bundesgenoſſe, noch ein treuer Freund, war, und, als Kaiſer, weder die Franzoſen, noch den Pabſt, liebte.

Ferdinand der Katholiſche, von welchem Ludwig der *XII.* immer betrogen ward, verlies das Kamerichſche Bündnis, ſobald er hatte, was er in Calabrien haben wollte. Er lies ſich vom Pabſt mit dem ganzen Königreiche Neapel völlig belehnen. Um dieſen Preis bekam ihn Julius der *II.* ganz auf ſeine Seite. So zog alſo der Pabſt, durch ſeine Staatsklugheit, die Venediger, die Schweizer, den Beiſtand des Königreichs Neapel, und ſogar der Engländer, in ſeine Partei; und die Franzoſen muſſten die ganze Laſt allein tragen.

Ludwig der *XII.*, der vom Pabſt angegriffen ward, berief in Tours eine Verſammlung von Biſchöfen zuſammen, um zu wiſſen, ob es ihm erlaubt wäre, ſich zu vertheidigen, und ob die Exkommunikationen des Pabſtes gültig wären. Die aufgeklärtere Nachwelt wird darüber erſtaunen, daß man dergleichen Fragen aufwarf; aber man muſſte damals die herrſchenden Vorurtheile in Ehren halten. Ich kann nicht umhin, den erſten Gewiſſensfall anzuführen, der dieſer Verſammlung zur Entſcheidung vorge-

legt ward. Der Präſident fragte: Ob der Pabſt das Recht hätte, Krieg zu führen, wenn die Sache weder die Religion, noch die Güter der Kirche beträfe? und die Frage ward mit Nein beantwortet. Es fällt in die Augen, daß man nicht fragte, was man hätte fragen ſollen, und daß man das Gegentheil von dem antwortete, was man hätte antworten ſollen. Denn wenn man in Dingen, welche die Religion, und die geiſtlichen Beſitzthümer, betreffen, das Evangelium zur Richtſchnur nimmt, ſo mus ein Biſchof, weit entfernt, Krieg zu führen, nur beten und leiden. Nach der Staatskunſt aber kann und mus ein oberſter Beherrſcher von Rom ſeinen Verbündeten beiſtehn, und Italien rächen. Und wenn Julius ſich damit begnügt hätte, ſo wär' er immer ein groſſer Fürſt geweſen.

Würdiger war die Entſcheidung dieſer Franzöſiſchen Verſammlung, als ſie beſchlos, man müſſte lediglich der berühmten pragmatiſchen Sanktion Karl's des VII. folgen, kein Geld mehr nach Rom ſchikken, und die Franzöſiſche Geiſtlichkeit beſteuern, um den Pabſt, das Römiſche Oberhaupt dieſer Franzöſiſchen Geiſtlichkeit, zu bekriegen.

Zu den erſten Thätlichkeiten kam es bei Bologna und im Ferrariſchen. Julius der *II.* hatte ſchon Bologna dem Hauſe Bentivoglio abgenommen, und war Willens, ſich von Ferrara Meiſter zu machen. Durch dieſe Befehdungen vernichtete er ſein groſſes Vorhaben, die Fremden aus Italien zu jagen; denn Bologna und Ferrara riefen natürlicher- und notwendigerweiſe die Franzoſen gegen ihn zu Hülfe, und ſo ward er Italien's Unterdrükker, er, der ſein Retter ſein wollte. Von ſeinem Ehrgeiz hingeriſſen, ſtürzte er Italien in das Elend, wovon er daſſelbe mit ſo vielem Ruhm hätte befreien können. Er zog ſein Intereſſe der Wohlanſtändigkeit ſo ſehr vor, daß er einen Haufen Türken in Bologna aufnam, welche, mit den Venedigern, gekommen waren, um ihm gegen die von Chaumont d'Amboiſe angeführte Franzöſiſche Armee beizuſtehn. Dieſe Begebenheit erzält uns Paolo Giove, Biſchof von Nocera, welcher Augenzeuge davon geweſen iſt. Die andern Päbſte hatten mit den Türken Krieg geführt. Julius war der erſte, der ſich ihres Beiſtands bediente. Er that, was die Venediger thun wollten; und man konnte des Chriſtenthums nicht ſchimpflicher ſpotten, deſſen oberſter Prieſter er

war. Man ſah dieſen ſiebzigjährigen Pabſt per⸗ ſönlich Mirandola belagern, mit dem Helm auf dem Haupte, in die Laufgräben gehn, die Ar⸗ beiten beſichtigen, die Arbeiter antreiben, und als Sieger durch die Breſche in die Stadt ziehn.

Unterdeſſen daß der alte abgelebte Pabſt un⸗ ter den Waffen war, rief der noch junge und mun⸗ tere König ein Koncilium zuſammen. Er brach⸗ te die geiſtliche, und der Pabſt die kriegriſche, Chriſtenheit in Bewegung. Die Verſammlung ward nach Piſa entboten, wo ſich auch einige Kardinäle einfanden, die des Pabſtes Feinde waren. Aber des Königs Kirchenverſammlung war eine unnüze Unternemung, und des Pab⸗ ſtes Krieg war glüklich.

Vergebens lies man zu Paris Denkmünzen ſchlagen, auf welchen Ludwig der *XII.* abge⸗ bildet war, mit der Inſchrift: *Perdam Babylonis nomen;* ich will Babylon und ſeinen Namen vernichten. Es war ſchimpflich, damit zu prahlen, da es mit der Ausführung noch ſo weitläufig ausſah.

Die glänzendſten Aeuſſerungen der Herzhaf⸗ tigkeit, ja oft auch gewonnene Schlachten, die⸗ nen nur dazu, eine Nation berühmt zu machen, nicht aber ihr mehr Gröſſe zu verſchaffen, wenn

in

in der politiſchen Regierung derſelben ein Grund= fehler liegt, der mit der Zeit Zerſtörung wirkt. Dies widerfuhr den Franzoſen in Italien. Der tapfre Ritter Bayard zog ſich, durch Tapfer= keit und Grosmut, Bewundrung zu. Der jun= ge Gaſton de Foix verewigte ſeinen Namen, in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren, da= durch, daß er gleich ein Heer Schweizer zurük= trieb, in der Geſchwindigkeit über vier Flüſſe ſezte, den Pabſt aus Bologna jagte, und die be= rühmte Schlacht bei Ravenna gewann, wobei er ſoviel Ruhm erwarb, und ſein Leben einbüſſ= te. Alle dieſe raſche Heldenthaten glänzten; aber der König war entfernt, die Befele kamen zu ſpät an, und waren oft widerſprechend. Seine Sparſamkeit in Fällen, wo er das Gold mit vol= len Händen auswerfen ſollte, erwekte wenig Nacheiferung. Der Geiſt der Subordination war den Truppen unbekannt. Die Infanterie beſtand aus fremden Teutſchen, lauter Mietlin= gen, die nicht ſehr treu waren. Die Galanterie der Franzoſen, und ihr herriſches Weſen, das nur Ueberwindern zukommt, brachten die gedemü= tigten und eiferſüchtigen Italiener auf. Die Ar= mee bekam einen tödtlichen Stos, als der, vom Pabſt endlich gewonnene, Kaiſer Maximilian

Kaiſerliche Abberufungspatente bekannt machen lies, nach welchen jeder Teutſche Soldat, der unter Frankreichs Fahnen diente, dieſelben verlaſſen ſollte, bei Strafe für einen Verräter des Vaterlandes erklärt zu werden.

Augenbliklich rükken die Schweizer von ihren Gebirgen gegen die Franzoſen vor, welche, zur Zeit des Kamerichſchen Bündniſſes, Europa zu Bundesgenoſſen, und jezt zu Feinden, hatten. Dieſe Bergbewohner machten ſich eine Ehre daraus, den Sohn des Herzogs von Mailand, Ludwig den Mauren mit ſich zu führen, und durch die Wiederherſtellung des Sohns auf den herzoglichen Stuhl, die Verräterei wieder gut zu machen, die ſie an dem Vater begangen hatten.

Die Franzoſen, unter Anführung des Marſchalls de' Trivulzi, verlaſſen alle die Städte, eine nach der andern, welche ſie von einem Ende von Romagna, bis an die Grenzen von Savoyen, eingenommen hatten. Der berühmte Bayard macht die herrlichſten Rükzüge, war aber doch ein Held, der fliehen muſſte. Zwiſchen dem Siege bei Ravenna, und der gänzlichen Austreibung der Franzoſen, verliefen nur drei Monate. Ludwig der *XII.* erlebte das Herzeleid, den jungen Maſſimiliano Sforza, den

Sohn des Herzogs, der in ſeinen Staaten, als Gefangner, geſtorben war, durch die Schweizer in Mailand einſezen zu ſehn. Genua, wo er ſich, in dem Pomp eines Aſiatiſchen Königs, gebrüſtet hatte, nam ſeine Freiheit wieder, und verjagte zweimal die Franzoſen.

Die Schweizer, ehmals gemietete Fusknechte des Königs, deſſen Feinde ſie nun waren, kamen, zwanzigtauſend Mann ſtark, und belagerten Dijon. Paris ſelbſt geriet in Beſtürzung. Louis de la Trimouille, Gouverneur von Bourgogne, konnte ſie nicht anders loswerden, als daß er ihnen zwanzigtauſend Thaler in baarem Gelde auszalte, ihnen, im Namen des Königs, noch viermalhunderttauſend Thaler verſprach, und ſieben Geiſſeln gab, die dafür haften ſollten. Der König wollte nur hunderttauſend Thaler geben, und bezalte auch mit dieſer Summe ſchon ihren Einfall theurer, als ihren Beiſtand, den ſie ihm verſagt hatten. Aber die Schweizer, im Zorn, daß ſie nur den vierten Theil ihres Geldes bekamen, verurtheilten ihre ſieben Geiſſeln zum Tode. Der König ſah ſich alſo genötigt, nicht allein die ganze Summe, ſondern noch die Hälfte mehr, zu verſprechen. Die

Geiſſeln entwiſchten glüklich, und retteten da-durch dem Könige ſein Geld, aber nicht ſeine Ehre.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Verfolg der Staatshändel Ludwig's des *XII*. Von Ferdinand dem Katholiſchen, und Heinrich dem *VIII*. König von England.

Das berüchtigte Kamerichſche Bündnis, wel-ches anfänglich gegen Venedig angezettelt ward, drehte ſich alſo am Ende lediglich gegen Frank-reich; und Ludwig der *XII*. war es, den es zu Grunde richtete. Man ſieht, daß es hauptſäch-lich zwei Fürſten gab, welche geſchikter waren, als er, nemlich Ferdinand der Katholiſche, und der Pabſt. Ludwig war nur einen Au-genblik lang furchtbar geweſen, und muſſte ſich nachher vor dem ganzen übrigen Europa fürchten.

Unterdeſſen daß er Mailand und Genua, ſei-ne Schäze, und ſeine Truppen, verlor, beraub-te man ihn auch einer Schuzwehr, welche Frank-reich gegen Spanien hatte. Sein Bundsgenoſſe und Verwandter, der König Jean d'Albre von Navarra, muſſte ſich plözlich, durch Fer-

dinand den Katholiſchen, ſeines Landes beraubt ſehn. Dieſe Räuberei ſtüzte ſich auf einen geheiligten Vorwand. **Ferdinand** behauptete, eine Bulle des Pabſtes **Julius** des *II.* in Händen zu haben, wodurch **Jean d'Albret**, als Anhänger des Königs von Frankreich und der Piſaſchen Kirchenverſammlung, exkommunizirt ward. Navarra iſt ſeitdem der Krone Spanien verblieben, ohne jemals wieder von denſelben getrennt zu werden.

Zur beſſern Kenntnis der Staatskunſt **Ferdinand's** des **Katholiſchen**, der, der Religion und Rechtſchaffenheit wegen, berühmt war, die er immer im Munde führte, und immer mit Füſſen trat, mus man ſehn, wie liſtig er dieſe Eroberung zu machen wuſſte. Der junge König Heinrich der VIII. von England war ſein Eidam. Dieſem ſchlägt er ein Bündnis vor, um den Engländern ihr altes Erbtheil Guienne wieder in die Hände zu ſpielen, woraus ſie, ſeit mehr als hundert Jahren verjagt waren. Der junge König von England läſſt ſich blenden, und ſendet eine Flotte nach Biscaya. **Ferdinand** be- 1512.
dient ſich der Engliſchen Armee zur Eroberung von Navarra, und ſchikt ſie nachher wieder heim, ohne das geringſte gegen Guienne unternommen

zu haben, welches gar nicht angegriffen werden konnte. So betrog er ſeinen Eidam, nachdem er, nach und nach, ſeinen Verwandten, den König von Neapel, und den König Ludwig den *XII.*, und die Venediger, und die Päbſte betrogen hatte. In Spanien nannte man ihn den Weiſen, den Klugen; in Italien, den Frommen; in Frankreich und in London, den Treuloſen.

Ludwig der *XII.*, welcher für die Vertheidigung von Guienne hinlänglich geſorgt hatte, war nicht ſo glüklich von Seiten der Piccardie. Der neue König Heinrich der *VIII.* von England nam dieſen Zeitpunkt des Unglüks wahr, um von dieſer Seite in Frankreich einzubrechen, wozu die Stadt Calais immer den ofnen Eingang darbot.

Dieſer junge, von Ehrgeiz und Mut aufbrauſende, König grif ganz allein Frankreich an, ohne von den Truppen des Kaiſers Maximilian, noch Ferdinand's des Katholiſchen, noch von ſeinen Bundsgenoſſen, Beiſtand zu haben. Der alte, noch immer unternemende, aber arme, Kaiſer diente in dem Heere des Königs von England, und ſchämte ſich nicht von demſelben täglich hundert Thaler, als ein Gehalt, anzu-

nemen. Heinrich der *VIII.*, mit ſeiner Macht ganz allein, ſchien nahe daran zu ſein, die grauſamen Siege bei Poitiers und Azincourt zu erneuern. Er erfocht einen vollſtändigen Sieg bei 1513. Guinegaſt, welchen man den Tag der Sporen zu nennen pflegt. Er nam Terouane weg, welches jezt nicht mehr vorhanden iſt, und die Stadt Doornyk, welche von jeher der Krone Frankreich einverleibt, und die Wiege der Franzöſiſchen Mornarchie war.

Ludwig der *XII.*, damals Wittwer durch Anne von Bretagne, konnte Heinrich dem *VIII.* nicht anders zum Frieden bewegen, als daß er ſeine Schweſter Marie von England heuratete. Aber, anſtatt daß die Könige, wie die Privatperſonen, eine Mitgabe von ihren Frauen bekommen, muſſte ſie Ludwig der *XII.* geben. Es koſtete ihm eine Million Thaler, die Schweſter ſeines Ueberwinders zu heuraten. So ward er zugleich von England und den Schweizern um's Geld gebracht, immer von Ferdinand dem Katholiſchen betrogen, durch die Standhaftigkeit Julius des *II.* aus ſeinen Eroberungen in Italien verjagt, und endigte bald nachher ſein Leben. 1515.

Weil er wenig Abgaben auflegte, ward er der **Vater des Volks** genannt. Die Helden, wovon Frankreich voll war, würden ihn auch ihren Vater genannt haben, wenn er, mit Auflegung der nötigen Steuern, Italien beibehalten, die Schweizer in Zaum gehalten, Navarra wirkſam beigeſtanden, und die Engländer zurükgetrieben hätte.

So unglüklich er aber auch auſſerhalb ſeines Reichs war, ſo glüklich war er innerhalb deſſelben. Man kann dieſem Könige nichts zur Laſt legen, als den Verkauf der Bedienungen, der ſich aber unter ihm nicht auf Gerichtsſtellen erſtrekte. Er löſte daraus, binnen den ſiebzehn Jahren ſeiner Regierung, die Summe von zwölfmalhunderttauſend Livres, blos in dem Gebiete von Paris. Aber Steuern, und andre Auflagen, waren ſehr mäſſig. Er ſorgte immer mit väterlicher Achtſamkeit davor, daß dem Volke keine zu ſchwere Laſten aufgelegt würden. Er glaubte nicht König der Franzoſen zu ſein, wie es ein Gutsherr über ſein Gut iſt, blos um ſeinen Unterhalt davon zu haben. Neue Auflagen waren, unter ſeiner Regierung, völlig unbekannt. Als **Fromentau**, im Jahre 1580. dem Verſchwender **Heinrich dem III.** einen Etat von

von demjenigen vorlegte, was unter dieſem unglüklichen Fürſten gefordert ward, in Vergleichung mit demjenigen, was unter Ludwig dem *XII.* war gegeben worden: ſo ſah man, bei jedem Artikel, eine ungeheure Summe für Heinrich den *III.*, und eine ſehr mäſſige für Ludwig den *XII.*, wenn es nemlich eine uralte Abgabe betraf. Bei den neuern Auflagen ſtand bei jedem Artikel: Ludwig des *XII.* nichts; und unglüklicherweiſe füllt dieſer Etat deſſen, was man an Ludwig den *XII.* nicht bezalte, und was man unter Heinrich dem *III.* forderte, ein dikkes Buch an.

Dieſer König hatte nur ungefähr dreizehn Millionen Einkünfte; aber dieſe dreizehn Millionen waren ſo viel als etwa funfzig Millionen jezigen Geldes. Alle Bedürfniſſe waren ungleich wohlfeiler, und der Staat war nicht verſchuldet. Es iſt alſo kein Wunder, daß er mit dieſem mäſſigen Geldeinkommen, und bei einer klugen Sparſamkeit, mit anſtändigem Glanze lebte, und ſein Volk im Ueberfluſſe erhielt. Er ſorgte dafür, daß die Juſtiz überall raſch, unparteiiſch, und beinahe ohne alle Unkoſten, gehandhabt ward. Man zalte nicht den vierzigſten Theil der Sporteln, die man heut zu Tage

erlegen mus *). Es gab in dem Pariſer Gerichts-ſprengel nicht mehr, als neunundvierzig Gerichts-diener; und jezt ſind deren über fünfhundert. Paris war freilich damals nicht der fünfte Theil von dem, was es jezt iſt. Aber die Anzal der Gerichtsbedienten hat ſich doch in ungleich gröſ-ſerm Verhältniſſe vermehrt, als Paris; und die bei groſſen Städten unvermeidliche Uebel haben ſtärker zugenommen, als die Zal der Ein-wohner.

Er behielt die Gewohnheit bei, welche die Parlamanter des Königreichs hatten, drei Kan-didaten zu einer erledigten Stelle vorzuſchlagen, wovon der König einen ernannte. Die Wür-den obrigkeitlicher Perſonen wurden damals nur an Advokaten vergeben. Sie waren Belohnun-gen des Verdienſtes, oder des Rufs, welcher Verdienſte vorausſezt. Sein Edikt von 1499.,

*) Unter Ludwig XV. bezalte man ſeit 1771 keine mehr; der Kanzler de Maupeau ſchafte, wie er die ehrloſe Feilbarkeit der gerichtlichen Bedienungen, welche der Kanzler Düprat eingeführt hatte, aufhob, auch zugleich den Schandflek der Sporteln fort; allein 1775 wur-den jene Feilbarkeit und die Sporteln wieder hergeſtellt.

A. d. Verf.

welches ewigen Andenkens wehrt iſt, und welches unſre Geſchichtſcheiber nicht hätten vergeſſen ſollen, hat ſein Andenken allen denjenigen wehrt gemacht, welche die Juſtiz verwalten, und denen, welche die Gerechtigkeit lieben. Er befielt in dieſem Edikt, man ſolle immer dem Geſeze folgen, ohne auf die Befele zu achten, welche ungeſtüme Supplikanten, dem Geſez zuwider, etwa von dem Monarchen erſchleichen könnten.

Der allgemeine Plan, nach welchem wir hier die Geſchichte behandeln, erlaubt uns nicht, uns ſehr in einzelne Umſtände einzulaſſen. Solche Beſonderheiten aber, welche das Glük der Staaten machen, und guten Fürſten zum Beiſpeil dienen, werden Hauptgegenſtände.

Ludwig der *XII.* war der erſte König, der die Bauern gegen die Raubſucht der Soldaten ſicher ſtellte, und die Reiter am Leben ſtrafen lies, welche dem Bauer das Seinige abzwakten. Es koſtete fünf Gensd'armen das Leben, um dem platten Lande Ruhe zu ſchaffen. Wenn er kein groſſer Held und kein groſſer Politiker war, ſo hatte er doch den weit herrlichern Ruhm, ein guter König zu ſein, und ſein Andenken wird bei der Nachwelt immer im Segen ſchweben.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Von England und den Unglükſsfällen deſſelben nach dem Angriffe von Frankreich. Von Marguerite d'Anjou, der Gemalin Heinrich's des *VI.* u. ſ. w.

Der Pabſt Julius *II.* hatte, mitten unter den Zwiſtigkeiten, welche immer Italien beunruhigten, und in dem ſtandhaften Vorſaz, alle Ausländer daraus zu vertreiben, der Päbſtlichen Würde eine weltliche Gewalt erworben, welche ſie bis dahin nicht gehabt hatte. Parma und Piacenza, vom Mailändiſchen abgeriſſen waren, ſelbſt mit Kaiſerlicher Bewilligung, zu den Domänen von Rom geſchlagen
1513. worden. Durch dieſe That, die noch ſein Andenken ehrt, ſezt Julius der *II.* ſeiner Päbſtlichen Würde und ſeinem Leben die lezte Krone auf. Die Päbſte haben dieſen Staat nicht beibehalten. Der heilige Stuhl war damals in Italien eine überlegene weltliche Macht.

Venedig, ob es gleich mit dem Könige Ferdinand dem Katholiſchen von Neapel Krieg führte, blieb immer noch ſehr mächtig. Es widerſtand zu gleicher Zeit den Muhammedanern,

und den Chriſten. Teutſchland hatte Frieden. England fing wieder an, furchtbar zu werden. Wir müſſen ſehn, von wo es ausging, und wie weit es gelangte.

Die Blödſinnigkeit Karl's des *VI.* hatte Frankreich zu Grunde gerichtet. Die Schwachſinnigkeit Heinrich's des *VI.* ſtürzte England in's Verderben.

Zuerſt ſtritten ſeine Verwandten um die Regierungsverwaltung während ſeiner Jugend, ſo wie Karl's des *VI.* Verwandten das Unterſte zu Oberſt gekehrt hatten, um in ſeinem Namen zu befelen. Wenn zu Paris ein Herzog von Bourgogne einen Herzog von Orleans meuchlings umbringen lies, ſo ſah man zu London die Herzogin von Glouceſter, des Königs Baſe, anklagen, daß ſie Heinrich den *VI.* durch Zauberei habe um's Leben bringen wollen. Eine unglükliche Wahrſagerin, und ein dummer oder verruchter Prieſter, die ſich für Zaubrer ausgaben, wurden, dieſer angeblichen Verſchwörung wegen, lebendig verbrannt. Die Herzogin konnte von Glük ſagen, daß ſie damit davon kam, daß ſie, in bloſſem Hemde, öffentlich Abbitte thun, und ewig in's Gefängnis wandern muſſte. Der Geiſt der Philoſophie

war damals noch weit von dieſer Inſel entfernt, die der Mittelpunkt des Aberglaubens und der Grauſamkeit war.

Die mehreſten Zwiſtigkeiten der Potentaten ſind durch Heuraten beigelegt worden. Karl
1444. der *VII.* gab Heinrich dem *VI.* Marguerite d'Anjou zur Gemalin, eine Tochter des René d'Anjou, Königs von Neapel, Herzogs von Lothringen, und Grafen von Maine, der bei allen dieſen Titeln kein Land hatte, und ſeiner Tochter nicht die geringſte Mitgabe geben konnte. Wenige Prinzeſſinnen ſind, von Seiten des Vaters und des Gemals, unglüklicher geweſen. Sie war unternemend, mutig, und unerſchütterlich. Sie wäre eine Heldin geweſen, wenn ſie nicht gleich anfangs ihre Tugenden durch ein Verbrechen beſchmizt hätte. Sie hatte alle Talente zum Regieren, und alle kriegriſche Tugenden. Aber ſie überlies ſich auch zuweilen den Grauſamkeiten und Miſſethaten, welche der Ehrgeiz, der Krieg, und die Faktionen eingaben. Ihre Dreiſtigkeit und ihres Gemals Kleinmütigkeit waren die erſten Quellen des öffentlichen Elends.

1442. Sie wollte herrſchen, muſſte ſich aber den Herzog von Glouceſter, Oheim des Kö-

nigs, und Gemal der Herzogin, welche ſchon ein Opfer ihrer Feinde geworden, und in's Gefängnis geſezt war, vom Halſe ſchaffen. Man lies dieſen Herzog, unter dem Vorwande einer neuen Verſchwörung feſtnemen, und er ward des folgenden Morgens in ſeinem Bette todt gefunden. Dieſe Gewaltthätigkeit machte die Regierung der Königin, und den Namen des Königs, verhaſſt. Selten haſſen die Engländer, ohne Verſchwörungen zu machen. Es befand ſich damals in England ein Abkömmling Eduard's des III., deſſen Familie ſogar dem gemeinſchaftlichen Stamme des Hauſes um einen Grad näher verwandt war, als die damals regierende Familie. Dieſer Prinz war ein Herzog von York. Er führte in ſeinem Wapen eine weiſſe Roſe, und der König Heinrich der *VI.*, aus dem Hauſe Lankaſter, führte eine rote Roſe. Dies iſt der Urſprung der berüchtigten Namen, womit dieſer bürgerliche Krieg belegt ward.

Beim Anfange ſolcher Faktionen mus man den Schuz eines Parliaments haben, bis dieſes Parliament mit der Zeit des Ueberwinders Sklave wird. Der Herzog von York verklagt bei dem Parliamente den Herzog von Suffolk, 1450.

Premierminiſter und Günſtling der Königin, den ſchon dieſe beide Titel bei der Nation verhaſſt gemacht hatten. Hier ſehn wir ein erſtaunliches Beiſpiel, wie weit ein ſolcher Has gehn kann. Der Hof, um das Volk zufrieden zu ſtellen, verbannt den Premierminiſter aus England. Er ſchift ſich nach Frankreich ein. Der Kapitän eines Kriegsſchif, welches zur Bewahrung der Küſten beſtimmt iſt, ſtöſſt auf das Schif, das den Miniſter trägt. Er erkundige ſich, wer am Bord ſei. Der Schifspatron antwortet, er führe den Herzog von Suffolk nach Frankreich. Ihr ſollt den, der in meinem Lande verklagt iſt, nicht anderwärts hinführen, ſagt der Kapitän, und läſſt ihm auf der Stelle den Kopf abſchlagen. So handelten die Engländer bei vollem Frieden. Bald aber eröfnete der Krieg eine noch ſchreklichere Laufbahn.

Der König Heinrich der *VI.* litt an einer Art auszehrender Krankheit, die ihn oft Jahre lang unfähig machte, zu handeln und zu denken. Europa ſah in dieſem Jahrhundert drei Potentaten, welche durch die Verrükkung ihres Gehirns in das äuſſerſte Elend geſtürzt wurden, den Kaiſer Wenzel, Karl'n den *VI.* von Frankreich, und Heinrich den *VI.* von England.

In einem ſolchen traurigen Krankheitsjahre 1455.
Heinrich's des *VI.* macht ſich der Herzog von York, nebſt ſeiner Partei, zum Meiſter vom Konſeil. Der König öfnete die Augen, als wenn er von einem langen Schlaf erwachte. Er ſah ſich aller Gewalt beraubt. Seine Gemalin Marguerite d'Anjou ermahnte ihn, König zu ſein; aber um es zu ſein, muſſt' er den Degen ziehn. Der Herzog von York, der aus dem Konſeil verjagt war, ſtand ſchon an der Spize einer Armee. Man ſchleppte Heinrichen in die Schlacht bei Saint-Albans; er ward verwundet und gefangen, aber noch nicht des Throns entſezt. Sein Ueberwinder, der Herzog von York, 1455.
führte ihn im Triumph nach London, lies ihm den Königstitel, und legte ſich ſelbſt den Titel eines Protektors bei; einen Titel, der den Engländern ſchon bekannt war.

Der oft kranke und immer ſchwache Heinrich der *VI.* war weiter nichts, als ein Gefangner, der königlich bedient ward. Seine Gemalin wollte ihn frei machen, um es ſelbſt zu ſein. Ihr Mut war gröſſer, als ihr Unglük. Sie wirbt Truppen, wie man damals zu werben pflegte, mit Hülfe der Edlen von ihrer Partei. Sie zieht ihren Mann aus London weg, und

wird die Heerführerin ſeiner Armee. So ſahen die Engländer, in einem kurzen Zeitraum vier Franzöſinnen Soldaten anführen, die Gemalin des Grafen von Montfort in Bretagne, die Gemalin des Königs Eduard's des II. in England, das Mädchen von Orleans in Frankreich und Marguerite d'Anjou.

1460. Dieſe Königin ſtellte, an dem blutigen Tage bei Northampton, ihre Armee ſelbſt in Schlachtordnung, und focht an der Seite ihres Gemals. Ihr groſſer Feind, der Herzog von York, war nicht bei der feindlichen Armee. Sein älteſter Sohn, Graf von March e, machte ſeinen erſten Feldzug in dieſem Bürgerkriege unter dem Grafen von Warwik, einem Manne, der damals in dem höchſten Rufe ſtand, einem Geiſte, der ganz eigentlich für dieſe Zeiten der Unruhen geboren zu ſein ſchien, reich an Kunſtgriffen, noch reicher an Tapferkeit und Hochmut, eben ſo geſchikt zur Führung eines Feldzuges, als zur Lenkung einer Schlacht, fruchtbar an Hülfsmitreln, fähig zu allem, und gemacht, den Thron, nach ſeinem Willen, zu geben und zu nemen. Das Genie des Grafen von Warwik behielt über das Genie der Marguerite d'Anjou die Oberhand. Sie ward ge-

ſchlagen, hatte den Verdrus, den König, ihren Gemal, in ihrem Zelte gefangen nemen zu ſehn, und muſſte, unterdeſſen daß dieſer unglükliche Fürſt die Arme nach ihr ausſtrekte, mit ihrem Sohn, dem Prinzen von Wales, mit verhängten Zügeln davon fliehen. Der König wird von ſeinen Ueberwindern zum zweitenmal in ſeine Hauptſtadt zurükgeführt, immer König, und immer Gefangner.

Man berief ein Parliament zuſammen, und der Herzog von York, bisheriger Protektor, verlangte diesmal einen andern Titel. Er reklamirte die Krone, als Repräſentant Eduard's des III., mit Ausſchlus Heinrich's des *VI.* der aus einer jüngern Linie ſtammte. Die Sache des Königs, und deſſen, der es zu ſein verlangte, ward im Oberhauſe feierlich abgehandelt. Jede Partei reichte ihre Gründe ſchriftlich ein, wie in einem gewöhnlichen Rechtshandel. Der Herzog von York, ungeachtet er Sieger war, konnte ſeinen Prozes doch nicht ganz gewinnen. Das Parliament entſchied, daß Heinrich der *VI.* den Thron behalten ſolle, ſo lange er lebte, und daß der Herzog von York, mit Ausſchlieſſung des Prinzen von Wales, ſein Nachfolger ſein ſollte. Man fügte aber dieſem Ausſpruch

eine Klauſel bei, die ein neuer Aufruf zu Krieg und Unruhen war, dieſe nemlich; daß, wenn der König dieſes Geſez überträte, die Krone in demſelben Augenblik dem Herzog von York zufallen ſollte.

Marguerite d'Anjou, welche geſchlagen, flüchtig, und von ihrem Gemal entfernt war, und den ſiegreichen Herzog von York, und London, und das Parliament, wider ſich hatte, lies darum ihren Mut noch nicht ſinken. Sie ſchweifte in dem Fürſtenthum Wales, und den benachbarten Provinzen, umher, munterte ihre Freunde auf, machte ſich neue Freunde, und brachte eine Armee zuſammen. Es iſt bekannt genug, daß dieſe Armeen keine reguläre Truppen waren, die lange unter der Fahne gedient hatten, und von einem einzigen Oberhaupt beſoldet wurden. Jeder Gutsbeſizer führte an ſchnell zuſammengerafter Mannſchaft ſo viel herbei, als er konnte. Rauben und Plündern vertrat die Stelle des Soldes und des Proviants. Man muſſte bald zu einer Schlacht ſchreiten, oder ſich wieder zu-
1461. rükziehen. Die Königin befand ſich endlich im Geſicht ihres groſſen Feindes des Herzogs von York, in der Provinz gleiches Namens, nahe bei dem Schloſſe Sandal. Sie kommandirte

achtzehntauſend Mann. Diesmal ward ihre Tapferkeit vom Glük unterſtüzt. Der Herzog von York ward geſchlagen, und mit vielen Wunden getödtet. Sein zweiter Sohn Rutland verlor ſein Leben auf der Flucht. Der Kopf des Vaters ward, nebſt den Köpfen einiger Generale, auf der Mauer aufgeſtekt, und blieb lange daſelbſt zum Zeichen ſeiner Niederlage.

Die ſiegreiche Marguerite rükt gegen London vor, um den König, ihren Gemal, zu befreien. Der Graf von Warwik, die Seele der Yorkſchen Partei, hatte noch eine Armee, bei welcher er Heinrich den *VI.*, ſeinen König und ſeinen Gefangnen, in ſeinem Gefolge mit ſich führte. Die Königin und Warwik ſtieſſen auf einander bei Saint-Albans, einem durch mehr als Eine Schlacht berühmten Ort. Die Königin war wieder ſo glüklich, den Sieg davon zu tragen. 1461. Sie genos das Vergnügen, dieſen ſo furchtbaren Warwik vor ſich fliehen zu ſehn, und ihrem Gemal, auf dem Schlachtfelde, ſeine Freiheit, und ſeine Gewalt, wieder zu geben. Nie hatte ein Frauenzimmer mehr Glük und Ruhm gehabt, aber der Triumph war von kurzer Dauer. Man muſſte die Stadt London inne haben. Warwik hatte ſie auf ſeine Seite

zu bringen gewuſſt. Die Königin konnte es nicht dahin bringen, daß ſie aufgenommen ward, und konnte mit ihrer ſchwachen Armee die Stadt auch nicht zwingen. Der älteſte Sohn des Herzogs von York, Graf von Marche, war in der Stadt, und athmete Rache. Statt aller Früchte des Sieges muſſte die Königin ſich zurükziehn. Sie wandte ſich nach Nordbritannien, um ihre Partei zu verſtärken, welche der Name und die Gegenwart des Königs noch anſehnlicher machte.

1461. Unterdeſſen iſt Warwik Meiſter von London, verſammelt das Volk auf einem Felde vor dem Stadtthor, und zeigt ihm den Sohn des Herzogs von York: Wen wollt Ihr zum Könige haben, ſagt er, dieſen jungen Prinzen, oder Heinrich von Lankaſter? Die Antwort des Volks war: York! Das Geſchrei der Menge vertrat die Stelle der Beratſchlagung eines Parliaments, welches damals nicht verſammelt war. Warwik rief einige Edle und einige Biſchöfe zuſammen. Sie urtheilten, daß Heinrich der *VI.* von Lankaſter das Geſez des Parliaments übertreten, weil ſeine Gemalin für ihn gefochten hätte. Der junge York ward alſo in London, unter dem Na-

men Eduard der IV., zum König anerkannt, unterdeſſen daß der Kopf ſeines Vaters, wie der Kopf eines Miſſethäters, auf den Mauern von York ausgeſtellt wurde. Man entris Heinrich dem *VI.* die Krone, welcher ſchon in der Wiege zum König von Frankreich und England erklärt war, und der achtunddreiſſig Jahr zu London regiert hatte, ohne daß man ihm, ſeine Schwachheit ausgenommen, jemals etwas vorwerfen konnte.

Bei dieſer Nachricht brachte ſeine Gemalin in Nordbritannien an ſechzigtauſend Mann zuſammen. Das war eine groſſe Anſtrengung. Diesmal wagte ſie weder die Perſon ihres Gemals, noch die ihres Sohns, noch auch ihre eigne. Warwik führte den jungen König, an der Spize von vierzigtauſend Mann, der Armee der Königin entgegen. Man bekam einander zu Towton, an den Ufern des Fluſſes Aire, und an den Grenzen der Provinz York, zu Geſichte. Hier ward die blutigſte Schlacht geliefert, die 1451. jemals England entvölkert hat. Nach dem Berichte der Zeitgenoſſen kamen daſelbſt mehr als ſechsunddreiſſigtauſend Mann um's Leben.

Man mus ſich immer erinnern, daß dieſe groſſe Schlachten von einem zügelloſen Pöbel geliefert wurden, welcher auf einige Wochen ſeinen

Pflug und ſeine Hürden verlies, weil der Parteigeiſt ihn fortris. Man ſchlug ſich damals ganz in der Nähe, und die Erbitterung brachte dieſe groſſe Blutbäder zu Wege, wovon man wenige Beiſpiele mehr hat, ſeitdem ordentliche Truppen für Geld fechten, und das müſſige Volk erwartet, welchem Ueberwinder ſeine Aernte zugehören wird.

Warwik erfocht einen vollſtändigen Sieg; der junge Eduard der *IV*. ward auf dem Thron befeſtigt, und Marguerite d'Anjou verlaſſen. Sie floh mit ihrem Gemal und Sohn nach Schottland. Nun lies der König Eduard von den Mauern von York den Kopf ſeines Vaters abnemen, und die Köpfe der feindlichen Generale daſelbſt aufſtekken. In dem Laufe dieſes Krieges wurden wechſelsweiſe von jeder Partei die vornemſten Kriegsgefangnen von Henkers Händen hingerichtet. England war ein weiter Schauplaz des Mordens, wo Blutbühnen von allen Seiten auf den Schlachtfeldern errichtet wurden.

Frankreich war auch unglüklich geweſen, unter Philipp von Valois, unter Johann, und unter Karl'n dem VI., aber es war es durch die Engländer, welche, unter ihrem Hein-

rich dem VI., bis zu ihrem Heinrich dem VIII., nur durch ſich ſelbſt unglüklich waren.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Von Eduard dem *IV*. Von Marguerite d'Anjou, und von dem Tode Heinrich's des *VI*.

Die unerſchrokne Marguerite lies ihren Mut nicht ſinken. Weil ſie in Schottland keine ſonderliche Hülfe fand, ging ſie nach Frankreich, mitten durch die feindliche Schiffe, welche das Meer bedekten. Ludwig der *XI*. fing damals an, zu regieren. Sie bittet um Beiſtand. Ludwig ſchlägt ihr denſelben, aus falſcher Staatsklugheit, ab; aber ſie läſſt ſich dadurch nicht abſchrekken. Sie borgt Geld und Schiffe auf, und bringt endlich fünfhundert Mann zuſammen. Nun ſticht ſie wieder in See, und hält einen Sturm aus, der ihr Schif von ihrer kleinen Flotte trennt. Endlich erreicht ſie die Küſten von England, bringt daſelbſt Truppen zuſammen, bietet dem Schikſal der Schlachten noch einmal Troz, und fürchtet ſich nun nicht mehr, ihre Perſon, und ihren Gemal, und ihren Sohn der Gefahr bloszuſtellen. Sie liefert eine neue 1462.

Schlacht bei Hexham, verliert aber auch dieſe wieder. Mit dieſer Niederlage verſiegen alle ihre Hülfsquellen. Der Gemal flieht von der einen Seite, die Gemalin und der Sohn von der andern, ohne Bedienten, ohne Beiſtand, allen Gefahren, und allen Beſchimpfungen blos geſtellt. Heinrich fällt, auf ſeiner Flucht, in die Hände ſeiner Feinde. Man führt ihn ſchimpflich nach London, und ſperrt ihn in den Towr. Marguerite, nicht ſo unglüklich, entkommt, mit ihrem Sohn, nach Frankreich zu ihrem Vater René d'Anjou, der weiter nichts thun kann, als ſie bedauern.

Der junge Eduard der *IV.*, der von Warwik auf den Thron geſezt, durch ihn von allen ſeinen Feinden befreit, und Meiſter von Heinrich's Perſon war, regierte in Frieden. Sobald er ſich aber in Ruhe befand, ward er undankbar. Warwik, der wie ein Vater an ihm handelte, betrieb in Frankreich die Verheuratung dieſes Prinzen mit der Prinzeſſin Bona von Savoyen, einer Schweſter von Ludwig's des *XI.* Gemalin. Eduard bekommt, als man eben die Traktaten ſchlieſſen will, des Ritters Gray Wittwe, Eliſabet Wideville, zu Geſicht, verliebt ſich in dieſelbe, heuratet ſie heimlich, und

erklårt ſie endlich zur Kônigin, ohne Warwiken davon zu benachrichtigen. Nachdem er ihn ſol- 1465. chergeſtalt beleidigt hat, bekůmmert er ſich gar nicht mehr um ihn, entfernt ihn vom Konſeil, und macht ihn ſich dadurch zum unverſôhnlichen Feinde.

Warwik, dem eben ſo viel Liſt, als Kůhnheit, zu Gebote ſtand, wandte bald beides an, ſich zu råchen. Er verfůhrt des Kônigs Bruder, den Herzog von Clarence, und bringt England in die Waffen. Das war nun nicht mehr die rote Roſe gegen die weiſſe Roſe; ſondern ein Bůrgerkrieg zwiſchen dem Kônige und ſeinem erbitterten Unterthan. Schlachten, Waffenſtillſtånde, Unterhandlungen, und Verråtereien folgten ſchnell auf einander. Warwik verjagte endlich den von ihm 1470. ſelbſt gemachten Kônig aus England, ging nach dem Towr von London, zog eben den Heinrich den *VI.*, den er von Thron geſtoſſen hatte, aus ſeinem Gefångnis, und ſezte ihn wieder auf den Thron. Man nannte ihn nur den Kônigsmacher.

Die Parliamenter waren weiter nichts, als Werkzeuge von dem Willen des Stårkern. Warwik lies eins zuſammen berufen, welches bald

Heinrich den *VI.* in alle ſeine Rechte wieder einſezte, und eben dieſen Eduard dem *IV.*, welchem es, vor wenig Jahren, die Krone zugeſprochen hatte, für einen Uſurpator und Verräter erklärte. Dieſes lange und blutige Trauerſpiel war noch nicht zu ſeiner Entwiklung gediehen. Eduard der *IV.*, der nach Holland geflüchtet war, hatte Freunde in England. Er kam, nach einer ſiebenmonatlichen Abweſenheit, wieder. Seine Faktion öfnete ihm die Thore von London. Heinrich, dieſer Ball des Glüks, der kaum wieder auf den Thron hergeſtellt war, ward von neuem in den Towr geſezt.

Seine Gemalin **Marguerite** d'Anjou, die immer bereit war, ihn zu rächen, und immer fruchtbar an Hülfsquellen, kam, grade zu derſelben Zeit, mit ihrem Sohn, dem Prinzen von Wales, nach England. Sie erfuhr ihr neues Unglük, als ſie an's Land trat. **Warwik**, der ſie ſo ſehr verfolgt hatte, war nun ihr Vertheidiger. Er marſchirte gegen Eduard. Das war ein Stral von Hofnung für die unglükli-
1471. che Königin. Kaum aber hatte ſie die neue Gefangenſchaft ihres Gemals erfahren, als ein zweiter Kurier ihr am Strande die Nach-

richt bringt, daß Warwik in einem Gefecht geblieben, und Eduard Sieger iſt.

Man erſtaunt darüber, daß ein Frauenzimmer, nach einer ſolchen Menge von Unglüksfällen, die Kühnheit gehabt hat, ihr Glük noch einmal zu verſuchen. Ihr unbezwingbarer Mut lies ſie neue Hülfsquellen, und Freunde finden. Wer einen Anhang in England hatte, konnte ſicher darauf rechnen, daß er, nach einiger Zeit, ſeine Faktion, durch den Has gegen den Hof und gegen den Miniſter, verſtärkt finden würde. Dies war es auch zum Theil, wodurch Marguerite d'Anjou, nach ſo viel Widerwärtigkeiten und Niederlagen, wieder eine Armee bekam. Es war faſt keine Provinz mehr in England, in welcher ſie nicht eine Schlacht geliefert hatte. Die Ufer der Severne, und der Park von Tewkſbury, waren der Schauplaz ihres lezten Treffens. Sie 1471.
kommandirte ſelbſt ihre Truppen, und führte den Prinz von Wales durch alle Glieder durch. Das Treffen war hartnäkkig; aber endlich behielt Eduard der *IV.* den Sieg.

Als die Königin, im Getümmel ihrer Niederlage, ihren Sohn nicht fand, und vergeblich nach Nachricht von ihm forſchte, ſank ſie, ohne Beſinnung und Empfindung, zu Boden.

Sie blieb lange ohnmächtig auf einem Wagen liegen, und als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie ihren Sohn gefangen, und ihren Ueberwinder Eduard den *IV*. vor ſich. Die Mutter ward von dem Sohn getrennt, und nach London in den Towr geführt, wo ſich der König, ihr Gemal, befand.

Unterdeſſen, daß man ſolchergeſtalt die Mutter wegführte, wandte ſich Eduard zu dem Prinzen von Wales, und ſagte: Wer hat Euch ſo dreiſt gemacht, in meine Staaten zu kommen? Ich bin in die Staaten meines Vaters gekommen, antwortete der Prinz, um ihn zu rächen, und mein Erbgut aus Euern Händen zu retten. Eduard, den dieſes verdros, ſchlug ihn mit ſeinem Panzerhandſchu in's Geſicht; und die Geſchichtſchreiber ſagen, daß Eduard's eigne Brüder, der Herzog von Clarence, welcher wieder begnadigt war, und der Herzog von Glouceſter, nebſt noch einigen Herren, wie wilde reiſſende Thiere über den Prinzen von Wales herfielen, und ihn mit vielen Stichen niedermachten. Wenn die Erſten einer Nation ſolche Sitten haben, wie müſſen die Sitten des Pöbels beſchaffen ſein? Man ſchenkte keinem

einzigen Gefangnen das Leben, und endlich beſchlos man den Tod Heinrich's des *VI.*

Die Ehrfurcht, welche man, in dieſen wilden Zeiten, länger als vierzig Jahre, für die Tugend dieſes Monarchen gehabt, hatte bis dahin immer die Hände der Meuchelmörder zurükgehalten. Nachdem man aber den Prinzen von Wales ſolchergeſtalt ermordet hatte, bewies man weniger Ehrfurcht für den König. Man behauptet, daß eben der Herzog von Glouceſter, der nachmals Richard der *III.* ward, und der ſeine Hände in das Blut des Sohns getaucht hatte, ſelbſt in den Towr zu London ging, und auch den Vater ermordete. Dieſe Abſcheulich- 1471.
keit kann wahr ſein; wahrſcheinlich iſt ſie nicht; es wäre denn, wie der wizige Walpoole ſagt, daß dieſer Herzog von Glouceſter von Eduard dem *IV.* die Beſtallung als wirklich dienſtthuender Scharfrichter bekommen hätte.

Man lies die Marguerite d'Anjou leben, weil man hofte, daß die Franzoſen ihr Löſegeld bezalen würden. Und wirklich, als nach vier Jahren Eduard, der nun Friede von innen hatte, nach Calais kam, um Frankreich zu bekriegen, und Ludwig der *XI.* ihn, durch einen ſchimpflichen Traktat, mittelſt Erlegung einer

groſſen Summe Geldes, bewegte, nach England zurükzugehn, kaufte Ludwig, bei dieſem Vergleich, zugleich dieſe Heldin mit funfzigtauſend Thalern lös. Das war viel Geld für Engländer, welche durch die Franzöſiſchen Kriege, und durch ihre innerliche Unruhen, arm geworden waren. Marguerite d'Anjou, nachdem ſie in zwölf Schlachten die Rechte ihres Gemals, und ihres Sohns, verfochten hatte, ſtarb im Jahre 1482. als die unglüklichſte Königin, Gattin, und Mutter von Europa, und, wenn man die Ermordung des Oheims ihres Gemals ausnemen will, auch als die verehrungswürdigſte.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Verfolg der Unruhen in England unter Eduard dem *IV.*, unter dem Tyrannen Richard dem *III.* und bis zu dem Ende der Regierung Heinrich's des *VII.*

Eduard der *IV.* regierte in Frieden. Der Triumph der weiſſen Roſe war vollſtändig, und ihre Herrſchaft war durch das Blut faſt aller Prinzen von der roten Roſe befeſtigt. Wenn man Eduard's des *IV.* Betragen überdenkt, ſo ſtellt ſich jederman in ihm einen Barbaren vor, der ſich mit nichts, als mit ſeiner Rache, beſchäftigte. Unterdeſſen war er ein Mann, der den Wollüſten ergeben, und eben ſo ſehr in Frauenzimmerintriken, als in Staatsintriken, verwikkelt war. Er hatte nicht nötig, König zu ſein, um zu gefallen. Die Natur hatte ihn zum ſchönſten Manne ſeiner Zeit gemacht und zum verliebteſten, gleichwohl hatte ſie durch einen bewundernswürdigen Kontraſt, einem ſo gefühlvollen Herzen eine Grauſamkeit beigelegt, welche Abſcheu erregt. Seinen Bruder Clarence lies er, 1477.
aus den geringfügigſten Urſachen, zum Tode verurtheilen, und erzeigte ihm keine andre Gna-

de, als daß er ihm die Wahl der Todesart lies. Clarence wollte in einer Tonne Wein erſäuft ſein; eine närriſche Wahl, wovon man keinen Grund abſieht. Er mag nun aber in Wein erſäuft, oder durch eine wahrſcheinlichere Todesart umgekommen ſein, ſo folgt doch daraus, daß Eduard ein Ungeheuer war, und daß die Völker hatten, was ſie verdienten, wenn ſie ſich von ſolchen Böſewichtern regieren lieſſen.

Das Geheimnis, ſich bei der Nation beliebt zu machen, beſtand darin, daß man mit Frankreich Krieg anfing. Wir haben ſchon in dem Artikel von Ludwig dem *XI.* geſehn, wie dieſer Eduard, im Jahre 1475, über's Meer ging, und durch welche ſchimpfliche Staatsklugheit Ludwig der *XI.* den Rükzug dieſes Königs erkaufte, der nicht ſo mächtig war, als er, und noch dazu auf ſeinem Throne nicht recht feſt ſas. Wenn man von einem Feinde den Frieden erkauft, ſo giebt man ihm die Mittel in die Hände, Krieg zu führen. Eduard ſchlug alſo, im Jahre 1483, ſeinem Parliamente eine neue Landung in Frankreich vor. Nie ward ein Anerbieten mit einer allgemeinern Freude angenommen.
1483. Als er ſich aber zu dieſer groſſen Unternemung

rüſtete, ſtarb er in einem Alter von zweiundvierzig Jahren.

Weil er von überaus ſtarker Natur war, ſo hatte man ſeinen Bruder Richard, Herzog von Glouceſter in Verdacht, daß er ſeinen Tod durch Gift beſchleunigt hätte. Dies hies von dem Herzoge von Glouceſter eben nicht zu verwägen urtheilen, denn dieſer Prinz war auch ein Ungeheuer, welches dazu geboren war, mit kaltem Blute alle mögliche Schandthaten zu begehn.

Eduard der *IV*. hinterlies zwei Söhne, wovon der älteſte, der dreizehn Jahr alt war, Eduard der *V*. hies. Glouceſter beſchlos, dieſe beiden Kinder der Königin, ihrer Mutter, zu entreiſſen, und ſie umzubringen, um zu regieren. Der Perſon des Königs, der nach der Provinz Wales gereiſt war, hatte er ſich ſchon verſichert. Er muſſte nun auch noch ſeinen Bruder, den Herzog von York, in ſeiner Gewalt haben. Er verſchwendete alſo Eidſchwüre und Kunſtgriffe. Die ſchwache Mutter übergab ihren zweiten Sohn den Händen des Verräters, und glaubte, ein doppelter Mord würde ſchwerer zu vollführen ſein, als ein einfacher. Er lies ſie im Towr bewachen. Dies geſchah, wie er

ſagte, zu ihrer eignen Sicherheit. Als es aber nun zu dem doppelten Meuchelmord kommen ſollte, fand er ein Hindernis. Der Lord Haſtings, ein Mann von wilder Gemütsart, der aber dem jungen Könige ergeben war, ward durch Glouceſter's Kundſchafter ausgeforſcht, und lies ſich merken, daß er zu dieſem Verbrechen nie die Hand bieten würde. Glouceſter, der ein ſolches Geheimnis in ſo gefärlichen Händen ſah, ſtand keinen Augenblik bei ſich an, was er zu thun hätte. Der Staatsrat war im Towr verſammelt, und Haſtings war dabei gegenwärtig. Glouceſter tritt mit Trabanten herein, und ſagt zum Lord Haſtings: Ich neme Dich, Deiner Verbrechen wegen, in Verhaft. Wen? mich Mylord? verſezt der Angeklagte. Ja! Dich Verräter! antwortet der Herzog von Glouceſter, und läſſt ihm, in dem nemlichen Augenblik, im Beiſein
1483. des Konſeils, den Kopf abſchlagen.

Da er ſich ſolchergeſtalt denjenigen, der um ſein Geheimnis wuſſte, vom Halſe geſchaft hatte, und die geſezlichen Förmlichkeiten verachtete, womit man in England alle Miſſethaten bemäntelte, rottet er einen elenden Haufen vom Pöbel zuſammen, welcher im Ratshauſe ausrufen mus,

daß Richard von Glouceſter König ſein ſoll. Ein Mayor von London geht des folgenden Tages mit dieſem Pöbel hin, und bietet ihm die Krone an. Er nimmt ſie, und läſſt ſich krönen, ohne ein Parliament zu verſammeln, und ohne den geringſten Grund zum Vorwand anzuführen. Er begnügt ſich damit, das Gerücht auszuſprengen, daß ſein Bruder, der König Eduard der *IV.*, im Ehebruch ſei erzeugt worden, und ſcheut ſich alſo nicht, ſeine noch lebende Mutter zu beſchimpfen. Solche Gründe wurden nur für den niedrigſten Pöbel erdichtet. Ränke, Verführung und Furcht, thaten das Uebrige bei den Groſſen des Reichs, die eben ſo nichtswürdig waren, als der Pöbel.

Kaum war er gekrönt, als ein gewiſſer T y r- 1483. rel, wie man ſagt, im Towr den jungen König, und ſeinen Bruder, erdroſſelte. Die Nation wuſſte es, und murrte nur heimlich darüber; ſo ſehr verändern ſich die Menſchen mit der Zeit. Glouceſter, unter dem Namen Richard der *III.*, genos drittehalb Jahr die Früchte des gröſſten Verbrechens, das England jemals geſehn hatte, ſo ſehr es auch an Verbrechen gewöhnt war. W a l p o o l e bezweifelt dieſe doppelte Schandthat. Aber unter Karl's des *II.* Re-

gierung fand man die Gebeine dieſer beiden Kö=niglichen Kinder genau an dem Orte wieder, wo man geſagt hatte, daß ſie eingegraben wären. Vielleicht ſind unter der Menge von Gräueln, deren man dieſen Tyrannen beſchuldigt, einige, die er nicht begangen hat. Wenn man aber zu=weilen zu dreiſt von ihm geurtheilt hat, ſo iſt es ſeine eigne Schuld. Es iſt ausgemacht, daß er ſeine Neffen in den Towr ſperren lies; zum Vorſchein kamen ſie nicht wieder, alſo mus er davon Rechenſchaft geben.

Während dieſes kurzen Genuſſes des Thro=nes berief er ein Parliament zuſammen, von welchem er ſeine Rechte unterſuchen zu laſſen die Stirn hatte. Es giebt Zeiten, in welchen die Menſchen nach eben dem Maaſſe feige ſind, nach welchem ihre Gebieter grauſam ſind. Dieſes Parliament that den Ausſpruch, daß Richard's des *III.* Mutter im Ehebruch gelebt hätte, daß weder der verſtorbene König Eduard der *IV.* noch ſeine übrigen Brüder rechtmäſſige Kinder, und nur Richard allein aus rechtmäſſigem Ehe=bett entſprungen wäre; daß ihm alſo die Krone gebührte, mit Ausſchlieſſung der beiden im Towr erdroſſelten jungen Prinzen, über deren Tod man ſich aber nicht erklärte. Die Parliamenter

haben zuweilen ſchon grauſamer, aber nie ſo ehr-los, gehandelt. Ganze Jahrhunderte voll Tugend gehören dazu, eine ſolche Niederträchtigkeit wieder gut zu machen.

Endlich ſtand, nach drittehalb Jahren, ein Rächer auf. Nach der Ermordung aller Prinzen, war noch ein einziger Zweig von der roten Roſe übrig, der in Bretagne verſtekt lebte. Er hies Heinrich Graf von Richmond. Er ſtammte nicht von Heinrich dem *VI.* ab, ſondern leitete, wie er, ſeinen Urſprung von Johann von Gent, Herzoge von Lankaſter, dem Sohn des groſſen Eduard's des *III.*, her, aber von weiblicher Seite, und noch dazu von einer ziemlich zweideutigen Ehe dieſes Johann's von Gent. Sein Recht zum Thron war mehr als zweifelhaft; aber der Abſcheu gegen Richard's des *III.* Schandthaten hob daſſelbe. Er war noch ſehr jung, als er den Vorſaz faſſte, das Blut ſo vieler Prinzen vom Hauſe Lankaſter zu rächen, Richard den *III.* zu ſtrafen, und England zu erobern. Sein erſter Verſuch war unglüklich, und nachdem er hatte ſehn müſſen, wie ſeine Partei den Kürzern zog, muſſte er wieder nach Bretagne zurükgehn, und um eine Freiſtätte betteln. Ri-

chard unterhandelte heimlich mit dem Miniſter Franz des II., Herzogs von Bretagne, Vaters der Anne von Bretagne, welche Karl'n den *VIII.* und Ludwig den *XII.* heuratete. Dieſer Herzog war keiner niederträchtigen That fähig, wohl aber ſein Miniſter Landois. Er verſprach, den Grafen von Richmond dem Tyrannen auszuliefern. Der junge Prinz entfloh verkleidet aus Bretagne in das Gebiet von Anjou, und kam nur eine einzige Stunde früher dort an, als die Trabanten, die ihn aufſuchten.

Das Intereſſe des damaligen Königs Karl's des *VIII.* von Frankreich erforderte es, den Grafen von Richmond in Schuz zu nemen. Karl's des *VII.* Enkel hätte der erſten Regel der Staatsklugheit zuwider gehandelt, wenn er die Gelegenheit, den Engländern zu ſchaden, ungenuzt gelaſſen hätte. Karl der *VIII.* gab aber nur zweitauſend Mann. Dies war nur in dem Fall genug, wenn Richmond's Partei beträchtlich geweſen wäre. Doch ſie war es bald, und Richard ſelbſt, als er erfuhr, daß ſein Nebenbuhler nur in ſo kleiner Begleitung landete, urtheilte, daß Richmond bald eine Armee haben würde. Die ganze Provinz Wales, aus welcher die-

ſer junge Prinz herſtammte, grif ſeinetwegen zu den Waffen. Richard der *III.* und Richmond ſtieſſen zu Boſworth unfern Leiceſter auf einander. Richard hatte die Krone aufgeſezt, und glaubte, dadurch ſeinen Soldaten zu verſtehn zu geben, daß ſie für ihren König, gegen einen Rebellen, föchten. Aber der Lord Stanley, einer ſeiner Generale, der dieſe, durch ſo viel Meuchelmorde geraubte, Krone ſchon lange mit Abſcheu betrachtete, verriet ſeinen unwürdigen 1485. Gebieter, und ging, mit einem Korps Truppen zum Grafen von Richmond über. Richard hatte Herzhaftigkeit; das war ſeine einzige Tugend. Als er am Siege verzweifelte, warf er ſich wütend mitten unter ſeine Feinde, und fand dort einen rühmlichern Tod, als er verdiente. Sein Körper, den man nakt und blutig unter den Todten fand, ward queer über ein Pferd gelegt, daß Kopf und Füſſe, zu beiden Seiten, herunterhingen, und nach Leiceſter gebracht. Daſelbſt ward er, zwei Tage lang, dem Volke gezeigt, das an alle ſeine Schandthaten zurükdachte, und nicht das geringſte Mitleiden mit ihm hatte. Stanley, der ihm, als er fiel, die Krone vom Haupte geriſſen hatte, brachte dieſelbe dem Grafen Heinrich von Richmond.

Die Sieger ſangen auf dem Schlachtfelde das Te Deum, nach deſſen Endigung alle Soldaten, von gleichem Geiſte beſeelt, ausriefen: Es lebe unſer König Heinrich! Dieſe Schlacht machte den Verheerungen ein Ende, womit die weiſſe Roſe und die rote Roſe England zerrüttet hatten. Der immer mit Blut beſudelte, und immer wieder umgeworfne, Thron ward endlich feſt und ruhig. Die Unglüksfälle hörten auf, welche Eduard's des *III.* Familie verfolgt hatten. Heinrich der *VII.* vermälte ſich mit einer Tochter Eduard's des *IV.*, und vereinigte dadurch in ſeiner Perſon alle Rechte und Anſprüche der Häuſer York und Lankaſter. So wie er zu überwinden gewuſſt hatte, ſo wuſſt' er auch zu regieren. Seine Regierung, welche vierundzwanzig Jahre dauerte, und faſt immer friedlich war, milderte in etwas die Sitten der Nation. Die Parliamenter, die er verſammelte, und mit Schonung behandelte, machten weiſe Geſeze. Die austheilende Gerechtigkeit trat wieder in alle ihre Rechte. Der Handel, welcher unter dem groſſen Eduard dem *III.* zu blühen angefangen hatte, und durch die bürgerlichen Kriege zu Grunde gerichtet war, ſtellte ſich nach und nach wieder her. England hatte

es auch nötig. Daß es arm war, beweiſt die auſ-ſerordentliche Schwierigkeit, welche Heinrich der *VII.* hatte, aus der Stadt London ein Darlehn von zweitauſend Pfund Sterling zu ziehn, welches noch nicht funfzigtauſend Livres in jezigem Franzöſiſchen Gelde beträgt. Hang und Nothwendigkeit machten ihn geizig. Bloſſe Sparſamkeit wäre Klugheit geweſen; aber ſchimpfliche Filzigkeit und fiskaliſche Räubereien verdunkelten ſeinen Ruhm. Er hielt eine heimliche Liſte von allem, was die Konfiskationen ihm einbrachten. Groſſe Könige lieſſen ſich nie zu ſolchen Niederträchtigkeiten herab.

Bei ſeinem Tode fand man in ſeiner Chatulle zwei Millionen Pfund Sterling; eine ungeheure Summe, welche viel mehr Nuzen gebracht, wenn ſie unter ſeinen Unterthanen im Umlauf geweſen wäre, als nun, da ſie im Schaze des Fürſten vergraben lag. Aber in einem Lande, wo das Volk geneigter war, ſich zu empören, als ſeinen Königen Geld zu geben, muſſte der König notwendig einen Schaz haben.

Seine Regierung ward durch zwei erſtaunliche Begebenheiten mehr beunruhigt, als geſtört. Ein Bäkkerjunge machte ihm die Krone ſtreitig. Dieſer gab ſich für einen Neffen Eduard's des

IV. aus, war von einem Prieſter unterrichtet, ſeine Rolle zu ſpielen, und ward zu Dublin in
1481. Ireland zum Könige gekrönt. Er unterſtand ſich, dem Könige bei Nottingham eine Schlacht zu liefern. Heinrich nam ihn gefangen, und glaubte, die Anhänger deſſelben genug zu dehmütigen, wenn er ihren König in ſeine Küche nam, wo er lange ſeine Dienſte verrichtete.

Dreiſte Unternemungen, wenn ſie auch unglüklich ablaufen, finden oft Nachahmer. Man wird durch ein glänzendes Beiſpiel angereizt, und hoft einen glüklichern Ausgang. Dies beweiſen die ſechs falſche Demetriuſſe, die einer nach dem andern in Rusland aufſtanden, und ſo viele andre Betrüger. Auf den Bäkkerjungen folgte der Sohn eines Mäklers zu Antwerpen, der eine gröſſre Rolle ſpielte.

Dieſer junge Jude, Namens Perkins, gab ſich für einen Sohn König Eduard's des
1493. *IV.* aus. Der König von Frankreich, der ſehr aufmerkſam war, jeden Saamen der Zwietracht in England zu nähren, nam ihn an ſeinen Hof, erkannte ihn an, und munterte ihn auf; nam aber bald ſchonendere Geſinnungen gegen Heinrich den *VII.* und überlies dieſen Betrüger ſeinem Schikſal.

Die alte verwittwete Erbin von Bourgogne Eduard's des *IV.* Schweſter, und Karl's des Kühnen Wittwe, welche die Triebfeder dieſer Komödie war, erkannte den jungen Juden für ihren Neffen. Er genos ſeine Betrügerei länger, als der junge Bäkkerburſche. Seine majeſtätiſche Geſtalt, ſeine Höflichkeit und ſeine Herzhaftigkeit, ſchienen ihn des Ranges würdig zu machen, den er uſurpirte. Er heuratete eine Prinzeſſin aus dem Hauſe York, die ihn noch liebte, nachdem ſein Betrug ſchon entdekt war. Er war fünf Jahre lang in den Waffen, brachte ganz Schottland in Harniſch, und fand ſelbſt in ſeinen Niederlagen Hülfsquellen. Endlich aber 1498.
ward er verlaſſen, und dem Könige ausgeliefert, der ihn anfänglich nur zum Gefängnis verurtheilte, weil er aber entwiſchen wollte, ihm den Kopf vor die Füſſe legen lies. Dadurch ward der Faktionsgeiſt gänzlich vertilgt, und die Engländer, die nun ihrem Monarchen nicht mehr fürchterlich waren, fingen an, ihren Nachbarn furchtbar zu werden, beſonders als Heinrich der *VIII.*, bei ſeiner Thronbeſteigung, durch die auſſerordentliche Sparſamkeit ſeines Vaters, Beſizer eines angefüllten Schazes, und durch die Klugheit dieſer Regierung, Herr eines kriegriſchen

und doch dabei ſo unterwürfigen, Volks wär, als es Engländer nur immer ſein können.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Allgemeine Ueberſicht des ſechszehnten Jahrhunderts.

Der Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, in welches wir ſchon eingetreten ſind, ſtellt uns auf einmal die gröſſten Schauſpiele dar, die die Welt jemals aufzuweiſen gehabt hat. Wenn man die Augen auf die damaligen Regenten von Europa wirft, ſo findet man ihre Namen, durch ihren Ruhm, oder durch ihr Betragen, oder durch die groſſen Verändrungen, die ſie veranlaſſt haben, verewigt.

Zu Konſtantinopel iſt es ein Selim, welcher der Osmaniſchen Herrſchaft Syrien und Aegypten unterwirft, wovon die Muhammedaniſchen Mammelukken, ſeit dem dreizehnten Jahrhundert Beſizer geweſen waren. Nach ihm iſt es ſein Sohn, der groſſe Soliman, der unter den Türkiſchen Kaiſern zuerſt bis Wien vordringt, und ſich in dem durch ſeine Waffen eroberten Bagdad zum König von Perſien krönen läſſt,

mithin Europa und Aſien zugleich vor ſich zittern macht.

Zu gleicher Zeit ſieht man gegen Norden, wie Guſtav Waſa in Schweden das fremde Joch zerbricht, und zum Könige des von ihm in Freiheit geſezten Landes erwählt wird.

In Rusland befreien die beiden Iwan Waſiljewitſch, oder Baſilides, ihr Vaterland vom Joche der Tataren, denen es zinsbar war. Dieſe Fürſten waren zwar Barbaren und Häupter einer noch barbariſchern Nation, aber die Rächer ihres Landes verdienen immer, den groſſen Fürſten beigezält zu werden.

In Spanien, in Teutſchland, in Italien, erſcheint Karl der *V.* als Herr aller dieſer Staaten unter verſchiednen Titeln, wie er, immer in Thätigkeit, und immer in Unterhandlungen, die Laſt von Europa trägt; wie er, lange Zeit in Staatsgeſchäften und im Kriege glüklich, der erſte mächtige Kaiſer ſeit Karl'n dem Groſſen, und der erſte König von ganz Spanien, ſeit der Eroberung der Mauren, iſt; wie er dem Osmaniſchen Reiche Grenzen ſezt, Könige und eine Menge Fürſten macht, und endlich alle Kronen niederlegt, die ihn drükken, um als ein Einſied-

ler zu ſterben, nachdem er ganz Europa umgekehrt hat.

Sein Nebenbuhler im Ruhm und in der Staatsklugheit, der König Franz der *I.* von Frankreich, minder glüklich, aber tapfrer und liebenswürdiger, theilt ſich mit Karl'n dem *V.* in den Beifall und in die Hochachtung der Nationen. Beſiegt, aber voller Ruhm, macht er, ungeachtet ſeiner Unglüksfälle, ſein Königreich blühend, und verpflanzt die ſchönen Künſte nach Frankreich, die in Italien auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit geſtiegen waren.

Der König Heinrich der *VIII.* von England war zwar zu grauſam und zu eigenſinnig, um unter die Helden gerechnet zu werden, aber er nimmt doch ſeinen Plaz unter dieſen Königen ein, ſowohl durch die Veränderung, die er in dem Geiſte ſeiner Völker wirkte, als dadurch, daß England unter ihm lernte, das Gleichgewicht unter den Beherrſchern zu halten. Er hatte einen Krieger, der ſeinen Bogen ſpannt, zum Sinnbilde gewählt, mit der Inſchrift: Wen ich vertheidige, der iſt Meiſter. Seine Nation hat zuweilen dieſe Inſchrift wahr gemacht.

Der Name des Pabſtes Leo des X. iſt berühmt, wegen ſeines Verſtandes, wegen ſeiner liebenswürdigen Sitten, wegen der groſſen Männer in Künſten und Wiſſenſchaften, die ſein Jahrhundert verewigen, und durch die groſſe Veränderung, die, unter ſeiner Regierung, die Kirche trennte.

Im Anfange eben dieſes Jahrhunderts bringen die Religion, und der Vorwand, das empfangne Geſez in ſeiner Reinigkeit herzuſtellen, dieſe beiden groſſen Werkzeuge des Ehrgeizes, an den Küſten von Afrika, wie in Teutſchland, und bei den Muhammedanern, wie bei den Chriſten, einerlei Wirkung hervor. In den weiten Reiche von Marokko und Fez, welches ſich bis in die Wüſten von Nigritien erſtrekt, entſteht eine neue Regierung, ein neues Geſchlecht von Königen. So erleiden Aſien, Afrika und Europa, zu gleicher Zeit, eine Veränderung in den Religionen; denn die Perſer ſondern ſich auf immer von den Türken ab, erkennen zwar eben den Gott und eben den Propheten, vollenden aber die Trennung des Omar und Aly. Unmittelbar nachher trennen ſich auch die Chriſten unter einander, und entreiſſen dem Hohenprieſter zu Rom die Hälfte von Europa.

Die alte Welt wird erſchüttert, und die neue für Karl'n den *V*. entdekt und erobert. Die Schiffe und Waffen der Portugieſen führen den Handel zwiſchen Oſtindien und Europa ein.

Von der einen Seite unterwirft ſich Cortes das mächtige Reich von Mexiko und die Pizarros erobern Peru mit weniger Soldaten, als man in Europa braucht, eine kleine Stadt zu belagern. Von der andern Seite gründet Alburkerke in Indien die Herrſchaft und den Handel der Portugieſen mit beinahe eben ſo geringer Macht, ungeachtet der Indiſchen Könige, und des Entgegenſtrebens der Muſulmanen, die im Beſize dieſes Handels waren.

Die Natur brachte damals faſt in allen Fächern auſſerordentliche Männer hervor, vorzüglich in Italien.

Was überdies noch in dieſem berühmten Jahrhunderte in Erſtaunen ſezt, iſt dieſes, daß, troz allen vom Ehrgeiz erregten Kriegen, und troz den Religionsſtreitigkeiten, welche anfingen, die Staaten zü verwirren, eben der Geiſt, welcher zu Rom, Neapel, Florenz, Venedig und Ferrara die ſchönen Künſte in Flor brachte, und von dort aus ſein Licht über Europa verbreitete, die Sitten der Menſchen in faſt allen Provinzen des Chriſtlichen Europa's gleich milderte.

Die Galanterie am Hofe des Königs Franz des *I.* von Frankreich bewirkte zum Theil dieſe groſſe Veränderung. Zwiſchen ihm und Karl'n dem *V.* herrſchte ein Wetteifer, von Ruhm, Ritterſchaftsgeiſt, und Artigkeiten, ſelbſt mitten unter ihren härteſten Zwiſtigkeiten; und dieſer Wetteifer, von welchem alle Höflinge angeſtekt wurden, gab dem Jahrhunderte einen Anſtrich von Hoheit und Höflichkeit, die bis dahin gänzlich unbekannt geweſen waren.

Der Reichthum trug auch dazu bei, und dieſer allgemeiner gewordne Reichthum war zum Theil durch eine ſeltſame Revolution, die Folge des traurigen Verluſtes von Konſtantinopel. Denn bald nachher ward der ganze Handel der Osmanen durch Chriſten betrieben, welche ihnen ſogar die Gewürze aus Indien verkauften, indem ſie dieſelben in Alexandrien an Bord namen, und ſie hernach in die Levantiſchen Gewäſſer brachten. Die Venediger hauptſächlich betrieben dieſen Handel nicht allein bis zur Einname von Aegypten durch den Sultan Selim, ſondern bis zu der Zeit, da die Portugieſen die Handelsleute von Indien wurden.

Kunſtfleis und Betriebſamkeit ward aller Orten rege. Marſeille trieb einen groſſen Handel

Lyon bekam herrliche Manufakturen. Die Niederländiſchen Städte wurden noch blühender als unter dem Hauſe Burgund. Die Damen, die Franz der *I.* an ſeinen Hof zog, machten denſelben zum Mittelpunkte der Pracht und der Höflichkeit: Rauher waren die Sitten in London, wo ein wilder und launenhafter König herrſchte; aber London fing auch ſchon an, ſich durch Handel zu bereichern.

In Teutſchland konnte man es den Städten Augsburg und Nürnberg, welche die aus Venedig gezognen Reichthümer Aſien's in Umlauf brachten, ſchon anmerken, daß ſie Verkehr mit Italien hatten. Augsburg bekam ſchöne, nach Venediſcher Art al Fresko bemalte, Häuſer. Mit Einem Worte, Europa ſah ſeine ſchönen Tage anbrechen; ſie wurden aber durch die Stürme getrübt, welche die Eiferſucht zwiſchen Karl'n dem *V.* und Franz dem *I.* hervorbrachte; und die Religionsſtreitigkeiten, welche anfingen aufzukeimen, entehrten das Ende dieſes Jahrhunderts, erfüllten daſſelbe mit Gräueln, und verbreiteten eine Art von Barbarei, welche weder die Heruler, noch die Vandalen, noch die Hunnen gekannt hatten.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Europa's Zuſtand zu Karl's des *V.* Zeiten. Von Moskau, oder Rusland. Abſchweifung, Lappland betreffend.

Ehe wir ſehn, was Europa unter Karl'n dem *V.* war, mus ich mir ein Gemälde von den verſchiednen Regierungen entwerfen, die dieſen Welttheil unter ſich getheilt hatten. Was Spanien, Frankreich, Teutſchland, Italien und England, war, haben wir ſchon geſehn. Von der Türkei, und den Eroberungen derſelben in Syrien und in Afrika, will ich nicht eher ſprechen, als bis wir alles Herrliche und Traurige bei den Chriſten geſehn haben, den Portugieſen in ihren Reiſen und kriegriſchem Handel in Aſien gefolgt ſind, und erfahren haben, in welchem Zuſtande ſich die Orientaliſche Welt befand.

Ich fange mit den Chriſtlichen Reichen aus Norden an. Der Staat von Moskau oder Rusland fing an, ſich einigermaaſſen zu bilden. Dieſes mächtige Reich, das mit jedem Tage mächtiger ward, war, ſeit dem elften Jahrhunderte, nichts als ein Zuſammenflus wilder Halbchriſten, welche Sklaven der Kaſanſchen Tatarn und Ti-

mur-Lenks Abkömmlinge waren. Der Fürſt von Rusland bezalte dieſen Tatarn jährlich einen Tribut an Gelde, an Pelzwerk, und an Vieh. Er führte dieſen Tribut ſelbſt zu Fuſſe vor den Tatariſchen Geſandten, warf ſich vor denſelben nieder, reichte ihm Milch zu trinken, und wenn etwas von der Milch auf des Pferdes Hals fiel, muſſte der Fürſt es ablekken.

Die Ruſſen waren von der einen Seite Sklaven der Tataren, und wurden von der andern Seite von den Lithauern gedrängt. Gegen die Ukräne hin waren ſie den Räubereien der Krimiſchen Tataren ausgeſezt, welche Nachfolger der Scythen im Tauriſchen Cherſones waren, und denen ſie einen Tribut bezalten. Zulezt fand ſich ein Oberhaupt, Namens Baſilides, oder Baſilius Sohn, ein Mann von Herzhaftigkeit, welcher die Ruſſen aufmunterte, ſich von ſo groſſer Knechtſchaft losris, und ſeine Staaten mit Novogorod und der Stadt Moskau vergröſſerte, die er, am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, von den Lithauern eroberte. Er breitete ſeine Eroberungen bis in Finnland aus, welches oft ein Zankapfel zwiſchen Rusland und Schweden war.

Rusland ward alſo damals eine groſſe Monarchie, war aber für Europa noch nicht fürchterlich. Man ſagt, daß Jvan Waſiljewitſch aus Moskau dreihundert Wagen voll Gold, Silber und Edelſteine, mit ſich zurükbrachte. Die Fabeln ſind die Geſchichte der finſtern Zeiten. Die Ruſſiſchen Völker hatten damals, gleich den Tatarn, kein andres Geld, als was ſie durch Plündern erbeutet hatten. Da ſie aber ſelbſt ſeit langer Zeit von eben dieſen Tatarn ausgeplündert wurden, was konnten ſie für Reichthümer haben? Jhre Kenntnis erſtrekte ſich ſchwerlich über das Notwendige hinaus.

Das Ruſſiſche Land bringt gutes Getraide, welches im Mai geſäet, und im September geärntet wird. Die Erde bringt auch einige Früchte hervor; Honig iſt daſelbſt ſo gemein, als in Polen; groſſes und kleines Vieh hat es immer in Ueberflus gehabt. Weil aber die Wolle zu Manufakturen nicht tauglich iſt, und es ungeſchliffenen Völkern an Kunſtfleis fehlt, ſo waren Thierfelle ihr einzige Bekleidung. Jn Moskau war kein einziges maſſives Haus. Jhre hölzerne Hütten beſtanden aus Baumklözen, die mit Moos belegt waren. Was ihre Sitten betraf, ſo lebten ſie, wie die Thiere im Walde, hatten aber

einige dunkle Begriffe von der Griechiſchen Kir- che, zu welcher ſie zu gehören glaubten. Ihre Prieſter beerdigten ſie mit einem Zettel an den heiligen Petrus, und den heiligen Niklas, den ſie dem Todten in die Hand gaben. Dies war ihre höchſte Religionsübung; jenſeits Moskau aber gegen Nordoſt waren faſt alle Dörfer mit ihren Bewohnern Gözendiener.

Die Zaren, ſeit dem Johann Baſilides, hatten Reichthümer, beſonders als in Jahr 1551. ein andrer Ivan Waſiljewitſch Kaſan und Aſtrakan von den Tataren erobert hatte; die Ruſſen ſelbſt aber waren immer arm; denn dieſe unumſchränkten Beherrſcher führten faſt den ganzen Handel ihres Reichs, zogen diejenigen aus, welche etwas erworben hatten, ſammelten bald Schäze, und brüſteten ſich ſogar an feierlichen Tagen in Aſiatiſcher Pracht. Sie handelten mit Konſtantinopel über das ſchwarze Meer, und mit Polen über Novogorod. Sie konnten alſo ihre Staaten verfeinern, aber die Zeit war noch nicht gekommen. Der ganze nördliche Theil ihres Reichs jenſeits Moskau beſtand in groſſen Wüſteneien, und einigen Wohnungen von Wilden. Sie wuſſten ſogar nicht einmal, daß das groſſe Sibirien in der Welt war. Ein Koſak entdekte Sibirien unter Ivan Waſiljewitſch,

und eroberte es, wie Cortes Mexiko eroberte, mit Hülfe einiger Schiesgewehre.

Die Zaren namen wenig Antheil an den Angelegenheiten von Europa, ausgenommen in einigen Kriegen mit Schweden, wegen Finnland, und mit Polen, wegen der Grenzen. Kein Russe kam aus ſeinem Lande. Sie handelten auf keinem andern, als auf dem ſchwarzen Meer. Selbſt der Hafen von Archangel war damals ſo unbekannt, als die Häfen von Amerika. Er ward erſt im Jahre 1553. von den Engländern entdekt, als dieſelben neue Länder in Norden ſuchten, nach dem Beiſpiele der Portugieſen und Spanier, welche ſo viel neue Kolonien in Süden, Oſten und Weſten, geſtiftet hatten. Man muſſte das nördliche Vorgebirge am äuſſerſten Ende von Lappland, umſegeln. Man machte nun die Erfahrung, daß es Länder giebt, wo die Sonne ſich, beinahe fünf Monat lang, nicht über dem Horizonte ſehn läſſt. Die ganze Mannſchaft von zwei Schiffen kam in dieſen Ländern vor Froſt und Krankheit um. Ein drittes, von Chancelor geführt, lief in den Hafen von Archangel auf der Dwina ein, deren Ufer nur von Wilden bewohnt waren. Chancelor ging auf der Dwina bis gegen Moskau. Seit dieſer

Zeit waren die Engländer faſt allein Meiſter des Moskowitiſchen Handels, wobei ſie ſich hauptſächlich durch die koſtbaren Pelzwerke bereicherten. Das war wieder ein den Venedigern entriſſner Handelszweig. Dieſe Republik hatte, ſo wie Genua, ehmals Komptore, und ſogar eine Stadt, an den Ufern des Tanais, oder Donfluſſes, gehabt, und hatte nachher dieſen Pelzhandel über Konſtantinopel betrieben. Wer die Geſchichte mit Nuzen lieſt, ſieht wohl, daß der Handel eben ſo viel Hauptveränderungen erlitten hat, als die Staaten ſelbſt.

Man dachte damals gewis nicht, daß dereinſt ein Ruſſiſcher Fürſt in den Sümpfen, mitten im Finniſchen Meerbuſen, eine neue Hauptſtadt erſchaffen würde, wo alle Jahre etwa zweihundertundfunfzig fremde Schiffe ankommen, und daß von dort Armeen ausgehn würden, um Könige in Polen zu machen, dem Teutſchen Reich gegen Frankreich zu dienen, Schweden zu zerſtükken; die Krim zweimal zu erobern; über die geſammte Heereskraft des Ottomaniſchen Reichs zu triumphiren und ſiegreiche Flotten nach den Dardanellen zu ſchikken *).

*) Die lezten Zeilen ſind 1772 hinzugefügt worden.

Zu dieſen Zeiten fing man an, Lappland genauer kennen zu lernen, wovon die Schweden ſelbſt, und die Dänen, und die Ruſſen nur ſehr unvollkommne Kenntnis hatten. Dieſes weitläufige, mit dem Pol benachbarte, Land war vom Strabo, unter dem Namen des Landes der nördlichen Trogloditen und Pygmäen, angeführt worden. Wir machten die Erfahrung, daß das Geſchlecht der Pygmäen keine Fabel war. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Südlichen Pygmäen umgekommen, und von ihren Nachbarn ausgerottet worden ſind. Mehrere Menſchengeſchlechter haben auf ſolche Weiſe von der Oberfläche des Erdbodens, ſo wie verſchiedne Thiergeſchlechter, verſchwinden können.

Die Lappländer ſcheinen nichts von ihren Nachbaren an ſich zu haben. Die Männer, zum Beiſpiel, ſind in Norwegen gros und wohlgewachſen; und Lappland bringt lauter Männer hervor, die kaum vier Fus hoch ſind. Ihre Augen, ihre Ohren, und ihre Naſe, unterſcheiden ſie auch von allen Völkern, die ihre Wüſten umgeben. Sie ſcheinen eine eigne Gattung auszumachen, welche für den Himmelsſtrich gemacht iſt, den ſie bewohnen, den ſie lieben, und den auch nur ſie allein lieben können. Die Natur, welche

die Rennthiere in keine andre, als in dieſe, Gegenden geſezt hat, ſcheint daſelbſt die Lappländer urſprünglich erſchaffen zu haben. Und wie ihre Rennthiere nicht von auſſerhalb dahin gekommen ſind, ſo ſcheinen auch die Lappländer aus keinem andern Lande dorthin verſezt zu ſein. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Einwohner eines mildern Landes ſich durch die Eisſchollen und Wüſteneien hindurchgearbeitet haben, um ſich in ſo unfruchtbare Gegenden zu verpflanzen. Eine Familie kann wohl auf eine wüſte Inſel durch Sturm verſchlagen werden, und dieſelbe bevölkern; aber auf dem feſten Lande verläſſt man nicht Wohnpläze, die einige Nahrungsmittel hervorbringen, um ſich auf fernen mit Moos überzognen Felſen niederzulaſſen, wo man keine andre Nahrung hat, als Rennthiermilch und Fiſche.

Noch mehr, wenn Norweger, oder Schweden, ſich nach Lappland verpflanzt hätten, hätten ſie notwendig ihre Geſtalt verändern müſſen? Warum ſind die Isländer, die eben ſo weit nordwärts wohnen, als die Lappen, von hoher Statur, und die Lappen nicht allein klein, ſondern von ganz abweichender Figur? Dies war alſo eine ganz neue Menſchengattung, die uns auf-

ſtes, unterdeſſen daß wir in Amerika, Aſien und Afrika, ſo viel andre zu ſehn bekamen. Der Wirkungskreis der Natur erweiterte ſich vor unſern Augen von allen Seiten, und blos dadurch zieht Lappland unſre Aufmerkſamkeit auf ſich.

Ich ſage nichts von Island, welches das Thule der Alten war, noch von Grönland, noch von allen den Gegenden am Pole, wohin die Hofnung, eine Durchfahrt nach Amerika zu entdekken, unſre Schiffe getrieben hat. Die Kenntnis dieſer Länder iſt ſo unfruchtbar, wie ſie ſelbſt, und gehört nicht in den politiſchen Plan der Welt.

Von Polen.

Polen, welches lange Zeit die Sitten der Sarmaten beibehalten hatte, fing an, in Teutſchland geachtet zu werden, ſeitdem das Geſchlecht der Jagellonen auf dem Throne ſas. Die Zeiten waren vorbei, da dieſes Land einen König aus der Kaiſer Händen annemen, und ihnen Tribut bezalen muſſte.

Der erſte der Jagellonen war im Jahre 1382. zum König dieſer Republik erwählt worden. Er war Herzog von Lithauen. Sein Land, und er, waren Gözendiener oder wenigſtens was

wir Gözendiener nennen, und das war auch man⸗che Staroſtei. Er verſprach, ein Chriſt zu wer⸗den, und Lithauen mit Polen zu vereinigen. Auf dieſe Bedingungen ward er König.

Dieſer Jagellone, der den Namen Ladis⸗laus annam, war der Vater jenes unglüklichen Ladislaus, Königs von Ungarn und Polen, der dazu geboren war, einer der mächtigſten Kö⸗nige auf Erden zu ſein, aber im Jahre 1445. in der Schlacht bei Varna geſchlagen und getödtet ward, die er, wie wir ſchon geſehn haben, den von ihm beſchwornen Traktaten zuwider, auf Anhezen des Kardinals Giuliano, gegen die Türken lieferte.

Die beiden gröſſten Feinde von Polen waren lange Zeit die Türken und die mönchiſchen Teut⸗ſchen Ritter. Dieſe waren bei den Kreuzzügen aufgekommen, und da es ihnen gegen die Mu⸗ſulmanen nicht glükken wollte, waren ſie in Preuſ⸗ſen, einer damals den Polen gehörigen Provinz über die Gözendiener, und über die Chriſten, hergefallen.

Unter Kaſimir, im funfzehnten Jahrhun⸗derte, führten dieſe Teutſche Ritter lange Zeit Krieg mit Polen, und theilten ſich endlich mit dieſem Staat in Preuſſen, unter dem Beding,

daß ihr Grosmeiſter Vaſall des Königreichs Polen und zugleich Staroſt, mit Siz und Stimme auf dem Reichstage, ſein ſollte.

Nur dieſe Staroſten hatten damals Stimmen bei den Reichstagen; aber Kaſimir berief um das Jahr 1460. auch die Abgeordneten des Adels dazu, und dieſe haben das Recht beibehalten.

Die Edelleute bekamen damals noch ein andres Recht mit den Staroſten gemein; dieſes nemlich, daß ſie, um keines Verbrechens willen in Verhaft genommen werden können, bevor ſie nicht gerichtlich überführt ſind. Dies Recht war ſo gut, als völlige Strafloſigkeit. Auch hatten ſie Recht über Leben und Tod ihrer Bauern; konnten einen ſolchen Leibeignen ungeſtraft umbringen, wenn ſie nur ungefähr zehn Thaler auf das Grab legten; und wenn ein Polniſcher Edelmann einen Bauer getödtet hatte, der einem andern Edelmann angehörte, ſo verband ihn die Pflicht der Ehre, demſelben einen andern Bauer zu geben. Das demütigendſte für die menſchliche Natur hierbei iſt, daß dieſes Vorrecht noch heut zu Tage vorhanden iſt.

Sigismund, vom Geſchlecht der Jagellonen, der im Jahre 1548. ſtarb, lebte zu Karl's

des *V.* Zeiten, und ward für einen groſſen Fürſten gehalten. Zu ſeiner Zeit hatten die Polen viele Kriege mit den Ruſſen, und auch noch mit dem Teutſchen Orden, deſſen Grosmeiſter Albrecht von Brandenburg war. Aber die Polen kannten nichts als Krieg, ohne die Kunſt davon zu kennen, welche ſich im Südeuropa zu vervollkommnen anfing. Sie fochten ohne Ordnung, hatten keine Feſtung, und ihre Reiterei machte, wie noch heut zu Tage, ihre ganze Stärke aus.

Den Handel vernachläſſigten ſie. Nur erſt im dreizehnten Jahrhunderte hatte man die Krakauſchen Salzminen entdekt, welche einen von den Reichthümern des Landes ausmachen. Der Korn- und Salzhandel war Juden und Fremdlingen überlaſſen, welche ſich von dem ſtolzen Müſſiggange der Edelleute und von der Sklaverei des Volks bereicherten. Polen hatte ſchon über zweihundert Synagogen.

Von der einen Seite war die Regierungsverwaltung in gewiſſem Betracht ein Nachbild der alten Regierungsform der Franken, Ruſſen und Hunnen. Von der andern Seite glich ſie der Regierungsform der alten Römer, weil jeder Edelmann die Rechte der Volkstribunen hat,

nem-

nemlich daß er ſich, durch das einzige Wort *veto*, den Geſezen des Senats widerſezen kann. Dieſe allen Edelleuten zuſtehende Gewalt, die ſo weit geht, daß eine einzige Stimme alle Stimmen der ganzen Republik ungültig machen kann, iſt das Vorzugsrecht der Anarchie geworden. Der Tribun war eine obrigkeitliche Perſon für das Römiſche Volk, und der Edelmann iſt nur ein einzelnes Mitglied, ein Unterthan des Staats, und dieſes einzelne Glied hat das Recht, den ganzen Körper zu zerrütten. Dieſes Recht iſt aber der Eigenliebe ſo theuer und ehrwürdig, daß derjenige zuverläſſig in Stükken gehauen würde, der, auf einem Reichstage, die Abſchaffung dieſer Gewohnheit in Vorſchlag brächte.

Es gab keinen andern Titel in Polen, als den Titel eines Edelmanns, ſo wie in Schweden, in Dänemark, und im ganzen Norden. Die Herzogs- und Grafenwürden ſind neu, ſind Nachahmung Teutſcher Gebräuche, geben aber nicht die geringſte Gewalt; der ganze Adel iſt ſich gleich. Dieſe Staroſten, welche dem Volke ſeine Freiheit namen, waren blos damit beſchäftigt, die ihrige gegen ihren König zu vertheidigen. Obgleich die Jagellonen lange regiert hatten, ſo waren dieſe Fürſten doch nie unumſchränkte Her-

ten durch ihre Königswürde, oder Könige aus Geburtsrecht. Sie wurden immer zu Häuptern des Staats gewählt, aber nicht zu Herren deſſelben. Der Eid, den die Könige, bei ihrer Krönung ſchwuren, lautete ausdrüklich: ſie bäten die Nation, ſie vom Thron zu ſtoſſen, wenn ſie die beſchwornen Geſeze nicht hielten.

Es war keine leichte Sache, das Wahlrecht immer beizubehalten, und doch immer eben dieſelbe Familie auf dem Throne zu laſſen. Weil aber die Könige weder Feſtungen, noch auch das Recht hatten, über den öffentlichen Schaz und die Armen zu ſchalten, ſo ward die Freiheit niemals angetaſtet. Der Staat bewilligte dem Könige damals nur etwa zwölfmalhunderttauſend Livres jezigen Geldes jährlich, um ſeiner Würde gemäs zu leben. Der König von Schweden hat heut zu Tage nicht einmal ſo viel. Der Teutſche Kaiſer hat gar nichts, ſondern iſt, auf ſeine eigne Unkoſten, das Oberhaupt der Chriſtlichen Welt, *caput orbis chriſtiani;* unterdeſſen daß die Inſel Grosbritannien ihrem Könige ungefähr dreiundzwanzig Millionen Livres auf ſeine Civilliſte bezalt. Der Verkauf der Königswürde iſt in Polen der ergiebigſte Quell geworden, woraus das Geld flieſſt, das im Staate umläuft. Das Kopf-

geld der Juden, welches eine ſeiner ſtärkſten Einnamen ausmacht, ſteigt nicht über hundertundzwanzigtauſend Polniſche Gulden *).

Geſeze, in ihrer Sprache geſchrieben, haben ſie erſt im Jahre 1552. bekommen. Die unter ſich immer gleichen Edelleute regierten ſich nach ihren in ihren Verſammlungen genommnen Beſchlüſſen, welche noch heut zu Tage das eigentliche Geſez ſind, und der Ueberreſt der Nation erkundigt ſich nicht einmal darnach, was man beſchloſſen hat. Da dieſe Güterbeſizer alles in Händen haben, und die Bauern Sklaven ſind, ſo gehören auch die Kirchengüter einzig und allein dieſen Gutsbeſizern. In Teutſchland iſt es eben ſo; nur daß es in Polen ein ausdrükliches und allgemeines Geſez, in Teutſchland aber nur eine eingeſchlichne Gewohnheit iſt, die dem Chriſtenthum widerſpricht, dem Geiſt der Teutſchen Staatsverfaſſung aber angemeſſen iſt. Rom hat, bei ſeinen verſchiednen Regierungsverfaſſungen,

*) Alles dies war um das Jahr 1760 geſchrieben worden, und oft verändert ſich die Verfaſſung eines Staats während daß man davon ſpricht.

A. d. Verf.

von ſeinen Königen und Konſuln an, bis auf die neuſten Zeiten der Hohenprieſterlichen Monarchie, immer den Vorzug gehabt, daß der Weg zu Ehrenſtellen dem bloſſen Verdienſte zu allen Zeiten offen geſtanden hat.

Von Schweden und Dänemark.

Die Königreiche Schweden, Dänemark und Norwegen, waren ungefähr eben ſolche Wahlreiche, als Polen. In Dänemark wären die Landbauer Sklaven; in Schweden aber hatten ſie Siz auf den Reichstagen des Staats, und gaben ihre Stimme zur Einrichtung der Auflagen. Nie verfolgten benachbarte Völker einander mit einem heftigern Groll, als die Schweden und die Dänen. Indeſſen hatten dieſe wetteifernde Nationen, vermöge der Kalmarſchen Union, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nur Einen Staatskörper ausgemacht.

Ein König von Schweden, Namens Albert, wollte ein Drittheil der Meiereien des Königreichs für ſich nemen; aber ſeine Unterthanen machten einen Aufſtand. Margarethe Waldemar, Waldemar'e des III. Tochter, dieſe Nordiſche Semiramis, benuzte dieſe Unruhen, und lies ſich im Jahre 1395. als

Königin von Schweden, Dänemark und Norwegen, anerkennen. Zwei Jahre nachher vereinigte ſie dieſe Königreiche, welche auf immer von Einem Beherrſcher regiert werden ſollten.

Wenn man ſich erinnert, daß ehmals gemeine Däniſche Seeräuber ihre ſiegreiche Waffen faſt über ganz Europa erſtrekt, und England und die Normandie erobert hatten, und hernach gewahr wird, daß das vereinigte Schweden, Norwegen und Dänemark, ſeinen Nachbaren eben nicht fürchterlich iſt, ſo ſieht man augenſcheinlich, daß man nur bei ſchlecht regierten Völkern Eroberungen machen kann. Die bloſſen Hanſeſtädte Hamburg, Lübek, Danzig, Roſtok, Lüneburg, Wismar, konnten dieſen drei Reichen widerſtehn, weil ſie reicher waren. Die einzige Stadt Lübek bekriegte ſogar die Nachfolger der Margarethe Waldemar. Dieſe, beim erſten Anblik ſo vortheilhaft ſcheinende, Vereinigung dreier Königreiche, war der Quell ihres Unglüks.

Es war in Schweden ein Primas des Reichs, welcher Erzbiſchof von Upſal war, und ſechs Biſchöſe, welche ungefähr eben die Macht hatten, die den mehrſten Geiſtlichen in Teutſchland, und anderswo, beigelegt war. Der Erzbiſchof von

Upſal beſonders war, wie der Primas von Polen, die zweite Perſon des Königreichs. Wer aber einmal die zweite iſt, will auch immer gern die Erſte ſein.

Im Jahre 1452. wurden die Schwediſchen Stände des Däniſchen Joches müde, und erwälten, unter einmütiger Einſtimmung, zu ihrem Könige den groſſen Marſchall Karl Knudſon, aus einem Hauſe, welches noch vorhanden iſt.

Des Joches der Biſchöfe nicht minder überdrüſſig, verordneten ſie eine Unterſuchung der Güter, welche die Kirche, unter Begünſtigung dieſer Unruhen an ſich geriſſen hatte. Der Erzbiſchof von Upſal, Namens Johann von Salſtad, that unter dem Beiſtande der ſechs Biſchöfe von Schweden und der Geiſtlichkeit, den König und den Senat, in einer feierlichen Meſſe in den Bann, legte ſeinen prieſterlichen Ornat auf den Altar, nam Küras und Degen, und ging zur Kirche hinaus, um einen Bürgerkrieg anzufangen. Die Biſchöfe ſezten denſelben ſieben Jahre lang fort. Von nun an ſah man nichts als blutige Anarchie, und beſtändigen Krieg, zwiſchen den Schweden, welche einen unabhängigen König verlangten, und den Dänen, welche faſt immer die Oberhand hatten. Exkommunici-

ren, Fechten und Plündern, waren die Beſchäf⸗tigungen der Geiſtlichkeit, welche bald für, und bald wider, das Vaterland die Waffen führte. Es wäre für Schweden beſſer geweſen, Heidniſch zu bleiben, als um ſolchen Preis Chriſtlich zu ſein.

Als endlich die Dänen, unter ihrem Könige Johann, Chriſtiern's des I. Sohn, die Oberhand behielten, und die Schweden ſich un⸗terworfen, hernach aber empört hatten, lies dieſer König Johann, aus ſeinem Staatsrat in Dänemark, ein Dekret gegen den Schwedi⸗ 1505.
ſchen Senat ergehen, wodurch alle Schwediſche Senatoren verurtheilt wurden, ihren Adel und ihre Güter zu verlieren. Das ſonderbarſte da⸗bei iſt, daß er dieſes Dekret vom Kaiſer Maxi⸗milian beſtätigen lies, und daß dieſer Kaiſer den Schwediſchen Ständen ſchrieb: ſie ſollten gehorchen, ſonſt würd' er gegen ſie nach Reichsgeſezen, verfahren. Ich weis nicht, wie der Abbé de Vertot, in ſeinen *Révolutions de Suède*, eine ſo wichtige Begeben⸗heit vergeſſen konnte, welche Puffendorf ſorgfältig aufbewahrt hat.

Dieſes beweiſt, daß die Teutſchen Kaiſer, ſo wie die Päbſte, ſich immer eine allgemeine Ge⸗

richtsbarkeit anmaaſſten. Es beweiſt ferner, daß der Däniſche König dem Kaiſer Maximilian ſchmeicheln wollte, dem er auch wirklich ſeine Enkelin, für ſeinen Sohn Chriſtiern den II., abgewann. So entſpinnen ſich Rechte und Anſprüche. Maximilian's Kanzlei ſchrieb an die Schweden, wie Karl's des Groſſen Kanzlei etwan an das Volk in Benevento, oder in Guienne, geſchrieben haben würde. Aber man hätte auch Karl's des Groſſen Armeen und Gewalt haben müſſen.

Dieſer Chriſtiern der *II.* nam, nach ſeines Vaters Tode, andre Maasregeln. Anſtatt ein Schreiben von der Kaiſerlichen Kammer zu fordern, lies er ſich von dem Könige Franz dem *I.* von Frankreich dreitauſend Mann geben. Bis dahin hatten ſich die Franzoſen noch niemals in die Nordiſchen Streitigkeiten gemiſcht. Es iſt wahrſcheinlich, daß Franz der *I.* ſich an Dänemark einen Anhänger machen wollte, weil er nach der Kaiſerkrone ſtrebte. Die Franzöſiſchen Truppen fochten in Schweden unter Chriſtiern, wurden aber übel dafür belohnt, wurden ohne Sold verabſchiedet, und auf ihrer Rükkehr von den Bauern verfolgt, ſo daß nicht dreihundert Mann davon nach Frankreich zurükkamen.

welches bei den Franzoſen die gewöhnliche Folge aller Kriegszüge iſt, die zu weit von ihrem Vaterlande unternommen werden.

Wir werden in dem Kapitel vom Lutherthum ſehn, was Chriſtiern für ein Tyrann war. Eins ſeiner Verbrechen war die Quelle ſeiner Züchtigung, wobei er drei Kronen einbüſſte. Er hatte eben mit einem, von den Schwediſchen Ständen erwählten, Reichsverweſer, Namens Steen Sture, einen Vergleich gemacht. Chriſtiern ſchien nicht ſowohl dieſen Adminiſtrator, als vielmehr den jungen Guſtav Waſa, einen Neffen des Königs Knudſon, oder Kanutſon, einen Prinzen von ſehr unternemendem Mute, den Helden und den Abgott des Schwediſchen Volks, zu fürchten. Er ſtellte ſich, als wollt' er mit dem Adminiſtrator in Stokholm eine Konferenz halten, und verlangte, daß man ihm den jungen Guſtav, nebſt ſechs andern Geiſſeln, auf ſeine bei der Stadt liegende Flotte bringen ſollte.

Kaum waren ſie am Bord ſeines Schiffes, als er ſie in Ketten ſchlagen lies, und mit ſeinem Raube nach Dänemark ſegelte. Nun rüſtete er 1518.
ſich zu einem offenbaren Kriege. Rom miſchte ſich auch in dieſen Krieg. Wir werden gleich ſehn,

wie dieſes geſchahe, und wie Rom betrogen ward.

Der Erzbiſchof Troll von Upſal, deſſen Grauſamkeiten ich erzälen werde, wenn ich vom Lutherthum handle, war von der Kleriſei gewählt, von Leo dem X. beſtätigt, mit Chriſtiern durch Intereſſe verbunden, im Jahre 1517. aber von den Schwediſchen Ständen abgeſezt, und zur Pönitenz in einem Kloſter verurtheilt. Die Stände wurden, wie gewöhnlich, von dem Pabſt in den Bann gethan. Dieſer Bann, der an ſich ſelber gar nichts zu bedeuten hatte, ward durch Chriſtiern's Waffen wichtig.

Damals war ein Päbſtlicher Legat, Namens Arcemboldi, in Dänemark, welcher in den drei Königreichen Ablas verkauft hatte. Seine Geſchiklichkeit, und der Blödſinn der Völker, war ſo gros geweſen, daß er aus dieſen ärmſten Ländern Europen's beinahe zwei Millionen Gulden gezogen hatte. Dieſe wollt' er eben nach Rom ſchikken; aber Chriſtiern nam ſie, um, wie er ſagte, die Exkommunicirten zu bekriegen. Sein Krieg war glüklich. Er ward zum König anerkannt, und der Erzbiſchof Troll wieder eingeſezt.

Nach dieſer Wiederherſtellung gaben der Kö-nig und ſein Primas das ſchändliche Gaſtmal in Stokholm, bei welchem ſie den ganzen Senat und ſo viele Bürger ermorden lieſſen. Unterdeſ-ſen war Guſtav aus ſeinem Gefängnis ent-wiſcht, und wieder nach Schweden gegangen. Er muſſte ſich einige Zeit, in Bauerkleidern, in den Dalekarliſchen Gebirgen verſtekt halten. Er arbeitete ſogar in den Bergwerken, entweder um ſich zu ernähren, oder um ſich deſto beſſer zu ver-bergen. Endlich aber gab er ſich dieſen wilden Leuten zu erkennen, welche die Tyrannei um ſo mehr verabſcheuten, als ſie, in ihrer bäuriſchen Einfalt, nichts von Staatsklugheit wuſſten. Sie folgten ihm, und Guſtav Waſa ſah ſich bald an der Spize einer Armee. Von dem Gebrauch des Feuergewehrs verſtanden dieſe rohe Menſchen noch nichts, und die übrigen Schweden nur we-nig. Dies hatte den Dänen immer das Ueber-gewicht gegeben. Aber Guſtav hatte, auf ſei-nen Kredit, in Lübek Musketen einkaufen laſſen, und focht alſo bald mit gleichen Waffen.

Lübek lieferte nicht allein Waffen, ſondern es ſchikte auch Truppen, ohne welche Guſtav ſchwerlich ſeinen Endzwek erreicht hätte. Es war eine bloſſe Handelsſtadt, von welcher Schwedens

Schikſal abhing. Chriſtiern war damals in Dänemark. Der Erzbiſchof von Upſal trug alſo die ganze Laſt des Krieges gegen den Befreier des Vaterlandes. Zulezt, was eben nicht immer zu geſchehn pflegt, behielt die gerechteſte Partei die Oberhand. Guſtav ſchlug, nach einigen Widerwärtigkeiten, die Hauptleute des Tyrannen, und ward Herr von einem Theile des Landes.

Der wütende Chriſtiern, der ſeit geraumer Zeit Guſtav's Mutter und Schweſter zu Kopenhagen in ſeiner Gewalt hatte, begieng eine That, welche, nach allem, was wir ſchon von ihm geſehn haben, noch immer von einer unglaublichen Grauſamkeit zu zeugen ſcheint. Er lies
1521, nemlich dieſe Prinzeſſinnen, wie man ſagt, in einen Sak ſtekken, und in's Meer werfen. Einige Schriftſteller behaupten, daß man ſie nur mit dieſer Strafe bedrohte.

Dieſer Tyrann wuſſte ſich alſo beſſer zu rächen, als zu ſchlagen. Er ermordete Weiber, wagte es aber nicht, nach Schweden zu gehn, und dem Guſtav die Spize zu bieten. Nicht minder grauſam gegen die Dänen, als gegen ſeine Feinde, ward er dem Volke zu Kopenhagen bald eben ſo verhaſſt, als den Schweden.

Die Dänen waren damals im Beſiz, ihre Könige zu wählen, mithin auch befugt, einen Tyrannen zu ſtrafen. Die erſten, welche ſich ſeiner Herrſchaft entzogen, waren die Jütländer die Einwohner des Herzogthums Schleswig, und und des Theils von Holſtein, welcher dem Chriſtiern gehörte. Sein Oheim Friedrich, Herzog von Holſtein, machte ſich den gerechten Aufſtand der Völker zu Nuze. Das Recht ward von der Gewalt unterſtüzt. Alle Einwohner der Gegenden, woraus ehmals der Cimbriſche Cherſones beſtand, lieſſen dem Tyrannen die gerichtliche Akte ſeiner Abſezung, durch die erſte obrigkeitliche Perſon von Jütland, einhändigen.

Dieſes unerſchrokkene Haupt der Juſtiz hatte das Herz, dem Chriſtiern ſein Urtheil ſelbſt nach Kopenhagen zu bringen. Der Tyrann, welcher das ganze übrige Land wanken ſah, von ſeinen eignen Bedienten gehaſſt ward, und niemanden trauen konnte, empfing in ſeinem Pallaſt, wie ein armer Sünder, ſein Urtheil, welches ihm ein einzelner unbewafneter Mann bekannt machte. Man mus der Nachwelt den Namen dieſes Juſtizbedienten aufbewahren. Er hies Mons. Mein Name, ſagte er, ſollte bei allen ſchlechten Fürſten über die

Thür geſchrieben werden. Dänemark war mit dem Urtheil zufrieden. Es iſt kein Beiſpiel von einer ſo gerechten, ſo raſchen und ſo ruhigen, Empörung vorhanden. Der König ſezte ſich ſelbſt durch ſeine Flucht ab, und flüchtete nach Flandern, in die Staaten ſeines Schwagers, Karl's des *V.*, den er lange um Beiſtand bat.

Sein Oheim Friedrich ward in Kopenhagen zum Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden erwählt; von der Schwediſchen Krone aber hatte er nur den Titel. Guſtav Waſa, der zu gleicher Zeit Stokholm eingenommen hatte, ward von den Schweden zum König erwählt, und wuſſte das Reich, das er befreit hatte, auch zu vertheidigen. Chriſtiern machte nach einigen Jahren, mit ſeinem Erzbiſchof Troll, der unſtät und flüchtig war, wie er, einen Verſuch, einige ſeiner Staaten wiederzubekommen. Er verlies ſich auf die Hülfsquelle, die man immer in den über eine neue Regierung Misvergnügten findet. Es gab dergleichen in Dänemark und in Schweden. Mit dieſen ging er nach Norwegen. Der König Guſtav hatte die Religion der Schweden verändert. Der König Friedrich erlaubte den Dänen, auch die ihrige

zu ändern. Chriſtiern gab ſich für einen guten Katholiken aus; weil er aber dadurch weder ein beſſrer Fürſt, noch ein beſſrer General ward, noch ſich auch mehr Liebe erwarb, ſo war ſeine Bemühung fruchtlos.

Er ward bald von allen verlaſſen, muſſte ſich im Jahre 1532. nach Dänemark bringen laſſen, und ſtarb im Gefängnis. Sein Schwager, Kaiſer Karl der *V.*, der Europa erſchütterte, war nicht mächtig genug, ihm beizuſtehn. Der Erzbiſchof Troll, deſſen unruhiger Ehrgeiz die Stadt Lübek gegen Dänemark aufgehezt hatte, ſtarb an ſeinen Wunden, rühmlicher als Chriſtiern. Beide hätten wohl verdient, eines tragiſchern Todes zu ſterben.

Guſtav, der Befreier ſeines Landes, genos ſeines Ruhms in ziemlicher Ruhe. Er zeigte zuerſt den auswärtigen Nationen, von welchem Gewicht Schweden, in den Angelegenheiten von Europa ſein konnte, zu einer Zeit, wo die Europäiſche Politik eine neue Geſtalt gewann, und wo man anfing, auf die Einführung des Gleichgewichts der Mächte zu denken.

Franz der *I.* machte ein Bündnis mit ihm, und ob Guſtav gleich Lutheriſch war, ſchikte er ihm doch ſeinen Orden, wider die Statuten

deſſelben. Guſtav ſtudirte, ſo lange er lebte, die Kunſt, ſein Land zu regieren, und in Ordnung zu bringen. Er hatte ſeine ganze Klugheit nötig, um zu verhindern, daß die von ihm abgeſchafte Religion ihm keine Unruhen veranlaſſten. Die Dalekarlier, welche die erſten geweſen waren, die ihm zur Beſteigung des Throns geholfen hatten, waren die erſten, die ihm Unruhen machten. Aus bäuriſcher Wildheit hingen ſie feſt an ihren alten Kirchengebräuchen. Sie waren Katholiken, ſo wie ſie Barbaren waren, nemlich blos durch Geburt und Erziehung. Man kann dieſes aus einer Bittſchrift abnemen, die ſie ihm überreichten, und worin ſie baten, der König möchte keine Kleider nach Franzöſiſchem Schnitt tragen, und alle Bürger verbrennen laſſen, die des Freitags Fleiſch äſſen. Dies war beinahe das Einzige, woran ſie die Katholiken von den Lutheranern unterſchieden.

Der König unterdrükte alle dieſe Bewegungen, und führte, mit vieler Geſchiklichkeit, ſeine Religion ein, indem er die Biſchöfe beibehielt, aber ihre Einkünfte und ihre Macht verringerte. Die alten Geſeze des Staats blieben in Anſehn. Seinen Sohn Friedrich lies er, im Jahre 1544. von den Ständen zu ſeinem Nachfolger ernennen,

und wirkte ſogar aus, daß die Krone in ſeiner Familie bleiben ſollte, unter dem Beding, daß, wenn ſein Stamm ausſtürbe, die Stände wieder in ihr Wahlrecht einträten. Bliebe nur eine Prinzeſſin am Leben, ſo ſollte dieſelbe eine Ausſteuer bekommen, ohne Anſpruch auf die Krone zu machen.

So waren die Nordiſchen Angelegenheiten, zu Karl's des *V.* Zeiten beſchaffen. Die Sitten aller dieſer Völker waren einfach, aber rauh; man war nur deſto laſterhafter, je unwiſſender man war. Die Titel von Grafen, Marquis, Baronen und Rittern, und die mehrſten Abzeichen der Eitelkeit, waren nicht bis zu den Schweden gedrungen, und nur wenige bis zu den Dänen; aber dafür wuſſte man auch daſelbſt nichts von nüzlichen Erfindungen. Sie hatten weder regelmäſſig eingerichteten Handel, noch Manufakturen. Guſtav Waſa war's, der dadurch, daß er die Schweden aus der Finſternis hervorzog, durch ſein Beiſpiel auch die Dänen aufmunterte.

Von Ungarn.

Ungarn ward gänzlich ſo regiert, wie Polen; es wählte ſeine Könige auf den Reichstagen. Der

Palatin von Ungarn hatte eben ſo viel Gewalt, als der Primas von Polen, und war überdies noch Schiedsrichter zwiſchen dem Könige und der Nation. Eben ſolche Gewalt, oder Rechte, hatte ſonſt der Palatin des Teutſchen Reichs, der *Major Domus* in Frankreich, und der Oberrichter (*Juſticia*) von Arragonien, gehabt. Man ſieht, daß in allen Monarchieen die Gewalt der Könige anfänglich ein Gegengewicht gehabt hat. Man wollte Monarchen haben, aber niemals Deſpoten.

Die Edelleute hatten eben die Vorrechte, wie in Polen, daß ſie nemlich nicht geſtraft werden konnten. Sie konnten über ihre Leibeigne, nach Gefallen ſchalten, und das Volk war Sklave. Die Macht des Staats beruhte auf der Reiterei, welche aus den Edelleuten und ihrem Gefolge beſtand. Die Infanterie war ein ohne Ordnung zuſammengerafter Haufe von Bauern, welche nach geendigter Saatzeit anfingen zu fechten, und gegen die Aerntezeit wieder heimgingen.

Man wird ſich erinnern, daß Ungarn, um das Jahr 1000. zum Chriſtlichen Glauben überging. Stephan, das Oberhaupt der Ungarn, wollte gern König ſein, und bediente ſich der Gewalt und der Religion. Der Pabſt Sylveſter der II. gab ihm den Königstitel und noch

dazu den Titel eines Apoſtoliſchen Königs. Andre behaupten, daß es Johann der XVIII., oder der XIX., war, der dem Stephan, im Jahre 1003., oder 1004., dieſe doppelte Ehre erzeigte. Bei dergleichen Unterſuchungen mag ich mich nicht aufhalten. Ich begnüge mich mit der Anmerkung, daß die Päbſte eben deshalb, weil ſie dieſen Titel, mittelſt einer Bulle, ertheilt hatten, auf einen Tribut vom Lande Ungarn Anſpruch machten, und die Könige von Ungarn, kraft des Worts Apoſtoliſch, das Recht haben wollten, alle Pfründen im Königreiche zu vergeben.

Man ſieht, daß es Vorurtheile giebt, nach welchen ſich Könige, und ganze Nationen, richten. Das Oberhaupt einer kriegriſchen Nation hatte es nicht gewagt, den Königstitel, ohne Erlaubnis des Pabſtes, anzunemen. Dieſes Königreich, und das Polniſche, wurden nach dem Muſter des Teutſchen Reichs regiert. Indeſſen wagten es die Könige von Polen und Ungarn, welche doch endlich Grafen machten, niemals, Herzoge zu machen. Weit entfernt, den Titel Majeſtät anzunemen, nannte man ſie damals Ew. Excellenz.

Die Kaiſer ſahn Ungarn ſogar für ein Reichs-lehn an. In der That hatte Konrad der Salier Huldigung und Tribut vom Könige Peter empfangen; die Päbſte behaupteten hingegen, daß ſie dieſe Krone vergeben müſſten, weil ſie zuerſt dem Oberhaupte der Ungariſchen Nation den Königstitel beigelegt hätten.

Wir müſſen hier einen Augenblik in die Zeiten zurükgehn, wo das Haus Frankreich, welches Portugal, England und Neapel mit Königen beſezt hat, ſeine Zweige auch auf dem Ungariſchen Throne ſah.

Als der Thron, um das Jahr 1290. erledigt war, belehnte der Kaiſer Rudolph von Habsburg ſeinen Sohn Albrecht von Oeſtreich damit, als wenn er ein gemeines Lehn weggegeben hätte. Der Pabſt Nikolas der IV. ſeinerſeits vergab das Königreich, wie eine geiſtliche Pfründe, an den Enkel des berühmten Karl's von Anjou, Bruders Ludwig's des Heiligen, Königs von Neapel und Sicilien. Dieſer Neffe Ludwig's des Heiligen hies Karl Martel, und machte Anſpruch auf das Königreich, weil ſeine Mutter Marie von Ungarn eine Schweſter des zulezt verſtorbnen Königs von Ungarn war. Bei einem freien Volke giebt die Ver-

wandſchaft mit ſeinen Königen kein Recht zur Krone. Ungarn nam weder den, den der Kaiſer ernannt, noch den, den der Pabſt eingeſezt hatte, zu ſeinem Herrn an, ſondern wählte den Andreas, mit dem Beinamen der Venediger, weil er ſich in Venedig verheuratet hatte, einen Prinzen, der übrigens aus Königlichem Geblüte war. Es gab Exkommunikationen und Kriege; nach ſeinem, und ſeines Mitwerbers Karl Martel's, Tode aber wurden die Dekrete des Römiſchen Tribunals vollzogen.

Bonifaz der VIII. genos, im Jahre 1303., vier Monate vorher, ehe er aus Gram, wie man ſagt, über die vom Könige von Frankreich empfangne Beleidigung ſtarb, die Ehre, die Klage des Hauſes Anjou, wie wir ſchon geſagt haben, vor ſeinem Richterſtuhl verhandeln zu ſehn. Die Königin Marie von Neapel redete ſelbſt vor dem Konſiſtorium, und Bonifaz gab Ungarn dem Prinzen Carobert, einem Sohne Karl Martel's, und Enkel dieſer Marie.

Dieſer Carobert war alſo wirklich König 1308. von des Pabſtes Gnaden, den er durch ſeine Partei und durch ſeinen Degen unterſtüzte. Ungarn ward unter ihm mächtiger, als die Kai

ſer, die es als ihr Lehn betrachteten. Carobert vereinigte Dalmatien, Kroatien, Servien, Siebenbürgen und die Wallachei, welche Provinzen alle mit der Zeit von dem Königreiche wieder abgeriſſen wurden.

Carobert's Sohn Ludwig, ein Bruder jenes Andreas von Ungarn, welchen die Königin Johanne, ſeine Gemalin, erdroſſeln lies, vergröſſerte noch die Macht der Ungarn. Er ging nach Neapel, um ſeines Bruders Mord zu rächen. Er half Karlo'n von Durazzo, Johanne'n vom Thron ſtoſſen, ohne ihm bei der Grauſamkeit zu helfen, womit er dieſe Königin um's Leben brachte. Als er nach Ungarn zurükgekommen war, erwarb er ſich daſelbſt wahren Ruhm; denn er war gerecht; machte weiſe Geſeze; ſchafte die Unſchuldsproben mit glühendem Eiſen und ſiedendem Waſſer ab, die deſto mehr in Anſehn ſtanden, je ungeſchliffner die Völker waren.

Man wird immer wahrnemen, daß es ſelten einen groſſen Mann giebt, der nicht die Wiſſenſchaften lieben ſollte. Dieſer Fürſt trieb die Meskunſt und die Sternkunde, und beſchüzte die andern Künſte. Dieſem damals ſo ſeltnen philoſophiſchen Geiſt mus man die Abſchaffung der

abergläubiſchen Unſchuldsbeweiſe zuſchreiben. Ein König, der geſunde Venunft kannte, war in jenen Gegenden ein Wunder. Seine Herzhaftigkeit glich ſeinen übrigen Eigenſchaften. Er ward von ſeinen Völkern geliebt, und von Ausländern bewundert. Im Jahre 1370., gegen das Ende ſeines Lebens, erwählten ihn die Polen zu ihrem Könige. Er regierte glüklich, vierzig Jahre in Ungarn, und zwölf Jahre in Polen. Die Völker gaben ihm den verdienten Namen der Groſſe. Indeſſen iſt er in Europa faſt gänzlich unbekannt. Er hatte nicht über Menſchen geherrſcht, welche ſeinen Ruhm unter den Nationen auszubreiten wuſſten. Wem iſt es wohl bekannt, daß im vierzehnten Jahrhunderte, in der Gegend des Gebirges Krapak ein Ludwig der Groſſe lebte?

Er ward ſo geliebt, daß die Stände, im Jahre 1382., ſeine noch nicht mannbare Tochter erwählten, und ihr den Namen König Marie beilegten, ein Titel, den ſie zu unſern Tagen, für die Tochter des lezten Kaiſers aus dem Oeſtreichiſchen Hauſe, wieder erneuert haben.

Alles beweiſt uns, daß, wenn man ſich in Erbkönigreichen über Misbrauch des Deſpotismus beſchweren kann, die Wahlreiche noch gröſſern Stürmen ausgeſezt ſind, und daß die Frei-

heit ſelbſt, dieſes ſo natürliche und ſo koſtbare Vorrecht, zuweilen groſſes Unheil angerichtet hat. Die junge Maria Rex ward, ſo wie der Staat, durch ihre Mutter Eliſabet von Boſnien, regiert. Die Groſſen waren unzufrieden mit Eliſabet, und bedienten ſich ihres Rechts, die Krone auf ein andres Haupt zu ſezen. Sie wählten Karlo'n von Durazzo, mit dem Zunamen der Kleine, der in grader Linie von dem in beiden Sicilien regierenden Bruder Ludwig's des Heiligen abſtammte. Er kommt von Neapel nach Ofen, wird, im Jahre 1386., feierlich gekrönt, und von Eliſabet ſelbſt als König anerkannt.

Nun folgt eine von den ſeltſamen Begebenheiten, über welche die Geſeze ſtumm ſind, und bei welchen man im Zweifel bleibt, ob es nicht ein Verbrechen iſt, das Verbrechen ſelbſt zu beſtrafen.

Eliſabet und ihre Tochter Marie, nachdem ſie mit demjenigen, der ihre Krone beſas, ſo viel als möglich im guten Vernemen geſtanden hatten, bitten ihn zu ſich, und laſſen ihn, vor ihren Augen meuchelmorden. Sie bewogen das Volk zum Aufſtand zu ihrem Beſten, und die

junge, immer von ihrer Mutter geleitete, Marie nimmt die Krone wieder.

Einige Zeit nachher reiſen Eliſabet und Marie nach Niederungarn, und betreten unvorſichtigerweiſe das Gebiet eines Grafen von Hornak, Bannus von Kroatien. Dieſer Bannus war das, was man in Ungarn Obergeſpann nennt, war Oberfeldherr und Oberrichter. Er war ein Anhänger des gemeuchelmordeten Königs. War es ihm erlaubt, oder nicht, den Tod ſeines Königs zu rächen? Er beratſchlagte nicht lange, und ſchien, in der Grauſamkeit ſeiner Rache, blos der Gerechtigkeit Gehör zu geben. Er macht den beiden Königinnen den Prozes, läſſt die Eliſabet erſäufen, und behält Marie'n, als die kleinſte Verbrecherin, im Gefängnis. 1386.

Zu eben derſelben Zeit kommt Sigismund, der nachher Kaiſer ward, nach Ungarn, um Marie'n zu heuraten. Der Bannus von Kroatien hielt ſich für mächtig genug, und war ſo dreiſt, ihm ſelbſt die Königin zuzuführen, deren Mutter er erſäuft hatte. Er glaubte vermutlich, blos der ſtrengen Gerechtigkeit ein Gnüge gethan zu haben. Aber Sigismund lies ihn mit Zangen zwikken, und unter Martern hin-

richten. Sein Tod brachte den Ungariſchen Adel zum Aufſtand, und dieſe Regierung war nichts, als eine Kette von Unruhen und Faktionen.

Man kann viele Staaten beherrſchen, und doch kein mächtiger Fürſt ſein. Dieſer Sigismund war zu gleicher Zeit Kaiſer, König von Böhmen, und König von Ungarn. Aber in Ungarn ward er von den Türken geſchlagen, und einmal von ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen in's Gefängnis geſezt. In Böhmen lag er faſt immer gegen die Huſſiten zu Felde, und in Teutſchland fand ſein Anſehn faſt immer ein Gegengewicht an den Privilegien der Fürſten und der Städte.

Im Jahre 1438. war Sigismund's Eidam, Albrecht von Oeſtreich, der erſte Prinz aus dem Hauſe Oeſtreich, der Ungarn beherrſchte.

Er war, wie Sigismund, Kaiſer und König von Böhmen, regierte aber nur drei Jahre. Dieſe ſo kurze Regierung war die Quelle innerlicher Zwiſtigkeiten, welche, nebſt den Einfällen der Türken, Ungarn entvölkerten, und es zu einem von den unglüklichen Ländern des Erdbodens machten.

Die immer freien Ungarn wollten ein von Albrecht von Oeſtreich hinterlaſſnes Kind nicht

zu ihrem Könige haben, ſondern wählten den König Uladislaus, oder Ladislaus, von Polen, der, wie wir geſehn haben, im Jahre 1444., die Schlacht bei Varna, und das Leben, verlor.

Friedrich der *III.* von Oeſtrich, der, im Jahre 1440., Teutſcher Kaiſer war, nannte ſich König von Ungarn, war es aber niemals. Er behielt den Sohn Albrecht's von Oeſtreich in Wien, den ich, zum Unterſchied von ſo vielen andern, Ladislaus Albrecht nennen werde, unterdeſſen daß der berühmte Johann Huniad in Ungarn dem Ueberwinder ſo mancher Länder, Muhammed dem II. die Spize bot. Dieſer Johann Huniad war nicht König, aber der geliebte Heerführer einer freien und kriegriſchen Nation, und kein König war ſo unumſchränkt, als er.

Nach ſeinem Tode kam die Ungariſche Krone an das Haus Oeſtreich. Dieſer Ladislaus Albrecht ward erwählt. Er lies einen von den Söhnen Johann Huniad's, dieſes Rächers des Vaterlandes, durch den Henker hinrichten. Aber bei freien Völkern bleibt Tyrannei nicht ungeſtraft. Ladislaus Albrecht von Oeſtreich ward von dem Thron geſtoſſen, den er mit ſo ſchönem

Blute beflekt hatte, und muſſte ſeine Grauſamkeit durch Verbannung büſſen.

Es blieb noch ein Sohn dieſes groſſen Huniad's übrig, nemlich Matthias Korvin, den die Ungarn nur für ſchweres Geld aus den Händen des Hauſes Oeſtreich erkaufen konnten. Er kriegte mit dem Kaiſer Friedrich dem III., dem er Oeſtreich wegnam, und mit den Türken, die er aus Oberungarn verjagte.

Nach ſeinem, im Jahre 1490. erfolgten, Tode wollte das Haus Oeſtreich immer Ungarn zu ſeinen übrigen Ländern hinzuthun. Der Kaiſer Maximilian, als er wieder nach Wien gekommen war, konnte dieſes Königreich nicht erlangen. Es ward einem Könige von Böhmen gegeben, der auch Ladislaus hies, und den ich Ladislaus von Böhmen nennen werde.

Die Ungarn, die ſich ſolchergeſtalt ihre Könige wählten, ſchränkten immer die Gewalt derſelben ein, nach dem Beiſpiele der Polniſchen Edelleute, und der Kurfürſten des Teutſchen Reichs. Aber man mus geſtehn, daß die Ungariſchen Edelleute kleine Tyrannen waren, ſelbſt aber nicht tyranniſirt ſein wollten. Ihre Freiheit war eine verderbliche Unabhängigkeit, und ſie den Ueberreſt der Nation in einer ſo elenden

Sklaverei, daß alle Bewohner des platten Landes ſich gegen ſo harte Herren empörten. Dieſer Bürgerkrieg, der vier Jahre dauerte, entkräftete auch dieſes unglükliche Königreich. Der Adel, der beſſer bewafnet war, als das Volk, und alles Geld in Händen hatte, behielt endlich die Oberhand, und der Krieg endigte ſich damit, daß die Ketten des Volkes doppelt ſchwerer wurden, welches noch jezt wirklich des Adels Sklave iſt.

Ein ſo lange Zeit verheertes Land, in welchem nur ein ſklaviſches und misvergnügtes Volk unter ſolchen Herren übrig blieb, die faſt immer uneinig waren, konnte den Waffen der Türkiſchen Sultane durch ſich ſelbſt nicht mehr widerſtehn. Daher kam es auch, als der junge Ludwig der II., ein Sohn Ladislaus von Böhmen, und Schwager Kaiſers Karl's des *V.*, ſich Soliman's Bemühungen entgegenſezen wollte, daß ganz Ungarn, in dieſer äuſſerſten Not, nicht im Stande war, ihm eine Armee von dreiſſigtauſend Mann zu ſtellen. Ein Franziskanermönch, Namens Tomoré, der dieſe Armee kommandirte, in welcher ſich fünf Biſchöfe befanden, verhies dem Könige Ludwig den Sieg. Die Armee ward, im Jahre 1526., in der berühmten Schlacht bei Mohaz, aufge-

rieben. Der König blieb auf dem Wahlplaz, und Soliman durchſtreifte, als Sieger, das ganze unglükliche Königreich, aus welchem er über zweimalhunderttauſen Menſchen in die Gefangenſchaft ſchleppte.

Vergebens hatte die Natur dieſes Land mit Goldminen, und mit den beſſern Schäzen Korn und Wein, geſegnet; vergebens den Einwöhnern Leibesſtärke, Schönheit, und Scharfſinn gegeben: man ſahe faſt nichts, als eine weite Wüſtenei, verheerte Städte, Felder, wovon man einen Theil, mit den Waffen in der Hand, bearbeitete, in die Erde gegrabne Dörfer, oder vielmehr Hölen, wo die Bewohner ſich mit ihrem Getraide und Vieh begruben, und etwa hundert feſte Schlöſſer, deren Beſizer mit den Türken, und mit den Teutſchen, um die Unabhängigkeit kämpften.

Es waren noch mehr ſchöne Länder in Europa verheert, unbebaut, und unbewohnt, nemlich das halbe Dalmatien, das nördliche Polen, die Ufer des Donfluſſes, und die fruchtbaren Gegenden der Ukräne, unterdeſſen daß man in einer neuen Welt, und an den äuſſerſten Enden der alten, neue Länder ſuchte.

Von Schottland.

In dieſem Gemälde von den politiſchen Regierungen in Norden, mus ich nicht vergeſſen, Schottland anzuführen, wovon ich wieder ſprechen werde, wenn ich an den Artikel von der Religion komme.

Schottland gehörte ſchon etwas mehr, als die übrigen Länder, in das Staatsſyſtem von Europa, weil dieſe Nation, aus Has gegen die Engländer, die ſie beherrſchen wollten, ſeit langer Zeit mit Frankreich verbündet war. Es fiel den Königen von Frankreich gar nicht ſchwer, die Schottländer in die Waffen zu bringen. So findet man, daß Franz der *I.* nur dreiſſigtauſend Thaler, (ungefähr hundertunddreiſſigtauſend Livres heutigen Geldes,) an die Partei ſchikte, welche, im Jahre 1543., den Krieg gegen England bewirken ſollte. Schottland iſt wirklich ſo arm, daß es heut zu Tage, da es mit England vereinigt iſt, nur den vierzigſten Theil zu den Abgaben beider Reiche bezalt *).

Ein armer Staat, der an einen reichen grenzt, wird am Ende beſtechlich. So lange ſich aber dieſe Provinz noch nicht verkaufte, war ſie furcht-

*) Dies war im Jahre 1740. geſchrieben.

bar. Die Engländer, welche Ireland, unter Heinrich der *II.*, mit ſo leichter Mühe bezwangen, konnten nicht Herren von Schottland werden. Edward dem *III.*, ein groſſer Krieger und feiner Staatsmann bezwang es, konnt' es aber nicht behalten. Immer blieb unter den Schottländern und Engländern eine ſolche Feindſchaft und Eiferſucht zurük, als heut zu Tage zwiſchen den Portugieſen und Spaniern.

Seit dem Jahre 1370. herrſchte das Haus Stuart in Schottland. Nie war ein Haus unglüklicher, als dieſes. Jakob der I., nachdem er achtzehn Jahre in England gefangen geſeſſen, ward, im Jahre 1444. von ſeinen Unterthanen ermordet. Jakob der *II.* verlor ſein Leben, in einem unglüklichen Kriegeszuge bei Roxborough, in einem Alter von neunundzwanzig Jahren. Jakob der III. war noch nicht fünfunddreiſſig Jahr alt, als er von ſeinen eignen Unterthanen, in einer förmlichen Schlacht, erſchlagen wurden. Jakob der IV., des Königs Heinrich's des *VII.* von England Eidam, verlor, im Jahre 1513., in einem Alter von neununddreiſſig Jahren, ſein Leben in einer Schlacht gegen die Engländer, nachdem er ſehr unglüklich regiert hatte. Jakob der V. ſtarb, im Jahre

1542.,

1542., in einem Alter von dreiſſig Jahren, mithin in der beſten Blüte ſeines Lebens.

Wir werden die Tochter Jakob's des *V.*, unglüklicher, als alle ihre Vorgänger, die Anzal der Königinnen vermehren ſehn, die unter Henkers Händen das Leben verloren. Ihr Sohn Jakob der VI. ward König von Schottland, England und Ireland, legte aber, durch ſeine Schwachheit den Grund zu den Staatsveränderungen, welche Karl's des I. Kopf auf die Henkersbühne lieferten, Jakob den VII. verbannten, und noch jezt dieſe unglükliche Familie, fern von ihrem Vaterlande, in der Irre herumtreiben. Die erträglichſte Zeit für dieſes Haus war die Zeit Karl's des *V.* und Franz des *I.* Damals regierte Jakob der V., der Vater der Marie Stuart, und nach ſeinem Tode bekam ſeine Wittwe, Marie von Lothringen, die Mutter der Marie Stuart, die Regentſchaft. Unter dieſer Regentſchaft der Marie von Lothringen entſpannen ſich erſt die Unruhen, und wir werden ſehn, daß die Religion den erſten Vorwand dazu an die Hand gab.

Ich will dieſe Herzälung der Nordiſchen Reiche im ſechzehnten Jahrhunderte nicht weiter ausdehnen. Ich habe ſchon gezeigt, in welchem

Verhältniſſe Teutſchland, England, Frankreich, Italien und Spanien, gegen einander ſtanden. Wir haben alſo eine vorläufige Kenntnis von dem Intereſſe der Nördlichen und Südlichen Staaten. Wir müſſen nun genauer unterſuchen, was es mit dem Teutſchen Reiche eigentlich für eine Bewandnis hatte.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Von Teutſchland und dem Römiſchen Reiche, im funfzehn ten und ſechszehnten Jahrhunderte.

Der Name des Abendländiſchen Reichs, oder Kaiſerthums, war noch immer vorhanden. Dies war, ſeit ſehr langer Zeit faſt nichts mehr, als ein läſtiger Titel; und dies ergiebt ſich ſehr deutlich daraus, daß der ehrgeizige Eduard der *III.* die Kaiſerkrone ausſchlug, welche ihm die Kurfürſten, im Jahre 1348., anboten. Der Kaiſer Karl der *IV.*, der als der Geſezgeber des Reichs betrachtet wird, konnte von dem Pabſt Innocenz dem VI., und den Groſſen in Rom, die Erlaubnis, ſich in Rom zum Kaiſer krönen zu laſſen, nicht anders, als unter dem Beding, erhalten, daß er keine Nacht in der Stadt

zubringen wollte. Seine berühmte goldne Bulle brachte die Teutſche Anarchie einiger=maaſſen wieder in Ordnung. Die Zal der Kur=fürſten ward durch dieſe Verordnung feſtgeſezt, die man als ein Reichsgrundgeſez betrachtete, in der Folge aber doch dawider handelte. Zu ſei=ner Zeit bekamen die Reichsſtädte eine Stimme in den Reichstagsberatſchlagungen. Alle Städ=te der Lombardei waren im eigentlichen Verſtan=de frei, und das Römiſche Reich behielt auf die=ſelben nichts, als Anſprüche. Jeder Gutsbeſi=zer war, nach wie vor, unabhängiger Herr auf ſeinen Gütern in Teutſchland und in der Lom=bardei, durch alle nachfolgende Regierungen.

Die Zeiten eines Wenzel, Rupert, Joſt, Sigismund, waren finſtre Zeiten, in welchen man keine Spur von der Majeſtät des Reichs er=blikt, die Koſtnizer Kirchenverſammlung ausge=nommen, welche Sigismund zuſammen be=rief, und auf welcher er in ſeinem ganzen Pomp erſchien; von welcher er aber mit dem Schand=flek zurükkehrte, daß er, durch die Hinrichtung eines Johann Hus, und eines Hierony=mus von Prag, das Völkerrecht mit Füſſen getreten hatte.

Die Kaiſer hatten keine Domänen mehr, weil ſie dieſelben an die Biſchöfe, und an die Städte, abgetreten hatten, bald um ſich, gegen die Beſizer groſſer Lehne, einen Beiſtand zu vermitteln, bald um Geld zu haben. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Beihülfe der Römermonate, welche man nur zu Kriegszeiten bezalte, und zwar für die eitle Krönungsceremonie, und die Reiſe nach Rom. Er war alſo unumgänglich notwendig, ein ſchon an ſich mächtiges Reichsoberhaupt zu erwälen, und dies brachte den Scepter an das Haus Oeſtreich. Man muſſte einen Fürſten haben, deſſen Staaten, von der einen Seite, mit Italien Gemeinſchaft haben, und, von der andern, den Einfällen der Türken Einhalt thun konnten. Teutſchland fand dieſe Vortheile an Albrecht dem II., Herzog von Oeſtreich, und König von Böhmen und Ungarn, und dies brachte die Kaiſerwürde auf immer in ſeine Familie. Der Thron ward bei derſelben erblich, ohne daß er aufhörte, ein Wahlthron zu ſein. Albrecht, und ſeine Nachkommen, wurden gewält, weil ſie groſſe Domänen hatten, und Rudolph von Habsburg, der Stammvater dieſes Hauſes, ward gewält, weil er gar keine hatte. Die Urſach davon fällt in die Augen.

Rudolph ward zu einer Zeit gewält, wo die Häuſer Sachſen und Schwaben den Deſpotismus befürchten lieſſen, und Albrecht der II. zu einer Zeit, wo man das Haus Oeſtreich für mächtig genug hielt, das Reich zu beſchüzen, aber nicht für ſo mächtig, es zu unterjochen.

Friedrich der *III.* bekam die Krone in dieſer Hinſicht. Teutſchland war zu ſeiner Zeit ruhig und träge. Er war nicht ſo mächtig, als er hätte ſein können, und wir haben geſehn, daß er ſehr weit davon entfernt war, unumſchränktes Oberhaupt der Chriſtenheit zu ſein, wie ſeine Grabſchrift prahlt.

Maximilian der *I.* betrat, da er nur noch Römiſcher König war, die glorreichſte Laufbahn, durch den Sieg bei Guinegaſt in Flandern, den er, im Jahre 1479. gegen die Franzoſen erfocht, und durch den Traktat vom Jahre 1492., der ihm die Franchecomté, Artois, und das Ländchen Charolois verſicherte. Weil er aber nichts aus den Niederlanden zog, welche ſeinem Sohn Philipp dem Schönen gehörten, auch nichts von den Teutſchen Völkern, und nur wenig aus ſeinen eignen Staaten, welche Frankreich gleichſam blokirt hielt, ſo würde er, ohne den Kamerikſchen Bund, und ohne Ludwig dem XII.,

welcher für ihn arbeitete, niemals Einflus in Italien gehabt haben.

Anfänglich verhinderten ihn der Pabſt und die Venediger, im Jahre 1508., ſich in Rom zum Kaiſer krönen zu laſſen, und er nam daher den Titel eines erwälten Kaiſers an, da er nicht ein vom Pabſt gekrönter Kaiſer ſein konnte. Nach dem Kamerichſchen Bündniſſe ſah man ihn, im Jahre 1513., einen täglichen Sold von hundert Thalern von dem Könige Heinrich dem *VIII.* von England annemen. Er hatte in ſeinen Teutſchen Staaten Leute, mit welchen er gegen die Türken fechten konnte; aber die Schäze hatte er nicht, womit Frankreich, England und Italien, damals fochten.

Teutſchland war eine wahre Republik von Fürſten und Städten geworden, obgleich das Oberhaupt derſelben, in ſeinen Verordnungen, die Sprache eines unumſchränkten Herrn des ganzen Staatskörpers führte. Es war, ſeit dem Jahre 1500., in zehn Kreiſe eingetheilt. Die Einrichtung, daß die Direktoren dieſer Kreiſe ſouveräne Fürſten waren, die Kreisgenerale aber und Kreisoberſten von den Provinzen ſelbſt, und nicht vom Kaiſer, beſoldet wurden, ſezte die Freiheit in Sicherheit, weil ſie alle Theile Teutſchland's

unter einander in Verbindung brachte. Das Reichskammergericht, welches in lezter Inſtanz urtheilte, ward von den Fürſten und Städten bezalt, hatte ſeinen Siz nicht in den Domänenländern des Monarchen, und war eben dadurch eine Stüze mehr für die öffentliche Freiheit. Es konnte zwar niemals ſeine Sentenzen gegen groſſe Fürſten in Vollziehung bringen, wenn Teutſchland ſelbſt nicht Hand anlegte, aber ſelbſt dieſer Misbrauch der Freiheit bewies doch, daß Freiheit da war. Ein Beweis von dieſer Wahrheit iſt, daß der Reichshofrat, der im Jahre 1512. zu Stande kam, und blos von den Kaiſern abhing, bald die feſteſte Stüze ihres Anſehns ward.

Unter dieſer Regierungsform war Teutſchland damals ſo glüklich, als irgend ein andrer Staat in der Welt. Es war mit einer kriegriſchen Nation bevölkert, die zu den gröſten kriegriſchen Unternemungen geſchikt war, und es war gar kein Anſchein dazu, daß die Türken es jemals unterjochen könnten. Sein Boden iſt ſo fruchtbar und bebaut, daß ſeine Bewohner nicht nötig haben, andre Länder zu ſuchen, wie ehmals, und dieſe waren weder reich, noch arm, noch einig genug, ganz Italien zu erobern.

Aber was hatte man damals für Rechte auf Italien, und auf das Römiſche Kaiſerthum? Eben die Rechte der Ottonen, und des Schwäbiſchen Kaiſerhauſes; eben die, welche ſo viel Blut gekoſtet, und ſo viel Verändrungen erlitten hatten, seitdem Johann der *XII.*, der eben ſo gut Römiſcher Patricier, als Pabſt, war, anſtatt den Mut der alten Römer wieder auf zu wekken, die Unvorſichtigkeit gehabt hatte, die Ausländer herbeizurufen. Rom konnte nicht umhin, dieſen Schritt zu bereuen, und ſeit dieſer Zeit gab es immer einen heimlichen Krieg zwiſchen dem Kaiſerthum und dem Prieſterthum ſowohl, als zwiſchen den Rechten, oder Anſprüchen, der Kaiſer, und den Freiheiten der Italieniſchen Provinzen. Aus dem Titel Cäſar entſprangen lauter beſtrittne Anſprüche, unentſchiedne Streitigkeiten, ſcheinbare Gröſſe, und wirkliche Schwäche. Die Zeit war vorbei, wo die Ottonen Könige machten, und ihnen Tribut auflegten. Hätte der König Ludwig der *XII.* von Frankreich mit den Venedigern im Einverſtändniſſe gelebt, anſtatt ſie zu ſchlagen, ſo wären wahrſcheinlicherweiſe die Kaiſer niemals wieder nach Italien gekommen. Aber bei den Uneinigkeiten der Italieniſchen Fürſten, und

ſelbſt nach der Natur der Päbſtlichen Regierungsverfaſſung, muſſte notwendig ein groſſer Theil dieſes Landes immer ein Raub der Ausländer ſein.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Gebräuche und Gewohnheiten des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts. Vom Zuſtande der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.

Man ſieht wohl, daß es in Europa wenig unumſchränkte Beherrſcher gab. Vor Karl'n dem *V.* hatten es die Kaiſer nicht gewagt, einen Anſpruch auf Deſpotismus zu machen. In der Kirche waren die Päbſte weniger unumſchränkt, als vorher, aber in Rom waren ſie es mehr. Ungarn und Böhmen, wie alle Nordiſche Reiche, waren noch Wahlreiche, und Wahl ſezt notwendig einen Kontrakt zwiſchen dem Könige und der Nation voraus. Die Könige von England konnten, ohne den Beitritt des Parliaments weder Geſeze machen, noch die vorhandnen misbrauchen. Iſabelle in Kaſtilien hatte die Freiheiten der *Cortes*, oder Stände, des Königreichs verſchont. Ferdinand der Katholiſche in Arragonien hatte

nicht vermocht, das Anſehn des Oberrichters zu vertilgen, welcher ſich befugt glaubte, über die Könige zu richten. Frankreich allein hatte ſich, ſeit Ludwig dem *XI.* zu einer reinen Monarchie gebildet; glüklich genug, wenn ein König, wie Ludwig der *XII.*, durch Liebe zu ſeinen Unterthanen, alle die Fehler wieder gut machte, die er gegen Auswärtige begieng; aber auch die elendeſte Regierungsform von allen unter einem ſchwachen oder böſen König.

Die allgemeine Polizei von Europa war dadurch ziemlich zur Vollkommenheit gediehen, daß die Privatfehden unter den Lehnsbeſizern, nach den Geſezen, nicht mehr erlaubt waren; aber noch waren die Zweikämpfe üblich. Man leſe hierüber in dieſem Werke die Kapitel von den Zweikämpfen und von den Turnieren nach.

Die Dekrete der Päbſte, welche, in Dingen, die ſich nicht auf ihr perſönliches Intereſſe bezogen, immer weiſe, und für die Chriſtenheit ſogar immer erſprieslich waren, legten den Bannfluch auf dieſe Zweikämpfe; verſchiedne Biſchöfe aber erlaubten ſie. Die Franzöſiſchen Parlamenter verordneten ſie zuweilen, wovon der Zweikampf zwiſchen L e g r i s und C a r r o u g e, unter Karl'n dem *VI.*, ein Beweis iſt. Von der Zeit an

wurden viele Zweikämpfe, auf richterliche Veranlaſſung, gehalten. Eben der Misbrauch ward auch in Teutſchland, Italien und Spanien, durch Förmlichkeiten unterſtüzt, die man für weſentlich hielt. Beſonders ermangelte man nicht, zu beichten und das Abendmal zu genieſſen, ehe man ſich zum Mord bereitete. Der gute Ritter Bayard lies allemal eine Meſſe leſen, wenn er zum Zweikampf ging. Die Kämpfer wälten ſich einen Paten, welche Sorge trug, ihnen gleiche Waffen auszutheilen, und beſonders dahin zu ſehn, daß ſie nichts Bezaubertes bei ſich führten; denn ein Ritter war das leichtgläubigſte Geſchöpf auf Erden.

Man ſah zuweilen ſolche Ritter aus ihrem Lande ziehn, um in einem andern ſich zu ſchlagen, und das einzig und allein aus der Urſach, ſich hervorzuthun. Es findet ſich, daß der Herzog Jean de Bourbonnois, im Jahre 1414. bekannt machen lies: Er würde, mit ſechszehn Rittern, nach England übergehn, und ſich auf Leib und Leben ſchlagen, um den Müſſiggang zu vermeiden, und die Gewogenheit der hohen Schönheit zu erwerben, deren unterthäniger Diener er wäre.

Die Turniere, ob ſie gleich auch von den Päbſten verdammt waren, gingen überall im Schwange. Man nannte ſie immer *ludi gallici*, Franzöſiſche Spiele, weil Geofroy de Preuilli die Regeln davon, im elften Jahrhunderte, feſtgeſezt hatte. Es hatten mehr, als hundert, Ritter, bei dieſen Spielen, das Leben verloren, aber ſie waren darum nur noch ſtärker zur Gewohnheit geworden. Dies hab' ich in dem Kapitel von den Turnieren, noch genauer und umſtändlicher ausgeführt.

Die Kriegskunſt, die Stellung der Armeen, und die Truz- und Schuzwaffen waren ganz anders, als heut zu Tage.

Der Kaiſer Maximilian hatte die Waffen des Macedoniſchen Phalanx im Gebrauch gebracht, nemlich Piken von achtzehn Fus Länge. Die Schweizer bedienten ſich derſelben in den Mailändiſchen Kriegen, lieſſen ſie aber, für die groſſen, mit beiden Händen zu führenden, Schlachtſchwerter, fahren.

Die Kugelbüchſen waren unumgänglich notwendige Angrifswaffen gegen die ſtählerne Bruſtwehren geworden, womit jeder Reiter bedekt war. Es gab wenig Helme und Küraſſe, welche dieſen Feuerröhren trozen konnten. Die Rei-

terei kämpfte zu Fus und zu Pferde; die Franzöſiſche war, im funfzehnten Jahrhunderte, die berühmteſte.

Die Teutſche Infanterie, und die Spaniſche, wurden für die beſten gehalten. Das Geſchrei beim Angrif war faſt überall abgeſchaft. Der Krieg hat ſeine Moden gehabt, wie die Kleidung.

Was die Regierungsverwaltung anbetrift, ſo find' ich Kardinäle an der Spize faſt aller Königreiche. In Spanien iſt es, unter Iſabelle'n, ein Ximenes, der, nach dem Tode ſeiner Königin, Reichsverweſer wird, beſtändig in ſeiner Franziskanerkutte einhergeht, und eine Ehre darin ſucht, den Spaniſchen Stolz unter ſeine hölzerne Pantoffeln niederzutreten; der auf eigne Koſten eine Armee errichtet, ſie nach Afrika führt, und Oran einnimmt, und endlich unumſchränkt regiert, bis der junge Karl der *V.* ihn in ſein Erzbisthum Toledo zurükſchikt, und ihm dadurch den Tod vor Gram zuzieht.

Ludwig der *XII.* wird von dem Kardinal d'Amboiſe regiert. Franz der *I.* hat den Kardinal Düprat zum Miniſter. Heinrich der *VIII.* ſteht, zwanzig Jahre lang, unter dem Kardinal Wolſey, eines Fleiſchhauers Sohne,

der eben ſo ſtolz war, als d'Amboiſe, mit eben der Begierde, wie jener, nach der Påbſtlichen Krone ſtrebte, und eben ſo wenig ſeinen Endzwek erreichte. Karl der *V.* nam zu ſeinem Miniſter in Spanien der Kardinal Adriani, den er nachher zum Pabſte machte, und der Kardinal Granvelle herrſchte nachher über Flandern. Unter Karl's des *V.* Bruder Ferdinand war der Kardinal Martinuſius Herr von Ungarn.

Wenn ſo viele Geiſtliche über ganz kriegriſch eingerichtete Lånder herrſchten, ſo kam das nicht allein daher, daß die Kőnige ſich williger einem Prieſter anvertrauten, der ihnen nicht furchtbar ſchien, als einem Feldherrn, den ſie fürchteten; ſondern auch daher, weil dieſe Geiſtlichen oft mehr Kenntniſſe und Geſchiklichkeit in Geſchåften beſaſſen, als die Generale und Hofleute.

In dieſem Jahrhunderte geſchah es allererſt, daß die Kardinåle, welche Unterthanen der Kőnige waren, anfingen, den Rang über die Kanzler zu nemen. Den Kurfürſten machten ſie den Rang ſtreitig, gaben ihn aber, in Frankreich und England, den Kanzlern dieſer Kőnigreiche, und dies iſt auch einer von den Widerſprüchen, welche Stolz und Gewohnheit in der Chriſtlichen

Republik eingeführt hatten. Die Engliſchen Parliamentsregiſter beweiſen, daß der Kanzler Warham, bis in's Jahr 1516., den Rang über den Kardinal Wolſey behauptete.

Die Könige fingen an, ſich den Titel Majeſtät beizulegen. Ihr Rang war in Rom beſtimmt worden. Dem Kaiſer ward, ohne Widerſpruch, die höchſte Ehre zuerkannt. Nach ihm kam der König von Frankreich, ohne Mitwerber zu dieſer Ehre zu haben. Kaſtilien, Arragonien, Portugal und Sicilien, wechſelten mit England ab; alsdann folgten Schottland, Ungarn, Navarra, Cypern, Böhmen, und Polen. Dänemark und Schweden waren die lezten. Dies Streben nach Vorrang verurſachte heftigen Zwiſt. Faſt alle Könige wollten einander gleich ſein; aber nie hat einer dem Kaiſer den höchſten Rang ſtreitig gemacht, und dieſen haben die Kaiſer noch, ob ſie gleich ihre Macht verloren haben.

Alle Gebräuche des bürgerlichen Lebens wichen von den unſrigen ab; ein Wamms und kleiner Mantel waren an allen Höfen die Hofkleidung geworden. Die Juſtizbedienten trugen überall lange und enge Rökke auf Schlafroksart, die Kaufleute aber einen kleinen Rok, der bis auf die Hälfte der Füſſe reichte.

Unter Franz dem *I.* waren nur zwei Kutſchen in Paris; eine für die Königin, die andre für Diane de Poitiers. Männer und Weiber ritten.

Die Reichthümer hatten ſich dergeſtalt vermehrt, daß der König Heinrich der *VIII.* von England, im Jahre 1519., ſeiner Tochter Marie, welche Franz der *I.* älteſten Sohn heurathen ſollte, eine Mitgabe von dreimalhundertunddreiunddreiſſigtauſend Goldthalern verſprach. So ſtarke Ausſtattungen hatte man noch nie gegeben.

Die Zuſammenkunft Franz des *I.* und Heinrich's war, ihrer Pracht wegen, lange berühmt. Ihr Lager ward das Lager von Goldſtof genannt. Aber dieſer vorübergehende Aufwand, dieſe Uebertreibung des Luxus, ſezte noch nicht die allgemeine Pracht, und die Bequemlichkeiten des Lebens voraus, welche das Gepränge eines Tages ſo weit überwiegen, und heut zu Tage ſo gemein ſind. Der Kunſtfleis hatte die Hütten von Holz und Gyps, welche die Straſſen von Paris ausmachten, noch nicht zu koſtbaren Pallåſten umgeſchaffen. London war noch ſchlechter gebaut, und die Lebensart daſelbſt noch ungemächlicher. Die gröſſten Herren hatten ihre Gemalin-

maiinnen hinter ſich auf dem Pferde, und führten ſie ſo auf's Land. So reiſten alle Prinzeſſinnen, und ſchüzten ſich gegen den Regen mit Kappen von Wachsleinewand. So begab man ſich auch nach Hofe. Dieſe Gewohnheit blieb, bis in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, bei. Die Pracht eines Karl's des *V.*, eines Franz des *I.*, eines Heinrich's des *VIII.*, und eines Leo des *X.*, waren nur für die Tage des Glanzes und der Feier. Heut zu Tage gewähren die täglichen Luſtbarkeiten, die Menge vergoldeter Kutſchen, die Tauſende von groſſen Laternen, welche die groſſen Städte zur Nachtzeit erleuchten, ein ſchöners Schauſpiel, und verkündigen mehr Ueberflus, als die glänzendſten Feierlichkeiten der Monarchen im ſechszehnten Jahrhunderte.

Von Ludwig's des *XII.* Zeiten fing man an, an die Stelle koſtbarer Pelzwerke die in Italien verfertigten Gold- und Silberſtoffe zu ſezen. Zu Lyon gab es noch keine. Die Goldſchmidtsarbeit war plump. Als Ludwig der *XII.* ſie, durch ein unüberlegtes Prachtgeſez, in ſeinem Königreiche verboten hatte, lieſſen die Franzoſen ihr Silbergeſchirr aus Venedig kommen. Die Fran-

zöſiſchen Goldſchmiede verarmten, und weislich widerrief Ludwig der *XII.* ſein Verbot.

Franz der *I.*, der, gegen das Ende ſeines Lebens, ſparſam geworden war, verbot die Gold- und Silberſtoffe. Heinrich der *III.* erneuerte dieſes Verbot. Wenn aber dieſe Verordnungen wären befolgt worden, ſo waren die Manufakturen von Lyon verloren. Was zu dieſen Verboten Anlas gab, war der Umſtand, daß man die Seide von den Ausländern kaufte. Unter Heinrich dem *II.* waren ſeidne Kleider nur den Biſchöfen erlaubt. Die Prinzen und Prinzeſſinnen hatten das ausſchlieſſende Vorrecht, rote Kleider von Wolle, oder Seide, zu tragen. Endlich durften, im Jahre 1563., nur Prinzen und Biſchöfe ſeidne Schuhe tragen.

Alle dieſe Prachtgeſeze beweiſen blos, daß die Regierung nicht immer groſſe Einſichten hatte, und daß es den Miniſtern leichter vorkam, den Kunſtfleis zu verbannen, als ihn aufzumuntern.

Die Maulbeerbäume wurden, auſſer Italien und Spanien, noch nirgends gezogen. Geſponnenes Gold ward nur in Venedig und Mailand verarbeitet. Inzwiſchen theilten ſich die Franzöſiſchen Moden ſchon den Teutſchen, Engliſchen, und Lombardiſchen Höfen mit. Die Italieniſchen

Geſchichtſchreiber beſchweren ſich, daß man bei ihnen, ſeit Karl's des *VIII.* Durchreiſe, eine Ehre darin ſuchte, ſich in Franzöſiſchem Geſchmak zu kleiden, und alles, was zum Puz gehört, aus Frankreich kommen zu laſſen.

Der Pabſt Julius der *II.* war der Erſte, welcher ſeinen Bart wachſen lies, um den Völkern, durch dieſe Sonderbarkeit, neue Ehrfurcht einzuflößen. Franz der *I.*, Karl der *V.*, und alle andre Könige, folgten dieſem Beiſpiel, welches auch augenbliklich ihre Höflinge nachahmten. Die Juſtizbedienten aber, die immer am alten Herkommen kleben, es mag beſchaffen ſein, wie es will, fuhren fort, ſich barbieren zu laſſen, unterdeſſen daß die jungen Krieger ſich mit dem Zeichen der Gravität, und des Alters, brüſteten. Dies iſt freilich nur eine kleine Bemerkung; ſie gehört aber in die Geſchichte der Gebräuche.

Was aber der Aufmerkſamkeit der Nachwelt weit würdiger iſt, was alle die von eigenſinniger Laune eingeführte Gebräuche, und alle die von der Zeit wieder abgeſchafte Geſeze aufwiegt, und beſſer iſt, als die vergängliche Streitigkeiten eben ſo vergänglicher Könige, iſt der unverwelkliche Ruhm, den Künſte und ſchöne Wiſſenſchaften geben. Dieſer Ruhm gehörte, während des

ſechszehnten Jahrhunderte, einzig und allein für Italien. Nichts erinnert uns mehr an den Gedanken vom alten Griechenlande; denn wenn die Künſte in Griechenland, mitten unter auswärtigen und innerlichen Kriegen am meiſten blühten, ſo hatten ſie in Italien das nemliche Schikſal. Faſt alles ward daſelbſt zur Vollkommenheit gebracht, unterdeſſen daß Karl's des *V.* Armeen Rom verheerten, Barbaroſſa die Küſte verwüſtete, und die Uneinigkeiten der Fürſten und Republiken das Innre des Landes beunruhigten.

Im Guicciardini hatte Italien ſeinen Thucydides, oder vielmehr ſeinen Xenophon; dem er kommandirte zuweilen in den Kriegen, die er beſchrieb. Redner, wie Demoſthenes, Perikles, und Aeſchines, gab es in keiner Provinz von Italien. Faſt nirgends vertrug die Regierungsform dieſe Art von Verdienſt. Die Schaubühne, ob ſie gleich weit hinter dem zurükblieb, was die Franzöſiſche in der Folge ward, konnte mit der Griechiſchen verglichen werden, die ſie wieder in's Leben zurükrief; und die einzige Mandragora des Macchiavel wiegt vielleicht alle Luſtſpiele des Ariſtophanes auf. Macchiavel war überdies

ein vortreflicher Geſchichtſchreiber, und ein ſchö-ner Geiſt, mit welchem Ariſtophanes auf keine Weiſe verglichen werden kann. Der Kardinal Bibiena hatte die Griechiſche Komödie wieder hergeſtellt, ſo wie Triſſino, Erzbiſchof von Benevent, die Griechiſche Tragödie wieder auferwekt hatte, und zwar Beides von dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts an. Ruccelai trat bald in die Fustapfen des Erzbiſchofs Triſſino. Zu Venedig überſezte man die beſten Stükke des Plautus, und zwar in Verſen, wie es auch ſchiklich iſt, weil Plautus in Verſen ſchrieb. Sie wurden auf dem Theater zu Venedig, und in den Klöſtern, wo man ſich auf Wiſſenſchaften legte, mit Beifall aufgeführt.

Die Italiener kamen, in ihrer Nachahmung, den Griechiſchen Tragikern, und den Lateiniſchen Komikern, zwar nicht gleich; erfanden aber eine neue Art von Schäfergedichten, worin ſie keinen Vorgänger hatten, und worin ſie Niemand übertroffen hat. Der Aminta des Taſſo, und der Paſtor fido des Guarini, machen noch die Entzükkung aller derer, welche das Italieniſche verſtehn.

Faſt alle policirte Nationen von Europa fühlten damals das Bedürfnis der Schauſpielkunſt, welche die Bürger zuſammenbringt, die Sitten ſanfter macht, und auf dem Wege des Vergnügens zur Sittlichkeit führt. Die Spanier näherten ſich den Italienern einigermaaſſen, konnten aber kein einziges regelmäſſiges Stük zu Stande bringen. Es gab auch in England eine Schaubühne, aber ſie war noch wilder. Shakſpeare brachte dieſe Bühne, am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, in Ruf. Sein Genie arbeitete ſich mitten durch die Barbarei hindurch, wie Lope de Vega in Spanien. Schade, daß in Shakſpeare's Werken immer noch mehr Barbarei, als Genie, herrſcht. Warum weis man heut zu Tage zu Stokholm und Petersburg ganze Auftritte aus dem Paſtor fido auswendig? und warum iſt keins von Shakſpeare's Stükken über das Meer gekommen? Die Antwort iſt, weil das Gute und Schöne von allen Nationen geſucht wird. Ein Volk, welches Trauerſpiele, Gemälde, und Muſik, blos nach ſeinem Geſchmak hätte, die von allen andern policierten Nationen verworfen würden, könnte ſich nie mit Recht ſchmeicheln, im Beſiz des guten Geſchmaks zu ſein.

Beſonders glükte es den Italienern in groſſen Gedichten von langem Athem; einer Dichtungsart, die um ſo ſchwerer iſt, als die Einförmigkeit des Reims, und der Stanzen, welcher ſie ſich unterwarfen, dazu gemacht zu ſein ſchien, das Genie zu erſtikken.

Wenn man ohne Vorurtheil Homer's Odyſſee gegen den Roland des Arioſt abwägen will, ſo behält der Italiener, in aller Rükſicht, den Vorzug. Beide hatten den nemlichen Fehler, eine ausſchweifende Einbildungskraft, und ein unglaubliches Romantiſches; aber Arioſt hat dieſen Fehler durch ſo wahre Allegorieen, durch ſo feine Satyren, durch eine ſo tiefe Kenntnis des menſchlichen Herzens, durch die Grazie des Komiſchen, welches ohne Unterlas auf die ſchreklichſten Züge folgt, und endlich durch ſo unzälige Schönheiten aller Art, wieder gut gemacht, daß man ihm den Ruhm nicht abſprechen kann, ein ſchönes Ungeheuer hervorgebracht zu haben.

Was die Iliade betrift, ſo mag jeder Leſer ſich ſelbſt fragen, was er denken würde, wenn er dieſes Gedicht, und das befreite Jeruſalem des Taſſo, zum erſtenmal läſe, und weder die Namen der Verfaſſer, noch die Zeit

der Anfertigung dieſer Werke wüſſte, und endlich blos ſein Vergnügen den Ausſpruch thun lieſſe. Wär' es möglich, daß er nicht dem Taſſo, in jeder Hinſicht, den Vorzug einräumte? Würd' er nicht in dem Italiener mehr Ausführung, mehr Intereſſe, mehr Abwechslung, mehr Richtigkeit, mehr Annemlichkeit, und mehr von der Weichheit antrefen, welche das Erhabne eindringlich macht? Noch einige Jahrhunderte, und man wird vielleicht gar keine Vergleichung mehr anſtellen!

Es ſcheint ausgemacht zu ſein, daß die Malerei, in dieſem ſechszehnten Jahrhunderte zu einer Vollkommenheit iſt gebracht worden, welche die Griechen niemals kannten, weil ihnen nicht allein jene Verſchiedenheit von Farben fehlte, deren ſich die Italiener bedienten, ſondern weil ihnen auch die Kunſt der Perſpektive und des Helldunkeln unbekannt war.

Die leichtere und eingeſchränktere Bildhauerkunſt war das, worin ſich die Griechen am meiſten hervorthaten; und den Italienern bleibt der Ruhm, ihren Muſtern nahe gekommen zu ſein. In der Baukunſt haben ſie dieſelben übertroffen, und nach dem Geſtändnis aller Nationen iſt nie etwas mit der Hauptkirche des neuen Roms zu

vergleichen geweſen, mit dieſem ſchönſten, gröſſten und kühnſten, Gebäude, das jemals die Erde getragen hat.

Die Tonkunſt ward, erſt nach dieſem sechszehnten Jahrhunderte, recht ausgebildet; aber wir haben die ſtärkſten Gründe, zu glauben, daß ſie der Tonkunſt der Griechen weit überlegen iſt, von welchen kein Denkmal übrig iſt, woraus ſich vermuten lieſſe, daß ſie die Eintheilung der Stimmen beim Geſange verſtanden haben.

Die in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zu Florenz erfundne Kupferſtecherkunſt war eine neue Kunſt, die damals ihre Vollkommenheit erreichte. Die Teutſchen hatten den Ruhm, die Buchdrukkerkunſt, ungefähr zu eben der Zeit, erfunden zu haben, da die Kupferſtecherkunſt bekannt ward, und vervielfältigten, durch dieſen einzigen Dienſt, die menſchliche Kenntniſſe. Es iſt nicht wahr, was die Engliſche Verfaſſer der allgemeinen Weltgeſchichte ſagen, daß Fauſt, von dem Pariſer Parlament, als ein Hexenmeiſter, zum Feuer verurtheilt ward. Aber wahr iſt es, daß ſeine Faktoren, welche zu Paris die erſten gedrukten Bücher verkaufen wollten, als Zaubrer angeklagt wurden. Dieſe Anklage war aber von keinen Folgen. Sie iſt blos

ein trauriger Beweis von der groben Unwiſſenheit, in welche man verſunken war, und welche ſelbſt die Buchdrukkerkunſt lange nicht zerſtreuen konnte. Das Parlament lies, im Jahre 1474., alle Bücher wegnemen, welche einer von den Maynzer Faktoren mitgebracht hatte. Wir haben dieſes bei dem Abſchnitt von **Ludwig** dem *XI.* geſehn.

Zu einer aufgeklärtern Zeit würde das Parlament dieſen Schritt nicht gethan haben; aber ſo geht es den klügſten Geſellſchaften, welche keine andre Richtſchnur haben, als ihre alte Gebräuche, und ihre Förmlichkeiten. Alles Neue hat etwas Schrekkendes für ſie. Sie widerſezen ſich allen aufkeimenden Künſten, allen Wahrheiten, welche den Irrthümern ihrer Kindheit widerſprechen, allem, was nicht im alten Geſchmak und in der alten Form iſt. Dieſer Geiſt war es auch, durch welchen eben dieſes Parlament ſich der Verbeſſerung des Kalenders ſo lange widerſezte, eine andre Lehre vorzutragen verbot, als die Lehre des Ariſtoteles, die Brechmittel verbannte, nur durch wiederholte Befele dahin gebracht werden konnte, das Patent der Pairſchaft eines Montmorenci zu regiſtriren, der Stiftung der Franzöſiſchen Akademie eine Zeitlang ſeine Beiſtim-

mung verſagte, und endlich auch noch zu unſern Tagen ſich der Einimpfung der Kinderblattern, und dem Verkauf der Encyklopädie entgegenſträubte.

Weil kein Mitglied einer Geſellſchaft für die Beratſchlagungen des ganzen Kollegiums haften darf, ſo gehn zuweilen die unvernünftigſten Meinungen ohne Anfechtung durch. Daher ſagt der Herzog von Sülly in ſeinen Memoiren: Wenn die Weisheit auf Erden herabkäme, ſo würde ſie lieber in einem einzelnen Kopfe, als in den Köpfen eines Kollegiums, ihre Wohnung aufſchlagen.

Ludwig der *XI.*, der nicht böſe ſein konnte, wenn es nicht auf ſein Intereſſe ankam, und deſſen Vernunft vortreflich war, wenn Leidenſchaften ſie nicht verblendeten, nam dem Parlamente dieſe Sache ab. Er gab nicht zu, daß Frankreich, durch die Verbannung der Buchdrukkerkunſt ſich auf immer beſchimpfte, und lies den Maynzer Künſtlern den Wehrt ihrer Bücher auszalen.

Die wahre Philoſophie fing nicht eher an, den Menſchen zu leuchten, als gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts. Galliläi war der

Erſte, welcher der Phyſik die Sprache der Wahrheit und der Vernunft beilegte. Dies geſchahe etwas früher, ehe Kopernik, an den Grenzen von Polen, das wahre Planetenſyſtem unſers Weltgebäudes entdekte. Galiläi war nicht allein der Erſte gute Naturkündiger, ſondern er ſchrieb auch ſo zierlich, wie Plato; und hatte vor dem Griechiſchen Philoſophen den unvergleichlichen Vorzug, daß er nichts, als wahre und verſtändliche Dinge, vortrug. Die Art, wie dieſer groſſe Mann, gegen das Ende ſeines Lebens, von der Inquiſition behandelt ward, würde eine ewige Beſchimpfung für Italien ſein, wenn dieſer Schimpf nicht ſelbſt durch Galiläi's Ruhm wieder ausgelöſcht würde. Sieben Inquiſitoren erklärten, mittelſt Dekrets von 1616., die Meinung des Kopernikus, welche der Florentiner Philoſoph in ein ſo ſchönes Licht geſezt hatte, nicht allein für kezeriſch von Seiten des Glaubens, ſondern auch für abgeſchmakt von Seiten der Philoſophie.

Dieſer Ausſpruch gegen eine nachher ſo vielfältig bewieſne Wahrheit iſt ein klarer Beweis von der Gewalt der Vorurtheile. Er hätte diejenigen, welche nichts, als Macht, beſizen, leh=

ren können, zu ſchweigen, wenn die Philoſophie redet, und ſich nicht mit Entſcheidungen von Dingen abzugeben, die nicht vor ihren Richterſtuhl gehören. Galiläi ward nachher von eben dieſem Gericht zum Gefängnis und zur Buſſe verurtheilt, und muſſte knicend widerrufen. Sein Urtheil iſt zwar gelinder, als das Urtheil, das gegen Sokrates gefällt ward; aber für die Vernunft der Römiſchen Richter eben ſo beſchimpfend, als die Verurtheilung eines Sokrates für die Einſichten der Richter von Athen. Das Schikſal der Menſchen will es ſo, daß die Wahrheit verfolgt wird, ſobald ſie ſich blikken läſſt. Die Philoſophie konnte, bei dem beſtändigen Zwange, im ſechszehnten Jahrhunderte, nicht ſo groſſe Fortſchritte machen, als die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.

Die Religionsſtreitigkeiten, welche die Gemüter in Teutſchland, im Norden, in Frankreich, und in England, beunruhigten, verhinderten die Fortſchritte der Vernunft, anſtatt ſie zu befördern. Blinde, die mit Hize kämpften, konnten unmöglich den Weg der Wahrheit finden. Dieſe Zänkereien waren nur eine Krankheit mehr im menſchlichen Verſtande. In Italien fuhren die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften fort, zu

blühen, weil die Peſt der Zänkereien in dieſes Land eben nicht ſo ſehr eindrang; und ſo geſchah es, daß in der Zeit, da man in Teutſchland, in Frankreich, und in England, einander die Hälſe brach, um Dinge, die man nicht verſtand, Italien, das, ſeit der erſtaunlichen Plünderung, die es von der Armee Karl's des *V.* erlitten hatte, ganz ruhig war, die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften mehr, als jemals, trieb. An andern Orten waren Ruinen die Frucht der Religionskriege, in Rom aber, und in vielen andern Italieniſchen Städten, that ſich die Baukunſt durch Wunder hervor. Zehn auf einander folgende Päbſte trugen, faſt ohne Unterbrechung, zur Vollendung der Hauptkirche des heiligen Petrus bei, und munterten die übrigen Künſte auf. Der Ueberreſt von Europa hatte nichts Aehnliches aufzuweiſen. Kurz, der Ruhm des Genies gebührte damals dem einzigen Italien, wie ehmals dem einzigen Griechenlande.

An hundert Künſtler aller Art hat dieſes ſchöne Jahrhundert hervorgebracht, welches die Italiener *il Seicento* nennen. Viele dieſer groſſen Männer waren unglüklich, und wurden verfolgt; die Nachwelt rächt ſie; ihr Jahrhundert, wie alle andre, brachte Verbrechen und Unglüks-

fälle hervor; behauptet aber immer über die andern Jahrhunderte die Ueberlegenheit, welche es dieſen ſeltnen Genies zu danken hat. Eben dies geſchah in dem Zeitalter, welches einen Sophokles und Demoſthenes hervorbrachte, und in demjenigen, in welchem Cicero und Virgil geboren ward.

Dieſe Männer, welche die Lehrer aller Zeiten ſind, konnten nicht verhindern, daß Alexander den Klitus umbrachte, und Auguſt die Verbannungen unterzeichnete. Racine, Corneille, und La Fontaine, konnten gewis nicht verhüten, daß Ludwig der *XIV.* groſſe Fehler beging. Verbrechen und Unglüksfälle gab es zu allen Zeiten, aber nur vier Jahrhunderte für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Blos der Dummkopf kann behaupten, daß dieſe Künſte und Wiſſenſchaften den Sitten nachtheilig geweſen ſind. Sie ſind, troz der Bosheit der Menſchen, aufgeblüht, und haben ſogar die Sitten der Tyrannen gemildert.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Von Karl'n dem *V.*, und Franz dem *I.*, bis zu Karl's Erwählung zum Kaiſer im Jahre 1519. Von der Abſicht des Kaiſers Maximilian, ſich zum Pabſt zu machen. Von der Schlacht bei Marignano.

Um das Jahrhundert, da Karl der *V.* die Kaiſerkrone trug, konnten die Päbſte nicht mehr damit ſchalten, wie ehmals, und die Kaiſer hatten ihre Anſprüche auf Rom vergeſſen. Dieſe wechſelſeitigen Anſprüche glichen dem leeren Titel eines Königs von Frankreich, den der König von England noch führt, und dem Namen eines Königs von Navarra, den der König von Frankreich beibehält.

Die Parteien der Guelfen und Ghibellinen waren faſt gänzlich vergeſſen. Maximilian hatte in Italien blos einige Städte erobert, welche er den Fortſchritten des Kamerichſchen Bündniſſes zu danken, und die er den Venedigern abgenommen hatte. Aber er erſann ein neues Mittel, Rom und Italien den Kaiſern zu unterwerfen. Er wollte nemlich, nach Julius des *II.* Tode, ſelbſt Pabſt werden, weil ſeine

ſeine verſtorbne Gemalin eine Tochter des Herzogs Galeaſſo Maria Sforza von Mailand geweſen war. Man hat noch zwei Briefe von ſeiner eignen Hand, den einen an ſeine Tochter Margarethe, Stathalterin der Niederlande, und den andern an den Herrn de Chievres, woraus dieſe Abſicht erhellet. Er geſteht in dieſen Briefen, daß er um die Päbſtliche Würde handelte, aber er war nicht reich genug, dieſe ſonderbare Krone zu kaufen, die ſo oft dem Meiſtbietenden feil ſtand.

Wer kann wiſſen, was daraus entſtanden wäre, wenn ein und eben daſſelbe Haupt die Kaiſerkrone und die Hoheprieſtermüze getragen hätte? Das Staatsſyſtem von Europa würde eine groſſe Veränderung erlitten haben; es ward aber, unter Karl'n dem *V.*, auf eine andre Weiſe verändert.

Bei Maximilian's Tode, grade zu der Zeit, 1518.
als der Ablaskram und Luther anfingen, Teutſchland zu veruneinigen, ſtrebten Franz der *I.*, König von Frankreich, und Karl von Oeſtreich, König von Spanien, beiden Sicilien, und Navarra, und Beherrſcher der ſiebzehn Niederländiſchen Provinzen, öffentlich nach der Kaiſerkrone, zu einer Zeit, da das von Tür-

ken bedrohte Teutſchland ein Oberhaupt, wie Franz der *I.*, oder Karl von Oeſtreich, waren, nötig hatte. Noch nie hatte man geſehn, daß ſich ſo groſſe Könige um die Teutſche Krone ſtritten. Franz der *I.*, der fünf Jahr älter war, als ſein Nebenbuhler, ſchien derſelben, durch die groſſen Thaten, würdiger, die er ſo eben verrichtet hatte.

Seit ſeiner Gelangung zum Franzöſiſchen Thron im Jahre 1515. hatte die Republik Genua ſich wieder, durch die Intriken ihrer eignen Bürger, der Franzöſiſchen Herrſchaft unterworfen. Franz der *I.* geht darauf, ſo ſchleunig, als ſeine Vorgänger, nach Italien.

Es kam gleich anfänglich darauf an, das Mailändiſche zu erobern, welches Ludwig der *XII.* verloren hatte, und es dem unglüklichen Hauſe Sforza von neuem zu entreiſſen. Er hatte die Venediger auf ſeiner Seite, welche wenigſtens das von Maximilian weggenommne Veroneſiſche wiederhaben wollten. Gegen ſich hatte er damals den hizigen und ränkevollen Pabſt Leo der *X.*, und den vor Alter ſchwachen und unthätigen Kaiſer Maximilian; aber die Schweizer, die, ſeit ihrem Streite mit Ludwig dem *XII.*, noch immer gegen Frankreich aufgebracht

waren, und noch immer, durch die Reden des Kardinals von Sion, Matthias Skeiner, mehr aufgehezt wurden, waren die gefährlichſten Feinde des Königs. Sie legten ſich damals den Titel bei: Vertheidiger der Päbſte, und Beſchüzer der Fürſten; und dies waren, ſeit beinahe zehn Jahren, keine Scheintitel mehr.

Der König, welcher nach Mailand marſchirte, ſtand immer noch mit ihnen in Unterhandlung. Der Kardinal von Sion, der ſie im Betrügen unterrichtete, lies den König mit eiteln Verſprechungen aufhalten, bis daß die Schweizer von der Ankunft der Franzöſiſchen Kriegskaſſe unterrichtet waren, und glaubten, dieſes Geld ſowohl, als den König ſelbſt, aufheben, und Italien befreien, zu können.

Fünfundzwanzigtauſend Schweizer, die 1515. den Schlüſſel des heiligen Petrus auf der Schulter, und auf der Bruſt, trugen, und zum Theil achtzehn Fus lange Piken, welche mehrere Soldaten in dichten Reihen vorwärts ſtieſſen, zum Theil ihre groſſen Schlachtſchwerter mit beiden Händen, führten, fielen, mit groſſem Geſchrei, in das Lager des Königs bei Marignano ein. Dies war von allen, in Italien gelieferten, Schlachten die blutigſte und längſte,

Der junge König, der hier ſein Probeſtük ablegte, ging zu Fus, mit einer Pike in der Hand, der Schweizeriſchen Infanterie entgegen, und focht eine ganze Stunde, in Begleitung eines Theils von ſeinem Adel. Die Franzoſen und die Schweizer, die, in der Dunkelheit der Nacht, unter einander vermengt waren, erwarteten den anbrechenden Tag, um den Streit zu erneuern. Man weis, daß der König, funfzig Schritte von einem Schweizeriſchen Bataillon, auf einer Kanonenlavete ſchlief. Die Schweizer waren, in dieſer Schlacht, immer der angreifende Theil, und die Franzoſen thaten nichts, als ſich vertheidigen. Dies beweiſt, däucht mich, ziemlich deutlich, daß die Franzoſen, wenn ſie gut angeführt werden, auch die geduldige Herzhaftigkeit beweiſen können, die zuweilen eben ſo notwendig iſt, als die ungeſtüme Hize, die man ihnen nicht abſpricht.

Beſonders war es rühmlich für einen jungen Prinzen von einundzwanzig Jahren, daß er, in einer ſo heftigen und langen Schlacht kaltblütig blieb. Eben da ſie lange dauerte, konnten die Schweizer ſchwerlich ſiegen, weil die ſogenannten ſchwarzen Banden aus Teutſchland, die der König bei ſich hatte, eine eben ſo ſtete In-

fanterie ausmachten, als die ihrige, und ſie kei- ne Reiterei hatten. Das Auffallendſte iſt, daß ſie, beinahe zwei Tage lang, dem Angrif der groſſen Schlachtpferde widerſtehn konnten, wel- che alle Augenblikke auf ihre ſchon getrennten Ba- taillonen anliefen. Der alte Marſchall von Trivulzi nannte dieſe Schlacht eine Rieſen- ſchlacht. Jederman geſtand, daß der Ruhm dieſes Sieges vorzüglich dem berühmten Conne- table Charles de Bourbon gebührte, der in der Folge ſo ſchlecht belohnt ward, und ſich ſo empfindlich rächte.

Endlich flohen die Schweizer, aber ohne auf's Haupt geſchlagen zu ſein, lieſſen mehr als zehn- tauſend Mann ihrer Leute auf dem Wahlplaz lie- gen, und räumten das Mailändiſche den Siegern ein. Maximilian Sforza ward, wie Lud- 1515. wig der Mauer, nach Frankreich gebracht, wie- wohl unter gelindern Bedingungen. Er ward Unterthan, anſtatt daß der andre Gefangner ge- weſen war. Man lies dieſen Souverän des ſchönſten Landes von Italien, mit einem mäſſi- gen Jahrgehalte in Frankreich leben.

Franz war, nach dieſem Siege bei Marig- nano, und nach dieſer Eroberung des Mailändi- ſchen, ein Bundesgenoſſe des Pabſtes Leo des

X., und ſogar der Schweizer geworden, welche endlich lieber den Franzoſen Truppen liefern, als ſich mit ihnen herumſchlagen wollten. Seine Waffen zwangen den Kaiſer Maximilian, den Venedigern das Veroneſiſche abzutreten, welches ſie nachher immer behalten haben. Dem Pabſt Leo dem X. lies er das Herzogthum Urbino geben, welches noch der Kirche gehört. Man betrachtete ihn alſo als den Schiedsrichter von Italien, als den gröſſten Fürſten von Europa, und als den würdigſten Mitwerber um die Kaiſerkrone, nach welcher er, nach Maximilian's Tode, ſtrebte. Der Ruf ſprach noch nicht für den jungen Karl von Oeſtreich, und dies beſtimmte zum Theil die Kurfürſten des Reichs, ihn vorzuziehn. Sie fürchteten, bei einem Könige von Frankreich, zu ſehr in Unterwürfigkeit gehalten zu werden, und fürchteten ſich weniger vor einem Herrn, deſſen Staaten, ob ſie gleich gröſſer waren, doch zerſtreuter, und von einander
1519. entfernt, lagen. Karl ward alſo Kaiſer, ungeachtet der viermalhunderttauſend Thaler, womit Franz der I. die Stimmen erkauft zu haben glaubte.

Dreiſſigſtes Kapitel.

Von Karl'n dem *V.*, und Franz dem *I.* Frankreich's Unglükſsfälle.

Man weis, was für Eiferſucht, von Stund an, zwiſchen dieſen beiden Fürſten entſtand. Muſſten ſie nicht beſtändig in Krieg mit einander liegen? Karl, als Herr der Niederlande, hatte Artois, und viele Städte, wiederzufordern. Als König von Neapel und Sicilien, muſſte er gewärtig ſein, daß Franz der *I.* dieſe Staaten, unter eben dem Vorwande, wiederfordern würde, als Ludwig der *XII.* Als König von Spanien, hatte er die Uſurpation von Navarra zu verfechten. Als Kaiſer, muſſte er das groſſe Mailändiſche Lehn gegen die Franzöſiſchen Anſprüche vertheidigen. Was für Anlas, Europa zu verwüſten!

Zwiſchen dieſen beiden groſſen Nebenbulern ſucht Leo der X. anfänglich das Gleichgewicht zu erhalten. Aber wie kann er das? Wen ſoll er zu ſeinem Vaſallen, zum König beider Sicilien, wählen, Karl'n den *V.*, oder Franz den *I.*? Was ſoll aus dem alten, ſchon im dreizehnten Jahrhunderte gegebenen, Päbſtlichen Geſez wer-

den: Nie ſoll ein König von Neapel Kaiſer werden können? einem Geſez, welchem ſich Karl von Anjou unterworfen hatte, und welches die Päbſte, als die Schuzwehr ihrer Unabhängigkeit betrachteten. Leo der X. war nicht mächtig genug, dieſem Geſez Vollſtrekkung zu verſchaffen; es konnte in Rom in Anſehn ſtehn, aber im Reiche ward es nicht geachtet. Der Pabſt ward bald genötigt, Karl'n dem *V.* eine Diſpenſation zu ertheilen, welche zu verlangen dieſer ſich herablies, und wider Willen einen Vaſallen anzuerkennen, vor dem er zitterte. Er giebt die Diſpenſation, und bereut es auch gleich wieder.

Dieſes Gleichgewicht, welches Leo der X. halten wollte, hatte Heinrich der *VIII.* in Händen. Auch ſchmeicheln ihm der König von Frankreich, und der Kaiſer, und Beide ſuchen, ſeinen Premierminiſter, den Kardinal Wolſey, zu gewinnen.

1520. Zuerſt veranſtaltet Franz der *I.* die berühmte Unterredung bei Calais mit dem Könige von England. Karl kommt hernach von Spanien, und beſucht Heinrich den *VIII.* zu Kanterbury, und Heinrich begleitet ihn zurük nach Calais und nach Grevelingen.

Es war natürlich, daß der König von England des Kaiſers Partei nam, weil er, durch ein Bündnis mit demſelben hoffen konnte, die Provinzen in Frankreich wiederzubekommen, welche ſeine Vorfahren beſeſſen hatten; anſtatt daß er, durch ein Bündnis mit Franz dem *I.*, in Teutſchland nichts gewinnen konnte, wo er nichts zu fordern hatte.

Während dem, daß er noch auf gelegnere Zeit wartet, hebt Franz der *I.* dieſen Streit ohn Ende damit an, daß er Navarra wegnimmt. Ich bin weit entfernt, die Schilderung Europen's aus den Augen zu verlieren, um die umſtändlichen Erzälungen einiger Geſchichtſchreiber zu widerlegen; aber ich kann nicht umhin, anzumerken, wie ſehr Puffendorf zuweilen irrt. Er ſagt, dieſer Zug gegen Navarra geſchah im Jahre 1516., unmittelbar nach dem Tode Ferdinand's des Katholiſchen, und zwar von dem verjagten Könige. Er ſezt hinzu, Karl hatte immer ſein *plus ultra* vor Augen, und ſchmiedete, mit jedem Tage, weitausſehende Entwürfe. Dies enthält mehrere Irrthümer. Karl war, im Jahre 1516., funfzehn Jahr alt; dies iſt kein Alter für weitausſehende Entwürfe, und er hatte auch noch nicht

ſeinen Denkſpruch *plus ultra* gewählt. Nach Ferdinand's Tode endlich war es nicht Jean d'Albret, welcher, im Jahre 1516., Navarra einnam. Jean d'Albret ſtarb in dieſem Jahre, und Franz der *I.* war es, der dieſe vorübergehende Eroberung, im Namen des Henri d'Albret, nicht im Jahre 1516., ſondern im Jahre 1521., machte.

Weder Karl der *VIII.*, noch Ludwig der *XII.*, noch Franz der *I.*, behielten ihre Eroberungen. Das kaum eroberte Navarra ward von den Spaniern wieder weggenommen. Von der Zeit an muſſten ſich die Franzoſen immer mit den Spaniern, an allen Grenzen des Königreichs, gegen Fuenterabia, gegen Flandern, und gegen Italien, herumſchlagen, und in dieſer Lage blieben die Sachen bis zum achtzehnten Jahrhunderte.

1521. In derſelben Zeit, da Karl's des *V.* Spaniſche Truppen Navarra wiedernamen, drangen ſeine Teutſche Völker bis in die Picardie, und ſeine Anhänger brachten Italien in Aufruhr.

Der Pabſt Leo der *X.*, welcher immer zwiſchen Franz dem *I.* und Karl'n dem *V.* hin und her wankte, war damals auf des Kaiſers Seite. Er beſchwerte ſich mit Recht über die

Franzoſen; denn ſie hatten ihm Reggio wegnehmen wollen, unter dem Vorwande, daß es von dem Mailändiſchen abhängig wäre, und machten ſich alſo, durch unzeitige Gewaltthätigkeiten, ihre neue Nachbaren zu Feinden. Lautrec, Gouverneur von Mailand, hatte den Edlen Palavicini, auf den Verdacht, daß er das Land zum Aufruhr reizte, viertheilen laſſen, und ſeinem eignen Bruder de Foix die konfiscirten Güter des Beſchuldigten gegeben. Alle Gemüter waren in Gährung. Die Franzöſiſche Regierung ſuchte dieſen Unordnungen weder durch Klugheit, noch durch Ueberſendung des nötigen Geldes, zu ſteuern.

Vergebens hatte der, mit den Schweizern nunmehr verbündete, König von Frankreich Schweizer in ſeinem Solde; die Kaiſerliche Armee hatte auch dergleichen; und als der, den Königen von Frankreich immer ſo ſchädliche, Kardinal von Sion Mittel gefunden hatte, die Schweizer von der Franzöſiſchen Armee ab- und nach Hauſe zu lokken, ſo ward Lautrec, der Gouverneur von Mailand, aus der Hauptſtadt, und bald auch aus dem Lande, gejagt. Leo der X. ſtarb damals zu einer Zeit, da ſeine 1521.

weltliche Monarchie ſich befeſtigte, und ſeine geiſtliche anfing, in Abname zu kommen.

Es ward bald ſichtbar, wie mächtig Karl der *V.* war, und welche Klugheit in ſeinem Konſeil herrſchte. Er hatte Einflus genug, ſeinen Lehrer Adrian zum Pabſt erwählen zu laſſen, ob derſelbe gleich zu Utrecht geboren, und zu Rom faſt ganz unbekannt war. Gedachtes Konſeil, welches immer dem Konſeil Franz des *I.* überlegen war, hatte auch die Geſchiklichkeit Heinrich den *VIII.* gegen Frankreich aufzuwiegeln, welcher wenigſtens hofte, dieſes Land, das ehmals die Könige von England beſeſſen hatten, zerſtükkeln zu können. Karl geht ſelbſt nach England, um die Zurüſtung, und die Abfahrt zu beſchleunigen. Er wuſſte ſogar bald nachher die Venediger von Frankreich's Bündnis ab- und auf ſeine Seite zu ziehn. Zu noch gröſſerm Unglük verjagt eine Partei, die er in Genua hatte, mit Hülfe ſeiner Truppen, die Franzoſen, und erwählt, unter Kaiſerlichem Schuz, einen neuen Doge. So ward, durch ſeine Macht, und durch ſeine Geſchiklichkeit, die Franzöſiſche Monarchie von allen Seiten gedrängt und eingeſchränkt.

Franz der *I.*, der, bei ſolchen Umſtänden, zu viel auf ſeine Vergnügungen wendete, und wenig Geld zu ſeinen Staatsgeſchäften übrig behielt, ſah ſich genötigt, in Tours ein groſſes Gitter von gediegenem Silber zu nemen, womit Ludwig der *XI.* das Grab des heiligen Martin hatte umgeben laſſen, und welches ſiebentauſend Mark wog. Freilich war dies Silber dem Staate nötiger, als dem heiligen Martin, aber dieſes Hülfsmittel bewies doch, wie dringend das Bedürfnis war. Schon vor einigen Jahren hatte der König zwanzig neue Natsſtellen im Pariſer Parlamente verkauft. Die auf ſolche Weiſe feilgebotne obrigkeitliche Würden, und die von den Gräbern weggenommne Zierden, zeugten nur zu ſehr von den Unordnungen in den Finanzen.

Er ſah ſich allein gegen ganz Europa; aber weit entfernt, den Mut ſinken zu laſſen, leiſtete er von allen Seiten Widerſtand. Die Grenzen der Picardie wurden in ſo guten Vertheidigungsſtand geſezt, daß der Engländer, ob er gleich an Calais den Schlüſſel von Frankreich hatte, nicht in das Königreich eindringen konnte. In Flandern hielt man das Glük im Gleichgewicht; lies ſich von der Spaniſchen Seite nicht zu nahe kommen;

und endlich entſchlos ſich der König, dem in Italien nichts übrig blieb, als das Schlos Cremona, ſelbſt nach Italien zu gehn, und das Mailändiſche, dieſen verderblichen Gegenſtand des Ehrgeizes der Könige von Frankreich, wieder zu erobern.

Zur Anſchaffung ſo vieler Hülfsquellen, und zu der Verwegenheit, in das Mailändiſche einzurükken, da man von allen Seiten angegriffen ward, reichten zwanzig Ratsſtellen, und das Gitter des heiligen Martins, nicht zu. Man veräuſſerte zum erſtenmal Domänen des Königs, erhöhte die Steuern, und andre Abgaben. Dies war ein groſſer Vortheil, den die Könige von Frankreich vor ihren Nachbaren voraus hatten. Karl der *V.* konnte in keinem ſeiner Staaten ſo deſpotiſch verfahren. Aber dieſe traurige Leichtigkeit, ſich zu Grunde zu richten, brachte dem Lande mehr als Ein Unglük zuwege.

Unter die Urſachen der Unglüksfälle Franz des *I.* kann man auch die Ungerechtigkeit zälen, welche er dem Konnetable de Bourbon bewies, dem er den Sieg bei Marignano zu danken hatte. Es war nicht genug, daß man denſelben, bei aller Gelegenheit, gekränkt und gedemütigt hatte. Die Königin Mutter, Louiſe von Sa-

voyen, Herzogin von Angouleme, die den zum Wittwer gewordnen Konnetable hatte heiraten wollen, und von demſelben war ausgeſchlagen worden, wollte ihn zu Grunde richten, da ſie ihn nicht heuraten konnte. Sie erwekte ihm einen Proces, den alle Rechtsverſtändige für höchſt ungerecht anerkannten; und den nur die allmächtige Mutter eines Königs gewinnen konnte.

Der Proces betraf alle Güter des Hauſes Bourbon. Die Richter, denen man zu eifrig anlag, gaben ein Dekret, wodurch dieſe Güter ſequeſtrirt, und alſo dem Konnetable aus den Händen genommen wurden. Dieſer Prinz ſchikt ſeinen Freund, den Biſchof von Autün, an den König, und läſſt wenigſtens um Aufſchub bitten. Der König läſſt den Biſchof nicht einmal vor ſich kommen. Der verzweiflungsvolle Konnetable hatte ſchon heimliche Anträge von Karl'n dem *V.* bekommen. Es wäre Heldenmut geweſen, ſtandhaft zu leiden, und treu zu dienen. Es giebt noch eine andre Art von Gröſſe, nemlich, ſich zu rächen. Charles de Bourbon ergrif dieſe verderbliche Partei; er verlies Frankreich, und ging zum Kaiſer über.

Wenig Menſchen haben das traurige Vergnügen der Rache in vollerm Maaſſe genoſſen.

Alle Geſchichtſchreiber brandmarken den Konnetable mit dem Namen eines Verräters. Man konnte ihn einen Rebellen und Ueberläufer nennen; denn man mus jedem Dinge ſeinen wahren Namen beilegen. Verräter iſt derjenige, welcher den Schaz, oder das Geheimnis, oder die Feſtungen, ſeines Herrn, oder ſeinen Herrn ſelbſt, dem Feinde in die Hände liefert. Das Lateiniſche Wort *tradere*, von welchem das Franzöſiſche *traître*, und das Italieniſche *traditore*, herkommt, hat keine andre Bedeutung.

Dies war ein Verfolgter, der flüchtig ward, ſich den Bedrükkungen eines ungerechten und verderbten Hofes zu entziehen, und der ſich unter den Schuz eines mächtigen Vertheidigers begab, um ſich, mit den Waffen in der Hand, zu rächen.

1523. im April Der Konnetable de Bourbon, weit entfernt, Karl'n dem *V.* das geringſte zu übergeben, was dem Könige von Frankreich zugehörte, übergab demſelben ſich einzig und allein in der Franche-Comté, wohin er, ohne alle Beiſtandsmittel, entfloh.

Sobald

Sobald er auf Kaiſerlichem Grund und Boden angekommen war, ſo zerris er öffentlich alle Bande, welche ihn an den König knüpften, von welchem er ſich beleidigt glaubte. Er entſagte allen ſeinen Würden, und nam den Titel eines Generaliſſimus der Kaiſerlichen Armeen an. Das hies nicht, den König verraten, ſondern, ſich öffentlich gegen denſelben erklären. Seine Freimütigkeit war zwar die Freimütigkeit eines Rebellen, ſein Abfall war ſtrafbar; aber es war dabei gewis weder Treuloſigkeit, noch Niederträchtigkeit. Er war ungefähr in dem nemlichen Falle, wie der Prinz Louis de Bourbon, den man den groſſen Condé zu nennen pflegt, und der ſich an die Spize der Spaniſchen Armeen ſtellte, um ſich an dem Kardinal Mazarin zu rächen. Dieſe beide Prinzen waren beide Rebellen, keiner von beiden aber treulos, oder Verräter.

Es iſt wahr, daß der Franzöſiſche, der Herzogin von Angouleme völlig ergebne, Hof die Freunde des Entflohnen verfolgte, weil dieſe Dame dem Konnetable feind war. Der Kanzler Düprat beſonders, ein eben ſo harter, als knechtiſcher, Mann, lies ihn, und ſeine Freunde, als Verrä-

ter verurtheilen; aber Verräterei und Rebellion ſind zwei ſehr verſchiedne Dinge.

Alle unſre Bücher in *ana*, alle unſre Sammlungen von Erzälungen, haben das Geſchichtchen eines Grand von Spanien wiederholt, der ſein Haus zu Madrid verbrannte, weil der Verräter Bourbon in demſelben geſchlafen hatte. Dieſe Anekdote iſt leicht zu widerlegen. Der Konnetable de Bourbon iſt nie nach Spanien gekommen, und überdies ſezten die Spanier immer ihre Grösſe darin, die in ihrem Vaterlande verfolgten Franzoſen zu beſchüzen.

Der Konnetable, als Generaliſſimus der Kaiſerlichen Armeen, rükt in das Mailändiſche ein, wohin die Franzoſen, unter ſeinem gröſſten Feinde, dem Admiral Bonnivet, zurükgekommen waren. Ein Konnetable, der die Stärke und die Schwäche aller Franzöſiſchen Truppen kannte, muſſte einen groſſen Vortheil haben. Karl hatte noch gröſſre; faſt alle Italieniſche Fürſten waren auf ſeiner Seite; die Völker haſſten die Franzöſiſche Herrſchaft; und endlich hatte er auch die beſten Generale von Europa, einen Marquis de Pescaire, einen Lanoy, einen Giovanni de' Medici, lauter Namen, die noch in unſern Tagen berühmt ſind.

Der Admiral Bonnivet, der dieſen Generalen entgegengeſezt ward, kam mit ihnen nicht in Vergleich; und wenn er ihnen auch an Genie überlegen geweſen wäre, ſo ſtand er ihnen doch an der Anzal, und an der Beſchaffenheit, der Truppen nach, die noch dazu nicht bezalt wurden. Er mus alſo fliehen, und wird, auf ſeinem Zukzuge bei Biagraſſe angegriffen. Der berühmte Bayard, der nie ein Hauptkommando führte, aber den Beinamen des Ritters ſonder Furcht und Tadel ſo wohl verdiente, ward auf dieſem Rükzuge bei Biagraſſe tödtlich verwundet. Faſt alle Leſer wiſſen, daß Charles de Bourbon, als er ihn in dieſem Zuſtande ſah, ihm zu erkennen gab, wie ſehr er ihn bedauerte, und daß der ſterbende Ritter ihm antwortete: Ich bin nicht zu bedauern, aber Ihr, weil Ihr gegen Euern König, und Euer Vaterland fechtet.

Es fehlte nicht viel, ſo hätte der Abfall dieſes Prinzen dem Königreiche den Untergang zugezogen. Er hatte ſtreitige Rechte auf die Provence, die er durch Waffen geltend machen konnte, anſtatt der weſentlichen Rechte, die er im Proces verloren hatte. Karl der *V.* hatte ihm das alte Königreich Arles, oder das Arelat, verſprochen, wo-

von die Provence den vornemſten Theil ausma-
1524. chen ſollte. Der König Heinrich der *VIII.* gab ihm, dieſes Jahr hindurch, monatlich hundert-tauſend Thaler zu den Kriegskoſten. Er hatte Toulon weggenommen, und belagerte Marſeille.

Franz der *I.* hatte unſtreitig Anlas zur Reue; indeſſen war noch nichts verloren. Der König hatte eine gute Armee; er eilte Marſeille zu Hülfe, und nachdem er die Provence befreit hatte, rükte er noch einmal in das Mailändiſche. Bourbon ging nun durch Italien nach Teutſchland, um friſche Truppen zu holen, und Franz der *I.* betrachtete ſich, in dieſer Zwiſchenzeit, eine Zeitlang als den Herrn von Italien.

Einunddreiſſigſtes Kapitel.

Franz des *I.* Gefangennemung. Rom's Plünderung. Soliman wird zurükgeſchlagen. Fürſtenthümer werden vergeben. Einname von Tunis? Frage: ob Karl der *V.* nach der Univerſalmonarchie ſtrebte? Soliman wird in Babylon zum Könige von Perſien anerkannt.

Wir haben hier eins der gröſſten Beiſpiele von den Streichen des Glüks, welches am Ende doch nichts anders iſt, als die notwendige Verkettung aller Begebenheiten der Welt. Von der einen Seite beſchäftigt ſich Karl der *V.* in Spanien damit, daß er Rangordnungen entwirft, und das Hofceremoniel feſtſezt; von der andern iſt Franz der *I.*, ſchon berühmt in Europa durch den Sieg bei Marignano, eben ſo tapfer, als der Ritter Bayard, begleitet von dem braven Adel ſeines Königreichs, gefolgt von einer guten und wohlverſehnen Armee, mitten im Mailändiſchen.

Der Pabſt Klemens der *VII.*, welcher ſich mit Recht vor dem Kaiſer fürchtete, erklärt ſich laut für die Partei des Königs von Frankreich. Einer der beſten Feldherrn damaliger Zeiten, Giovanni de' Medici, ſtreitet für ihn

an der Spize eines auserleſnen Haufens, nach-
dem er die Kaiſerlichen Dienſte verlaſſen hatte.
1525. Indeſſen wird er doch bei Pavia geſchlagen, und
den
14ten ungeachtet der tapferſten Thaten, welche allein
Febr. hinreichten, ſeinen Namen unſterblich zu machen,
gefangen genommen, er, und die vornemſten
Franzöſiſchen Herren, und der Titularkönig von
Navarra Henri d'Albret, ein Sohn deſſen,
der ſein Königreich verloren, und blos Bearn
behalten hatte.

Franzen's Unglük wollte noch, daß er von dem einzigen Franzöſiſchen Officier gefangen ward, welcher dem Herzoge von Bourbon gefolgt war, und daß derſelbe Menſch, der zu Paris war verurtheilt worden, Herr von ſeinem Leben werden muſſte. Dieſer Edelmann, Namens Pomperan, hatte zu gleicher Zeit den Ruhm, ihm das Leben zu retten, und ihn gefangen zu nemen. Es iſt wahr, daß an eben dem Tage der Herzog von Bourbon, einer ſeiner Ueberwinder, ihn beſuchte, und ſeines Triumphes genos, und dieſe Zuſammenkunft war für Franz den *I.* wohl nicht der angenemſte Augenblik dieſes Tages. Nie enthielt ein Brief mehr Wahrheit, als der Brief dieſes Monarchen an ſeine

Mutter: Madame, alles iſt verloren; nur die Ehre nicht.

Entblöſſte Grenzen, der Schaz des Königs ohne Geld, Beſtürzung in allen Ständen des Königreichs, Zwietracht im Konſeil der Königin Mutter, als Regentin des Reichs, der König Heinrich der *VIII.* von England, der Frankreich mit einem Einfall, und mit Erneurung der Zeiten Eduard's des *III.*, und Heinrich's des *V.*, bedrohte, — alles ſchien einen unvermeidlichen Untergang anzukündigen.

Karl der *V.*, der noch nicht den Degen gezogen hatte, hält alſo in Madrid nicht allein einen König, ſondern auch einen Helden, gefangen. Karl ſcheint damals mit ſeinem Glük nicht gleichen Schritt gehalten zu haben; denn, anſtatt in Frankreich einzudringen, und perſönlich in Italien den Sieg ſeiner Generale zu benuzen, bleibt er in Spanien müſſig; anſtatt wenigſtens Mailand für ſich zu nemen, glaubt er die Belehnung davon an Francesco Sforza verkaufen zu müſſen, um Italien nicht gar zu mistrauiſch zu machen. Heinrich der *VIII.*, anſtatt ſich mit ihm zu vereinigen, um Frankreich zu zerſtükkeln, wird eiferſüchtig über ſeine Gröſſe, und tritt mit der Regentin in Unterhandlungen. Kurz, die

Gefangennemung Franz des *I.*, welche ſo groſ-ſe Staatsveränderungen hätte nach ſich ziehen ſollen, brachte wenig mehr zu wege, als ein Lö-ſegeld, Vorwürfe, Abläugnungen, und feierli-che und fruchtloſe Ausforderungen, welche dieſen ſchreklichen Auftritten einen Anſtrich von Lächer-lichkeit gaben, und die beiden erſten Perſonen der Chriſtenheit herabzuwürdigen ſchienen.

Henri d'Albret, welcher in Pavia gefangen gehalten ward, entwiſchte, und kam nach Frank-reich. Franz der *I.*, der in Madrid beſſer be-obachtet ward, muſſte, um aus der Gefangen-ſchaft zu kommen, dem Kaiſer das ganze Her-zogthum Bourgogne, einen Theil der Franche-Comté, alles, was er jenſeits den Alpen forder-te, die Oberlehnsherrlichkeit über Flandern und Artois, den Beſiz von Arras, Ryſſel, Door-nyk, Mortagne, Hedin, Saint-Amant, und Orchie, abtreten. Er unterſchreibt nicht allein, daß er ſeinen Sieger, den Konnetable de Bour-bon, in alle Güter, die er ihm abgenommen, wieder einſezen will, ſondern verſpricht auch, dieſem Feinde, wegen der Forderun-gen, die er an die Provence zu machen hat, gerecht zu werden. Endlich heuratet er, um ſeine Demütigung vollkommen zu machen,

1526. den 15ten Jänner.

zu der Gefangenſchaft die Schweſter des Kaiſers. Der Graf von Lanoy, einer von den Generalen, die ihn gefangen genommen hatten, kömmt geſtiefelt in ſein Zimmer, um ihn den Kontrakt dieſer erzwungnen Heurat unterſchreiben zu laſſen. Dieſer Traktat von Mailand war eben ſo nachtheilig, als der von Bretigni; aber Franz der *I.*, als er wieder auf freien Füſſen war, hielt ſeinen Traktat nicht, wie ihn der König Johann gehalten hatte.

Nachdem er Bourgogne abgetreten hatte, 1526. fand er ſich mächtig genug, dieſe Provinz zu behalten. Er verlor die Oberlehnsherrlichkeit über Flandern und Artois; büſſte aber dabei weiter nichts, als eine leere Ehrenbezeigung ein. Seine beide Söhne gingen, ſtatt ſeiner, als Geiſſeln, in die Gefangenſchaft; aber er kaufte ſie mit Gelde los, welches Löſegeld ſich wirklich auf zwei Millionen Goldthaler belief, und Frankreich ſehr zur Laſt fiel. Wenn man bedenkt, was die Gefangenſchaften Franz des *I.*, und des Königs Johann, und Ludwig's des Heiligen, koſteten, und wie ſehr die Verſchwendung der Schäze Karl's des *V.* durch ſeinen Bruder, den Herzog von Anjou, und die Kriege gegen England Frankreich erſchöpft hatten, ſo bewun-

dert man die Hülfsquellen, welche Franz der *I.* gleichwohl in der Folge fand. Dieſe Hülfsquellen hatte man den auf einander folgenden Erwerbungen des Delphinats, der Provence und Bretagne, der Wiedervereinigung von Bourgogne, und dem Flor der Handlung, zu danken. Dies erſezte alle Unglüksfälle, und erhielt Frankreich gegen die Uebermacht Karl's des *V.* aufrecht.

Ehre erwarb Franz der *I.* bei dieſer ganzen traurigen Begebenheit nicht. Er hatte Karl'n dem *V.* ſein Wort gegeben, ihm Bourgogne zu überliefern; ein Verſprechen, das aus Schwachheit gethan war, und aus Klugheit gebrochen ward, aber mit Schande. Der Kaiſer warf es ihm vor. Er mochte immer darauf zur Antwort geben: Ihr lügt es in Euern Hals, und ſo oft Ihr es wieder ſagt, ſagt Ihr eine Lüge; das Geſez der Staatsklugheit war für Franz den *I.*, aber das Geſez der Ritterſchaft war wider ihn.

Der König wollte ſeine Ehre dadurch ſicher ſtellen, daſt er Karl'n dem *V.* einen Zweikampf vorſchlug, wie **Philipp von Valois Eduard** den *III.* herausgefordert hatte. Der Kaiſer nam die Ausfordrung an, und ſchikte ihm ſogar

durch einen Herold die ſogenannte Sicherheit des Kampfplazes, nemlich die Beſtimmung des Orts zum Zweikampf, und die Bedingungen. Franz der *I.* empfing dieſen Herold in dem groſ-ſen Saale des Pallaſtes, im Beiſein des ganzen Hofes, und aller Geſandten; wollte ihm aber nicht erlauben, zu ſprechen. Der Zweikampf ging nicht vor ſich. So viel Anſtalten dienten blos zur Vermehrung des Lächerlichen, wofür auch der Thron ſelbſt die Menſchen nicht ſchüzt.

Noch war es, bei dieſer ganzen Geſchichte, auffallend, daß der König den Pabſt Klemens den *VII.* um eine Abſolutionsbulle erſuchte, über die Abtretung der Lehnsherrlichkeit von Flandern und Artois. Er lies ſich alſo darüber Abſolu-tion geben, daß er einen Eid gehalten hatte, den er nicht brechen konnte, und forderte doch keine Abſolution darüber, daß er geſchworen hatte, Bourgogne abzutreten, und es nicht abgetreten hatte. Man würde ein ſolches Poſſenſpiel gar nicht glauben, wenn dieſe Bulle vom 25 Novem-ber nicht noch wirklich vorhanden wäre.

Eben dieſes Glük, welches, im Jahre 1525., einen König in die Gefangenſchaft des Kaiſers brachte, machte auch, im Jahre 1527., den Pabſt Klemens den *VII.* zu ſeinem Gefangnen,

ohne daß er es vorausſah, oder den geringſten Antheil daran hatte. Die Furcht vor ſeiner Macht hatte den Pabſt, den König von England, und die Hälfte von Italien, gegen ihn vereinigt. Eben der Herzog von Bourbon, der Franz dem *I.* ſo verderblich war, ward es auch Klemens dem *VII.* Er kommandirte an den Mailändiſchen Grenzen, eine ſiegreiche, aber ſchlecht beſoldete, und an allen Bedürfniſſen Mangel leidende, Armee von Spaniern, Italienern, und Teutſchen. Er thut ſeinen Hauptleuten und Soldaten den Vorſchlag, Rom zu plündern, und ſich dadurch ihren Sold zu verſchaffen, grade ſo, wie ehmals die Heruler und Gothen dieſen Zug gethan hatten. Die Truppen flogen nach Rom, ungeachtet zwiſchen dem Pabſt und dem Vicekönig von Neapel ein Waf-
1527. den 5ten Mai. fenſtillſtand unterzeichnet war. Man erſteigt die Mauern; Bourbon verliert das Leben dabei, aber Rom wird eingenommen, und, wie unter Alarich, geplündert und verheert, und der auf die Engelsburg geflüchtete Pabſt iſt daſelbſt ein Gefangner.

Die Teutſchen und Spaniſchen Truppen lebten in Rom neun Monate auf Diskretion. Die Plündrung ſoll ſich auf funfzehn Millionen Thaler belaufen haben.

Es ſcheint, daß dieſes der Zeitpunkt war, Kaiſer von Rom zu ſein, und das zu vollenden, was ein Karl der Groſſe, und die Ottonen, angefangen hatten. Aber durch ein ſonderbares Verhängnis, wovon der einzige Grund immer in der Eiferſucht der Nationen lag, iſt das neuere Römiſche Reich immer nur ein Schattenbild geblieben.

Rom's Eroberung, und des Pabſtes Gefangenſchaft, verhalfen Karl'n den *V.* eben ſo wenig zur unumſchränkten Oberherrſchaft von Italien, als Franz des *I.* Gefangenſchaft zum Eindringen in Frankreich. Der Gedanke einer Univerſalmonarchie, den man Karl'n dem *V.* andichtet, iſt alſoeben ſo falſch und ſo ſchimäriſch, als der, den man, in der Folge, Ludwig dem *XIV.* aufbürdete. Weit entfernt, Rom zu behalten, weit entfernt, ganz Italien zu unterjochen, giebt er dem Pabſte ſeine Freiheit, für 1528.
viermalhunderttauſend Goldthaler, wieder, wovon er noch dazu nur einmalhunderttauſend bekömmt, ſo wie er die Franzöſiſchen Prinzen für zwei Millionen Thaler losgiebt.

Man erſtaunt darüber, daß ein Kaiſer, der Spanien, die ſiebzehn Niederländiſchen Provinzen, Neapel und Sicilien beherrſcht, Lehnsherr

der Lombardei iſt, Mexiko ſchon im Beſiz hat, und für welchen grade damals auch Peru erobert ward, ſein Glük ſo wenig benuzte. Aber die erſten Schäze, die man ihm aus Mexiko ſchikte, hatte das Meer verſchlungen, und er bekam aus Amerika keinen feſtgeſezten Tribut, wie ihn, in der Folge, Philipp der II. empfing. In Teutſchland hinderten ihn die Unruhen, welche Luther's Reformation anrichtete; die Türken in Ungarn beunruhigten ihn noch mehr. Er muſſte, zu gleicher Zeit, Soliman und Franz den *I.* zurüktreiben, die Teutſchen Fürſten in Zaum halten, die Italieniſchen zu Freunden zu behalten ſuchen, beſonders die Venediger, und Heinrich's des *VIII.* Unbeſtändigkeit zu fixiren. Er ſpielte immer die erſte Rolle auf dem Schauplaz von Europa; aber er war immer weit von der Univerſalmonarchie entfernt.

Seine Generale hatten noch viele Mühe, die Franzoſen, die im Jahre 1528. bis nach Neapel vorgedrungen waren, aus Italien zu verjagen. Das Syſtem des Gleichgewichts war grade damals in Europa eingeführt worden. Denn unmittelbar nach Franz des *I.* Gefangennemung verbanden ſich England und die Italieniſchen Mächte mit Frankreich, zum Gegengewicht ge-

gen die Macht des Kaiſers. Eben ſo verbanden ſie ſich nach der Gefangennemung des Pabſtes.

Der Friede ward zu Kamerich, nach dem 1529.
Plan des Traktats zu Madrid, geſchloſſen, durch welchen Franz der *I.* aus der Gefangenſchaft war befreit worden. Bei dieſem Frieden gab Karl die beiden Prinzen von Frankreich los, und ſtand von ſeinen Anſprüchen auf Bourgogne ab, gegen Erlegung von zwei Millionen Thalern.

Nun erhebt ſich Karl aus Spanien, um die Krone von den Händen des Pabſtes zu empfangen, und demjenigen die Füſſe zu küſſen, den er gefangen gehalten hatte. Er ſchaltet, als wahrer Eigenthumsherr, über die ganze Lombardei.
Er belehnt den Francesco Sforza mit dem 1529.
Mailändiſchen, und den Aleſſandro de' Medici mit Toskana. Er ſezt einen Herzog von Man- 1530.
tua ein, und läſſt von dem Pabſt Modena und Reggio an den Herzog von Ferrara herausgeben; alles das aber für Geld, und ohne ſich etwas anders vorzubehalten, als die Oberlehnsherrlichkeit.

So viele Fürſten zu ſeinen Füſſen geben ihm eine Hoheit und Gröſſe, welche Ehrfurcht einprägt. Seine wahre Gröſſe beſtand darin, daß er mit Hülfe ſeines Bruders Ferdinand, und

beſonders der Proteſtantiſchen Teutſchen Fürſten, welche ſich zur allgemeinen Vertheidigung hervorthaten, an der Spize von hunderttauſend Mann, den Soliman aus Ungarn zurüktrieb. Dies war der Anfang ſeines thätigen Lebens, und ſeines perſönlichen Ruhms.

Man ſieht ihn nun, zu gleicher Zeit, ſich mit den Türken herumſchlagen, die Franzoſen jenſeits den Alpen zurükhalten, eine Kirchenverſammlung anſezen, und wieder nach Spanien zurükfliegen, um in Afrika Krieg zu führen. Er
1535. landet vor Tunis, ſchlägt den Uſurpator dieſes Königreichs, ſezt in Tunis einen König ein, der an Spanien Tribut bezalt, befreit achtzehntauſend Chriſten aus der Sklaverei, die er im Triumph nach Europa zurükbringt, und welche, mit Hülfe ſeiner Wohlthaten und Geſchenke, jeder in ſein Vaterland zurükgehn, und Karl's des *V.* Namen bis in den Himml erheben. Alle Chriſtliche Könige ſchienen nun klein gegen ihn, und der Glanz ſeines Rufs verdunkelte jeden andern Ruhm.

Auch das wollte ſein Glük noch, daß Soliman, dieſer fürchterlichere Feind, als Franz der *I.*, ſich damals gegen die Perſer zu ſchaffen
1534. machte. Er hatte Tauris eingenommen, ſich von

da

da gegen das alte Aſſyrien gewendet, war als Eroberer in Bagdad, dem neuen Babylon, eingezogen, und hatte Meſopotamien und Chaldäa, das jezt Diarbek heiſſt, und Kurdiſtan, bezwungen. Endlich hatte er ſich von dem Kalifen von Bagdad als König von Perſien anerkennen und einweihen laſſen. Die Kalifen in Perſien hatten, ſeit langer Zeit, keine andre Ehre, als die, den Sultanstulbend in Ceremonie zu überreichen, und dem Mächtigſten den Säbel umzugürten.

Machmud, Dſchingis, Timur-lenk, und Ismael Sophi, hatten die Perſer daran gewöhnt, ihre Oberherren zu verändern. Soliman, nachdem er Ismael's Sohne Thamas die Hälfte von Perſien abgenommen hatte, kehrte triumphirend nach Konſtántinopel zurük. Seine Generale verloren in Perſien einen 1535.
Theil der Eroberungen ihres Herrn. So hielt ſich alles einander die Waage, und ſo fiel immer ein Staat über den andern her, der Perſer über den Türken, der Türke über Teutſchland und Italien, Teutſchland und Spanien über Frankreich, und wenn es noch weſtlichere Völker gegeben hätte, ſo würden Spanien und Frankreich an denſelben neue Feinde gehabt haben.

Europa hatte, ſeit dem Fall des Römiſchen Kaiſerthums, keine gewaltigere Erſchüttrungen empfunden; und kein Kaiſer hatte, ſeit Karl'n dem Groſſen, in ſolchem Glanze geſtralt, als Karl der *V.* Der eine behauptet den erſten Rang im Andenken der Menſchen, als Eroberer und Stifter; der andre, mit eben ſo vieler Macht, hat eine weit ſchwerere Rolle zu ſpielen. Karl der Groſſe konnte, mit den zalreichen Armeen, welche, unter **Pipin** und Karl Martel, zum Kriege abgehärtet waren, leicht die weichlich gewordnen Longobarden unterjochen, und über die rohen Sachſen triumphiren. Karl der *V.* hat immer Frankreich, das Türkiſche Reich, und die Hälfte von Teutſchland, zu fürchten.

England, welches, im achten Jahrhunderte, von der übrigen Welt abgeſondert war, iſt im ſechszehnten ſchon ein mächtiges Königreich, mit dem man es nicht verderben darf. Was aber der Lage Karl's des *V.* vor der Lage Karl's des Groſſen den Vorzug giebt, iſt dieſes, daß, da er in Europa ungefähr eben ſo viel Land beherrſcht, dies Land beſſer bevölkert, weit blühender, und mit groſſen Männern in allen Fächern angefüllt iſt. In den erſten Zeiten der Wiederherſtellung des Kaiſerthums findet man nicht eine einzige groſſe

Handelsſtadt. Kein Name, als der Name des Oberherrn, kam auf die Nachwelt. Die einzige Provinz Flandern im ſechszehnten Jahrhunderte, iſt mehr wehrt, als das ganze Kaiſerthum im neunten. Italien zu Paul's des III. Zeiten iſt gegen Italien zu Hadrian's des I. und Leo des III. Zeiten, was die neue Bäuart gegen die Gothiſche iſt. Ich ſpreche hier nicht von den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, welche dieſes Jahrhundert dem Jahrhunderte des Auguſt's gleich machten, und von dem Glük, welches Karl der *V.* hatte, ſo viel groſſe Geniee unter ſeinen Unterthanen zu haben. Hier iſt nur die Rede von öffentlichen Angelegenheiten, und von der allgemeinen Schilderung der Weltbegebenheiten.

Zweiunddreiſſigſtes Kapitel.

Franz des *I.* Betragen. Seine Zuſammenkunft mit Karl'n dem *V.* Ihre Streitigkeiten, und Krieg. Bündnis des Königs von Frankreich und des Sultans Soliman. Franz des *I.* Tod.

Daß Franz der *I.*, als er ſeinen Nebenbuler Königreiche austheilen ſah, wieder in das Mailändiſche einrükken wollte, worauf er in zwei Traktaten Verzicht gethan hatte; und daß er grade eben den Soliman, und eben die Türken, zu Hülfe rief, welche Karl der *V.* zurükgetrieben hatte; kann ein Schritt ſein, den die Staatskunſt rechtfertigt, aber es gehörte viel Glük dazu, wenn er Ruhm bringen ſollte.

Dieſer Fürſt konnte ſeine Anſprüche auf Mailand, dieſen ewigen Zankapfel und Kirchhof der Franzoſen, fahren laſſen, wie Karl ſeine Rechte auf Bourgogne, die ſich auf den Traktat von Madrid gründeten, aufgegeben hatte. Er wäre alsdann im Genus eines glüklichen Friedens geblieben, hätte ſein Königreich weit mehr verſchönert, policirt und aufgeklärt, als er in ſeinen lezten Lebensjahren that, und hätte allen ſeinen

Tugenden eine freie Laufbahn eröfnet. Er ward gros durch Aufmunterung der Künſt' und Wiſſenſchaften, aber die unglükliche Leidenſchaft, immer Herzog von Mailand und Vaſall des Reichs, wider den Willen des Kaiſers, ſein zu wollen, that ſeinem Ruhme Schaden. Er ward bald 1536. dahin gebracht, Barbaroſſa's Hülfe zu ſuchen, muſſte ſich von ihm vorwerfen laſſen, daß er ihm nicht beigeſtanden hätte, und ward, auf öffentlichem Reichstage, wie ein meineidiger Regent behandelt.

Welch ein trauriger Kontraſt, in Paris Lutheraner, worunter auch Teutſche waren, bei langſamem Feuer braten zu laſſen, und ſich zu gleicher Zeit mit den Lutheriſchen Teutſchen Fürſten zu verbinden, bei welchen er ſich, dieſer Grauſamkeit wegen, entſchuldigen, und ſogar verſichern mus, daß unter den Hingerichteten keine Teutſchen befindlich geweſen wären! Wie können Geſchichtſchreiber ſo niederträchtig ſein, dieſe Hinrichtung zu billigen, und ſie dem frommen Eifer eines wollüſtigen Fürſten zuzuſchreiben, der nicht den geringſten Schatten von dieſer ihm beigelegten Frömmigkeit hatte? Wenn das eine religiöſe Handlung iſt, ſo wird ihr auf das grauſamſte widerſprochen durch die ungeheure Anzal

Katholiſcher Gefangner, welche ſein Traktat mit Soliman, in der Folge, auf Italien's Küſten, Barbaroſſa's Ketten überlieferte. Iſt es aber eine ſtaatskluge Handlung, ſo mus man auch die Verfolgungen der Heiden billigen, welche ſo viele Chriſten aufopferten. Dieſe Unglüklichen wurden, im Jahre 1535., zu Paris verbrannt. Der Pater Daniel ſchreibt am Rande: Beiſpiel der Frömmigkeit. Dieſes Beiſpiel der Frömmigkeit beſtand darin, daß man die Elenden an einem hohen Galgen hinaufzog, und zu wiederholten malen auf den Scheiterhaufen herunterfallen lies. In der That, ein Beiſpiel ausſtudirter Barbarei, welches eben ſo viel Abſcheu gegen die Geſchichtſchreiber einflöſſt, die ſie loben, als gegen die Richter, die ſie ausüben lieſſen!

Man ſezt hinzu, daß Franz der *I.* öffentlich erklärte: er würde ſeine eigne Kinder hinrichten laſſen, wenn ſie Kezer wären. Indeſſen ſchrieb er, zu eben der Zeit, ſelbſt an Melanchthon, einen der Stifter des Lutherthums, und wollte ihn bewegen, an ſeinen Hof zu kommen *).

Karl der *V.* machte es nicht ſo, obgleich die Lutheraner ſeine erklärte Feinde waren. Weit

*) Man ſehe Geſchichte des Parlements.

entfernt, Kezer dem Scharfrichter, und Chriſten den Feſſeln, zu überliefern, hatte er in Tunis achtzehntauſend Chriſtenſklaven, theils Katholiken, theils Proteſtanten, in Freiheit geſezt.

Zu dem verderblichen Zuge nach Mailand muſſte man durch Piemont gehn, und der Herzog von Savoyen verweigert dem Könige den Durchzug. Der König greift alſo den Herzog von Savoyen an, zu der Zeit, als der Kaiſer triumphirend aus Tunis zurükkam. Eine andre 1534.
Urſach, Savoyen mit Feuer und Schwert zu verheeren, war dieſe, daß Franz des *I.* Mutter aus dieſem Hauſe war. Anſprüche auf einige Theile dieſes Staats waren, ſeit langer Zeit, Urſachen der Uneinigkeit. Die Mailändiſchen Kriege hatten auch ihren Grund in der Heurat des Grosvaters Ludwig's des *XII.*

Es giebt keinen erblichen Staat in Europa, in welchem nicht Vermälungen Krieg geſtiftet hätten. Das Staatsrecht iſt dadurch eine der gröſſten Plagen für die Völker geworden. Faſt alle Klauſeln der Kontrakte und Verträge haben ihre Erklärung durch die Waffen bekommen. Des Herzogs Staaten wurden verwüſtet, und dieſer Einfall Franz des *I.* verſchafte der Stadt Genf völlige Freiheit, und machte ſie gleichſam zur

Hauptſtadt der neuen reformirten Religion. So geſchah es, daß eben der König, der in Paris die Neuerer, unter grauſamen Martern, hinrichten lies, der Prozeſſionen veranſtaltete, um ihre Irrthümer auszuſöhnen, der ſagte: er würde ſeine Kinder nicht verſchonen, wenn ſie ſich ein Gleiches zu Schulden kommen lieſſen, an allen andern Orten die gröſſte Stüze deſſen war, was er in ſeinen Staaten ausrotten wollte.

Es iſt eine groſſe Ungerechtigkeit des Paters Daniel, wenn er ſagt: daß die Stadt Genf damals ihre Rebellion gegen den Herzog von Savoyen auf den höchſten Gipfel trieb. Dieſer Herzog war nicht ihr Souverän. Sie war eine freie Reichsſtadt, und theilte, wie Köln, und viele andre Städte, die Regierung mit ihrem Biſchofe. Der Biſchof hatte einen Theil ſeiner Rechte an den Herzog von Savoyen abgetreten, und die Entſcheidung dieſer ſtreitigen Rechte war, seit zwölf Jahren, einem von beiden Theilen gebilligten Schiedsrichter übertragen.

Die Genfer ſagten, ein Biſchof hätte kein Recht auf Landeshoheit, die Apoſtel wären keine Fürſten geweſen, und wenn in den Zeiten der Anarchie und Barbarei die Biſchöfe Länder uſur-

pirt hätten, ſo müſſte das Volk, in aufgeklär-tern Zeiten, ihnen dieſelben wieder abnemen.

Worauf man aber eigentlich merken muſſte, war dieſes, daß Genf damals eine kleine und arme Stadt war, und daß dieſelbe, ſeitdem ſie ſich in Freiheit geſezt hatte, an Handel, und Kunſtfleis, und Bevölkerung, doppelt gewonnen hatte.

Was ärntet indeſſen **Franz** der *I.* von ſo 1536. vielen Unternemungen für Früchte? **Karl** der *V.* kommt von Rom, treibt die Franzoſen über die Alpen zurük, dringt mit funfzigtauſend Mann in die Provence ein, rükt bis Marſeille vor, und belagert Arles, mittlerweile eine andre Armee die Picardie und Champagne verheert. Die Frucht dieſes neuen Verſuchs gegen Italien war alſo dieſe, daß man Frankreich wagte.

Die Provence und das Delphinat wurden blos durch das kluge Betragen des Marſchalls von Montmorenci, ſo wie zu unſern Tagen durch den Marſchall von Belle-Isle, gerettet. Man kann, meines Erachtens, einen groſſen Nuzen aus der Geſchichte ſchöpfen, wenn man Zeiten und Begebenheiten vergleicht. Es iſt ein würdiges Vergnügen für einen guten Bürger des Staats, zu unterſuchen, durch was für Mittel man, auf dem nemlichen Boden, und

bei den nemlichen Gelegenheiten, zwei ſiegreiche Armeen verjagt hat.

In dem Müſſiggange groſſer Städte weis man ſelten, was für Anſtrengungen es koſtet, Lebensmittel in einem Lande zuſammenzubringen, welches kaum ſeine Einwohner ernährt, Sold für den Soldaten anzuſchaffen, ihm auf eignen Kredit zu den Notwendigkeiten zu verhelfen, die Flüſſe frei zu behalten, und den Feinden die vortheilhaften Poſten wegzunemen, die ſie beſezt haben. Dieſe Umſtändlichkeiten gehören nicht in unſern Plan. Die Unterſuchung derſelben iſt nur bei dieſer Kriegesoperation ſelbſt notwendig. Sie ſind die Materialien zum Gebäude; man zält ſie nicht mehr, wenn das Haus fertig iſt.

Der Kaiſer ward genötigt, ſich aus dieſem verheerten Lande weg- und mit einer, durch anſtekkende Krankheiten geſchmolznen, Armee wieder nach Italien zu ziehen. Das von dieſer Seite angefallne Frankreich betrachtete ſeine Freiheit als einen Triumph. Aber es wäre viel ſchöner, wenn man ihn verhindert hätte, einzudringen, als daß man ſich freute, ihn abziehn zu ſehn.

Was die Händel Karl's des *V.* und Franz des *I.*, und die Erſchütterungen, die Europa davon litt, noch karakteriſtiſcher machte, iſt das

ſeltſame Gemiſch von Treuherzigkeit und Falſchheit, von Jähzorn und Ausſöhnung, von den ſtechendſten Beleidigung und ſchneller Vergeſſenheit, von den ausſtudirteſten Kunſtgriffen und dem edelſten Zutrauen.

Es gab erſchrekliche Auftritte. Es gab auch lächerliche.

Franz des *I.* Sohn, der Dauphin Franz, 1536.
ſtirbt an Seitenſtichen. Man beſchuldigt einen Italiener, Namens Montecuculi, ſeinen Mundſchenken, ihn vergiftet zu haben; man hält Karl'n den *V.* für den Urheber des Verbrechens. Was hätte der Kaiſer dabei gewonnen, wenn er einen Prinzen von achtzehn Jahren hätte mit Gift aus dem Wege räumen laſſen, der noch niemas Anlas, zum Geſpräch von ſich, gegeben, und der einen Bruder hatte. Montecuculi ward geviertheilt; das iſt ſchreklich. Nun auch etwas Lächerliches!

Franz der *I.*, welcher, vermöge des Traktats von Mailand, nicht mehr Oberlehnsherr von Flandern und Artois war, und blos unter dieſem Beding ſeine Freiheit wiedererlangt hatte, läſſt den Kaiſer, als Grafen von Flandern und Artois, ſeinen Vaſallen, vor das Pariſer Parlament laden. Der Generaladvokat 1537.

Cappel nimmt Beſchlüſſe gegen Karl'n den *V.*, und das Pariſer Parlament erklärt ihn für einen Rebellen.

Konnte man erwarten, daß Karl und Franz ſich, wie ein Paar benachbarte Edelleute, freundſchaftlich einander beſuchen würden, nach der Gefangenſchaft in Madrid, nach dem Lügenſtraſen in den Hals hinein, den Ausfordrungen, den, in Gegenwart des Pabſtes, im verſammelten Konſiſtorium, angetragnen Zweikämpfen, nach des Königs von Frankreich Bündniſſe mit Soliman; nachdem endlich der Kaiſer eben ſo öffentlicher= als ungerechterweiſe war beſchuldigt worden, er habe den älteſten Dauphin vergiften laſſen, und ſich in eben dem Lande, das er ſo oft in Schrekken geſezt hatte, von einem Gerichtshofe in contumaz verurtheilt ſah?

Indeſſen kommen doch dieſe beide groſſe Nebenbuler, bei der Rhede von Aiguesmortes zuſammen. Der Pabſt hatte dieſe Zuſammenkunft, nach einem Waffenſtillſtande, veranſtaltet. Karl der *V.* ſtieg ſelbſt an's Land, legte den erſten Beſuch ab, und gab ſich in die Hände ſeines Feindes. Dies war eine Folge des Geiſtes der damaligen Zeit. Karl war immer mistrauiſch gegen die Verſprechungen des Monarchen, und überlieferte ſich der Treue des Ritters.

Der Herzog von Savoyen war lange Zeit das Opfer dieſer Zuſammenkunft. Dieſe beide Monarchen, die, bei dieſen ihren freundſchaftlichen Beſuchen, immer Maasregeln gegen einander namen, behielten die Pläze des Herzogs beſezt; der König von Frankreich, um bei Gelegenheit einen freien Durchmarſch in das Mailändiſche zu haben, und der Kaiſer, um ihn daran zu hindern.

Karl der *V.* macht, nach dieſer Zuſammenkunft bei Aiguesmortes, eine Reiſe nach Paris, die auffallender iſt, als die Reiſe des Kaiſers Sigismund's und Karl's des *IV.* 1539.

Bei ſeiner Rükkunft nach Spanien, erfährt er, daß die Stadt Gent in Flandern ſich empört hat. Auszumachen, bis auf welchen Punkt dieſe Stadt ihre Privilegien verfechten konnte, und in wie fern ſie davon einen Misbrauch gemach hatte, iſt eine Aufgabe, deren Auflöſung nur der Macht zukommt. Karl der *V.* wollte ſie unterwerfen und beſtrafen. Er verlangt freien Durchzug von dem Könige, der ihm den Dauphin, und den Herzog von Orleans, bis nach Bayonne entgegenſchikt, ſelbſt aber ihm bis Chatelerauḋ entgegengeht.

Der Kaiſer fand Vergnügen daran, zu reiſen, ſich allen Völkern Europa's zu zeigen, und ſeines Ruhms zu genieſſen. Dieſe Reiſe war eine Kette von Luſtbarkeiten, und ihr Endzwek war, vierundzwanzig arme Bürger aufhängen zu laſſen. So vieler Bemühungen hätte er ſich leicht erſparen können, wenn er der Stathalterin der Niederlande einige Truppen zugeſchikt hätte; es fällt ſogar auf, daß er nicht ſo viel Truppen in Flandern gelaſſen hatte, einen Aufſtand in Gent zu dämpfen; aber es war damals gewöhnlich, nach einem Waffenſtillſtand, oder Friedensſchlus, ſeine Truppen zu entlaſſen.

Franz der *I.* hatte, bei dem Empfang des Kaiſers in ſeinen Staaten mit ſo vielem Aufwand, und ſo vieler Treu und Glauben, die Abſicht, endlich von ihm das Verſprechen der Belehnung mit Mailand zu erhalten. In dieſen eiteln Gedanken ſchlug er die Huldigung aus, welche die Genter ihm anboten. Er bekam weder Gent noch Mailand.

Man hat behauptet, der Konnetable de Montmorenci wäre deshalb bei dem König in Ungnade gefallen, weil er ihm den Rat gegeben hätte, mit dem mündlichen Verſprechen Karl's des *V.* zufrieden zu ſein. Ich erzäle dieſe kleine

Begebenheit, weil ſie, wenn ſie wahr iſt, das menſchliche Herz kennen lehrt. Ein Menſch, der es blos ſich ſelber zuzuſchreiben hat, wenn er einem übeln Rat folgt, iſt oft ungerecht genug, den Ratgeber zu beſtrafen. Aber man brauchte es nicht zu bereuen, daß man Karl'n dem *V.* nur Worte abgefordert hatte; ein ſchriftliches Verſprechen wäre um nichts ſicherer geweſen.

Franz der *I.* hatte ſchriftlich verſprochen, Bourgogne abzutreten, und hatte ſich wohl gehütet, Wort zu halten. Man tritt einem Feinde nicht leicht eine groſſe Provinz ab, ohne mit den Waffen dazu gezwungen zu werden. Der Kaiſer geſtand nachher öffentlich, er hätte einem Sohne des Königs das Mailändiſche verſprochen; er behauptete aber, es wäre unter dem Beding geſchehn, daß Franz der *I.* Turin räumen ſollte, welches Franz aber immer feſt hielt.

Der Edelmut, mit welchem der König den Kaiſer in Frankreich aufgenommen hatte, ſo viel koſtbare Feierlichkeiten, ſo viel Beweiſe von wechſelſeitigem Zutrauen und freundſchaftlichem Vernemen, das alles ſchlug alſo blos zu neuen Kriegen aus.

Unterdeſſen daß Soliman nach Ungarn verwüſtet, und Karl der *V.*, zur Vollendung ſei-

nes Ruhms, Algier erobern will, wie er Tunis unterworfen hatte, die Unternemung aber mislingt, zieht Franz der *I.* die Bande ſeines Bündniſſes mit Soliman noch enger zuſammen. Er
1541. ſchikt zwei geheime Abgeordnete über Venedig an die Pforte, die aber, auf Befel des Gouverneurs von Mailand, Marcheſe del Vasca, unterwegs ermordet werden, und zwar unter dem Vorwande, daß beide geborne Unterthanen des Kaiſer wären.

Der lezte Herzog von Mailand, Francesco Sforza, hatte, einige Jahre vorher einem Miniſter des Königs den Kopf abſchlagen laſſen. Wie kann man dieſe Beleidigungen des Völkerrechts mit der Grosmut reimen, womit ſich damals die Officiere, ſowohl des Kaiſers, als des Königs, brüſteten? Der Krieg fängt nun, mit mehr Erbittrung, als jemals, um Piemont, um die Pyrenäen, und in der Picardie, von neuem an. Nun vereinigen ſich die Galeeren des Königs mit den Galeeren Scheredin's, mit dem Zunamen Barbaroſſa, Admirals des Sultans,
1543. und Vicekönigs von Algier. Die Lilien und der halbe Mond belagern Nizza. Die Franzoſen und die Türken, unter dem Grafen d'Enghien, aus dem Hauſe Bourbon, und unter dem

Tür-

Türkiſchen Admiral, können nicht Meiſter der Stadt werden; und Barbaroſſa führt die Türkiſche Flotte nach Toulon zurük, ſobald der berühmte Andreas Doria, mit ſeinen Galeeren, der Stadt zu Hülfe kommt.

Barbaroſſa war unumſchränkter Herr in Toulon. Er lies daſelbſt ein groſſes Haus in eine Moſchee verwandeln. Alſo lies eben derſelbe König, der ſo viele Lutheriſche Chriſten in ſeinem Königreiche mit der grauſamſten Todesſtrafe belegt hatte, die Muhammedaner ihre Religion in ſeinen Staaten üben. Da haben wir die Frömmigkeit, die der Jeſuit Daniel rühmt! So entehren ſich die Geſchichtſchreiber! Ein Geſchichtſchreiber, der zugleich ein rechtſchafner Bürger geweſen wäre, hätte geſtanden, daß Staatsklugheit die Lutheraner verbrennen lies, und die Muſulmanen begünſtigte.

Andreas Doria iſt der Held, den man allen denjenigen, welche dem Glük Karl's des *V.* zu Werkzeugen dienten, an die Spize ſezen kann. Er hatte die Ehre gehabt, ſeine Galeeren vor Neapel zu ſchlagen, als er noch Franz des *I.* Admiral war, und ſein Vaterland Genua noch unter Franzöſiſcher Herrſchaft ſtand. Er hielt ſich nachher, durch Hofintriken, wie der Herzog

von Bourbon, verbunden, in Kaiſerliche Dienſte zu gehn. Mehr als Einmal ſchlug er Sollman's Flotte; was ihm aber die meiſte Ehre machte, war, daß er ſein Vaterland in Freiheit ſezte, deſſen Oberhaupt zu ſein Karl der *V.* ihm erlaubte. Er zog den Titel eines Wiederherſtellers dem Titel eines Herren vor. Er ſezte die Regierung auf den Fus, wie ſie noch heut zu Tage iſt, und lebte bis in ſein vierundneunzigſtes Jahr, von Europa unter allen Menſchen am meiſten geachtet. Genua errichtete ihm, als dem Befreier des Vaterlandes, eine Bildſäule.

1544. Der Graf d'Enghien machte indeſſen den Schimpf vor Nizza durch den Sieg wieder gut, den er, bei Ceriſola in Piemont, über den Marcheſe del Vasco davon trug. Nie ward ein mehr vollſtändiger Sieg erfochten. Was zog man aber für Nuzen aus dieſem rühmlichen Vorfall? Nicht den geringſten. Es war ſchon einmal das Schikſal der Franzoſen, in Italien unnüze Siege zu erfechten. Die Schlachten bei Agnadella, Foronovo, Ravenna, Marignano und Ceriſola, ſind ewige Beweiſe davon.

Der König Heinrich der *VIII.* von England verband ſich, durch ein unbegreifliches Verhängnis, gegen Frankreich mit dem Kaiſer, deſ-

ſen Baſe er ſo ſchimpflich verſtoſſen, und deſſen Nichte er für einen Baſtard erklärt hatte; mit eben dem Kaiſer, von welchem der Pabſt Klemens der *VII.* war gezwungen worden, ihn zu exkommuniziren. Die Fürſten vergeſſen die Beleidigungen, wie die Wohlthaten, wenn das Intereſſe ſpricht. Es ſcheint aber damals mehr eigenſinnige Laune, als Eigennuz, geweſen zu ſein, was Heinrich den *VIII.* mit Karl'n dem *V.* verband.

Er dachte, mit dreiſſigtauſend Mann vor Paris zu rükken. Er belagerte Boulogne ſur⸗mer, unterdeſſen daß Karl der *V.* in der Picardie vordrang. Wo blieb nun das Gleichgewicht, das Heinrich der *VIII.* halten wollte? Seine Abſicht war blos, Franz dem *I.* in Verlegenheit zu ſezen, und ihn zu verhindern, daß er die Heurat nicht ſtörte, die er zwiſchen ſeinem Sohne Eduard und Marie Stuart vorhatte, die hernach Königin von Frankreich ward. Welch ein Grund, Krieg anzukündigen!

Dieſe neue Gefahren machen den Sieg bei Ceriſola fruchtlos. Der König von Frankreich ſieht ſich genötigt, einen groſſen Theil dieſer ſiegreichen Armee zurükzurufen, um die mitternächtigen Grenzen des Königreichs zu dekken.

Frankreich war in gröſſrer Gefahr, als jemals. Karl ſtand ſchon in Soiſſons, und der König von England nam Boulogne weg; man zitterte für Paris. Das Lutherthum rettete diesmal Frankreich, und that ihm beſſre Dienſte als die Türken, auf welche der König ſo viel gerechnet hatte. Die Lutheriſchen Teutſchen Fürſten verbanden ſich gegen Karl'n den *V.*, vor deſſen Deſpotismus ſie ſich fürchteten, und grif-
1544. fen zu den Waffen. Karl, der Frankreich bedrängte, und im Teutſchen Reiche ſelbſt bedrängt ward, machte zu Crepi in Valois Friede, um ſich mit ſeinen Unterthanen in Teutſchland herumzukämpfen.

In dieſem Frieden verſprach er nochmals das Mailändiſche dem Herzog von Orleans, Sohne des Königs, der ſein Eidam werden ſollte. Aber das Schikſal wollte nicht, daß ein Prinz von Frankreich dieſe Provinz haben ſollte, und der Tod des Herzogs von Orleans erſparte dem Kaiſer die Verlegenheit, worin ihn ein abermaliger Bruch ſeines Verſprechens würde geſezt haben.

Franz der *I.* erkaufte bald nachher den Frieden mit England um achtmalhunderttauſend Thaler. Das waren ſeine lezten Thaten; und das

die Frucht ſeiner Anſchläge, die er, ſo lange er lebte, auf Neapel und Mailand gehabt hatte. Er ward in allen Stükken ein Opfer des Glüks Karl's des *V.*, denn er ſtarb, einige Monate 1546. nach Heinrich dem *VIII.*, an der damals faſt unheilbaren Krankheit, welche die Entdekkung der neuen Welt nach Europa verpflanzt hatte. So ſtehn die Begebenheiten hienieden mit einander verkettet. Ein Genueſiſcher Steuermann beſchenkt Spanien mit einer Welt. Die Natur hat in die Inſeln dieſes entlegnen Himmelsſtrichs ein Gift gelegt, welches die Quellen des Lebens vergiftet; und daran mus ein König von Frankreich ſterben. Er hinterläſſt, bei ſeinem Tode, eine nur gar zu dauerhafte Uneinigkeit, nicht zwiſchen Frankreich und Teutſchland, ſondern zwiſchen dem Hauſe Frankreich und dem Hauſe Oeſtreich.

Frankreich fing, unter dieſem Fürſten, an, ſich der Barbarei zu entreiſſen, und die Sprache erhielt eine weniger Gothiſche Wendung. Es ſind noch einige kleine Werke dieſer Zeit übrig, die, wenn ſie nicht regelmäſſig ſind, doch Salz und ungekünſtelten Wiz haben, nemlich einige Sinngedichte des Biſchofs Saint Gelais, des Clement Marot, und ſelbſt Franz des *I.*

Dieſer ſoll unter ein Bildnis der Agnes Sorel geſchrieben haben:

Gentille Agnès plus d'honneur en mérite,
La cauſe étant de France recouvrer,
Que ce que peut dedans un cloitre ouvrer
Cloſe nonnain, ou bien dévot hermite *).

Ich kann aber dieſe, für damalige Zeiten reine, Verſe nicht mit den Briefen von ſeiner Hand zuſammen reimen, die noch vorhanden ſind, und zumal mit dem Briefe, den Daniel anführt:

Tout à ſteure ynſi que je me vouloys mettre o lit eſt arrivé Laval, lequel m'a aporté le ſerteneté du levemennt de ſiége, &c. **)

So ſchrieb kein Scipio, kein Sylla, kein Cäſar, in ſeiner Sprache. Man mus geſtehn,

*) Z. T. Die liebenswürdige Agnes verdient ſich mehr Ruhm, da es auf Frankreichs Wiedererhaltung ankommt, als alles, was eine eingeſperrte Nonne, oder ein andächtiger Einſiedler, in einem Kloſter ausrichten kann.

**) Z. T. Gleich zur Stunde, als ich mich wollte in's Bette legen, kam Laval und brachte mir die Gewisheit von der Aufhebung der Belagerung, u. ſ. w.

daß, ungeachtet des glüklichen Inſtinkts, der Franz den *I.* für die Künſte beſeelte, alles in Frankreich barbariſch, und, in Vergleich mit den alten Römern, klein war.

Er ſezte Nachrichten über die Kriegszucht auf, zu einer Zeit, da er die Römiſche Legion in Frankreich errichten wollte. Alle Künſte fanden Schuz bei ihm, aber er ſah ſich genötigt, Maler, Bildhauer, und Baumeiſter, aus Italien kommen zu laſſen.

Er wollte das Louvre bauen, hatte aber kaum Zeit genug, den Grund dazu legen zu laſſen. Sein prächtiger Entwurf einer Königlichen groſſen Schule konnte nicht zu Stande gebracht werden; wenigſtens aber gab man, durch ſeine Freigebigkeit, Unterricht in der Griechiſchen und Hebräiſchen Sprache, und in der Geometrie, worin man bei der Univerſität gar keinen Unterricht ertheilen konnte. Vor dieſer Zeit war in Frankreich kein einzïger Menſch, der Griechiſch leſen konnte.

In den Schulen, in den Gerichtshöfen, in den öffentlichen Denkmälern, in den Kontrakten, bediente man ſich blos eines elenden Lateins, welches man die Sprache des mittlern Alters zu nennen pflegte, und die ein Ueberbleibſel der alten

Bärbarei der Franken, der Longobarden, der Germanen, der Gothen, und der Engländer war, welche weder eine regelmäſſige Sprache zu bilden, noch die Lateiniſche recht zu ſprechen wuſſten.

Rudolph von Habsburg hatte in Teutſchland verordnet, daß man in der Sprache des Landes die Prozeſſe führen, und die Urtheile abfaſſen ſollte. Alphons der Weiſe führte in Kaſtilien die nemliche Gewohnheit ein. Eduard der *III.* machte es in England eben ſo. Franz der *I.* verordnete endlich in Frankreich, daß diejenigen, welche das Unglük hätten, Prozeſſe zu führen, ihren Untergang in ihrer eignen Sprache leſen könnten. Dies war nun eben kein Mittel, die Franzöſiſche Sprache zu verfeinern, ſondern dieſen Vorzug hatte man dem Verſtande des Königs, und ſeinen Hofleuten, zu verdanken.

Dieses Blatt fand ich 1955, im Mai, dürr, vom Hauch der Geschichte angeweht

Dreiunddreiſſigſtes Kapitel.

Unruhen in Teutſchland. Schlacht bei Mühlberg. Gröſſe und Unglük Karl's des *V*. Seine Thronentſagung.

Franz des *I*. Tod bahnte Karl'n dem *V*. nicht den Weg zu der Univerſalmonarchie, wovon man ihm die Abſicht andichtete. Er war damals ſehr weit davon entfernt. Er hatte nicht allein an Franzen's Nachfolger Heinrich dem II. einen furchtbaren Feind, ſondern es erregten ihm auch ſelbſt damals die Fürſten und Städte der neuen Religion in Teutſchland einen Bürgerkrieg, und verſammelten eine groſſe Armee gegen ihn. Es war dies weit mehr die Partei der Freiheit, als die Partei des Lutherthums.

Dieſer ſo mächtige Kaiſer, und ſein Bruder Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, konnten nicht ſo viel Teutſche Truppen zuſammenbringen, als die Konföderirten ihnen entgegenführten. Karl ward genötigt, um eine eben ſo zalreiche Macht zu haben, ſeine Spaniſche Truppen, und das Geld und die Truppen des Pabſtes Paul's des *III.*, zu Hülfe zu nemen.

Nichts war glänzender, als ſein Sieg bei Mühlberg. Ein Kurfürſt von Sachſen, und ein

Landgraf von Heſſen, als Gefangne in ſeinem Gefolge, die Beſtürzung der Lutheriſchen Partei, die den Ueberwundnen aufgelegten ungeheuern Abgaben, alles ſchien ihn in Teutſchland deſpotiſch zu machen; aber es begegnete ihm hier wieder, was ihm, nach Franz des *I.* Gefangennemung, begegnete. Die ganze Frucht ſeines Glüks ging verloren. Eben der Pabſt **Paul** der *III.* nam ſeine Truppen zurük, ſobald er ihn zu mächtig ſah. **Heinrich** munterte die niedergeſchlagnen Reſte der Lutheriſchen Partei in Teutſchland auf. Der neue Kurfürſt **Moriz** von Sachſen, dem **Karl** das Herzogthum des Beſiegten gegeben hatte, erklärte ſich bald gegen ihn, und ſezte ſich an die Spize der Konföderation.

1552. Kurz dieſer ſo ſchrekliche **Kaiſer** ſteht auf dem Punkt, mit ſeinem **Bruder**, von den Proteſtantiſchen Teutſchen Fürſten gefangen genommen zu werden, die er nur als rebelliſche Unterthanen betrachtete. Er flieht in groſſer Unordnung nach den Tyroler Gebirgen. Zu eben der Zeit macht ſich **Heinrich** der *II.* Meiſter von Mez, Toul und Verdun, welche Frankreich, zum Lohn für Teutſchland's ſicher geſtellte Freiheit, immer behalten hat. Man ſieht, daß, zu

allen Zeiten, die Herren des Heil. Römiſchen Reichs, und ſelbſt das Lutherthum, den Königen von Frankreich ihre Erhaltung zu danken hatten. Dies kam hernach eben ſo, unter Ferdinand dem *II.*, und unter Ferdinand dem *III.*

Der Beſizer von Mexiko ſieht ſich genötigt, zweimalhunderttauſend Goldthaler von dem Herzog Cosmo von Florenz zu borgen, um Mez, wo möglich, wieder zu bekommen. Nachdem er ſich mit den Lutheranern wieder ausgeſöhnt hatte, um ſich an dem Könige von Frankreich zu rächen, belagert er dieſe Stadt an der Spize 1552.
von funfzigtauſend Mann. Dieſe Belagrung iſt eine der merkwürdigſten in der Geſchichte, und macht den Ruhm Franzen's von Guiſe unſterblich, der die Stadt, fünfundſechszig Tage lang, gegen Karl'n den *V.* vertheidigte, und ihn endlich zwang, ſein Unternemen aufzugeben, nachdem er ein Drittheil ſeiner Armee eingebüſſt hatte.

Karl's des *V.* Macht war damals weiter nichts, als ein Zuſammenflus von Hoheit und Würden, die mit Abgründen umgeben waren. Die Unruhen, worin er lebte, erlaubten ihm niemals, ſeine groſſen Staaten zu einem regelmäſſigen und feſten Körper zu bilden, an welchem

alle Theile ſich wechſelſeitig zu Hülfe kommen, und ihm groſſe feſtſtehende Armeen hätten liefern können. Das wuſſte Karl der Groſſe in's Werk zu richten; aber ſeine Länder grenzten auch aneinander, und als Sieger der Sachſen und Longobarden, hatte er keinen Soliman zurük-zutreiben, keine Könige von Frankreich zu bekriegen, keine mächtige Teutſche Fürſten, und keinen noch mächtigern Pabſt, in Zaum zu halten, oder zu fürchten.

Karl fühlte nur zu ſehr, was für ein Cement dazu nötig wäre, ein ſo feſtes Gebäude, als die Gröſſe Karl's des Groſſen war, aufzuführen. Sein Sohn Philipp muſſte Kaiſer werden; alsdann hätte dieſer Prinz, den die Schäze von Mexiko und Peru reicher machten, als alle andre Könige zuſammengenommen, zu der leichter entworfnen, als ausgeführten, Univerſalmonarchie gelangen können.

In dieſer Rükſicht that Karl der *V.* alles Mögliche, ſeinen Bruder, den Römiſchen König Ferdinand zu bewegen, Philippen die Kaiſerkrone zu überlaſſen. Aber wozu diente dieſer beleidigende Antrag? Zu weiter nichts, als aus Philipp und Ferdinand auf immer Feinde zu machen.

Als er endlich ſo vieler Widerwärtigkeiten mü-
de, und vor der Zeit alt geworden war, auch
alles eitel fand, weil er alles verſucht hatte, ent- 1556.
ſagte er ſeinen Kronen und den Menſchen, in
einem Alter von ſechsundfunfzig Jahren, alſo zu
einer Zeit, da der Ehrgeiz andrer Menſchen in
ſeiner ganzen Stärke iſt, und in welcher ſo viel
Unterkönige, die man Miniſter nennt, die Lauf-
bahn ihrer Gröſſe erſt angefangen haben.

Man behauptet, daß ſich ſein Verſtand, in
ſeiner Einſamkeit zu Sacnt-Juſt zerrüttet habe.
Freilich ſind es eben keine Züge eines wohlorga-
niſirten Gehirns, den ganzen Tag Wanduhren
auseinander nemen, Novizen quälen, in der
Kirche die Komödie ſeines eignen Begräbniſſes
ſpielen, ſich in ein Sarg legen, und ſein *de pro-
fundis* anſtimmen. Derjenige, vor welchem Eu-
ropa und Afrika gezittert, und der den Sieger
von Perſien zurükgetrieben hatte, ſtarb alſo in
der Verrükkung. Alles in ſeiner Familie zeugt 1558.
von der menſchlichen Schwachheit.

Sein Grosvater Maximilian will Pabſt
werden. Seine Mutter Johanne verliert den
Verſtand, und wird eingeſperrt; und Karl der
V. ſperrt ſich ſelbſt bei den Mönchen ein, und
ſtirbt daſelbſt bei eben ſo zerrüttetem Verſtande,
als ſeine Mutter.

Wir müſſen nicht vergeſſen, daß der Pabſt Paul der *IV*. Ferdinand den *I*., welchem ſein Bruder die Kaiſerkrone abgetreten hatte, niemals als Kaiſer anerkennen wollte. Dieſer Pabſt behauptete, Karl der *V*. hätte, ohne ſeine Erlaubnis, nicht abdanken können. Der Erzbiſchof und Kurfürſt von Maynz, als Kanzler des Reichs, machte alle ſeine Ausfertigungen im Namen Karl's des *V*., bis an den Tod dieſes Fürſten. Dies war der lezte Zeitpunkt der Anforderung, welche ſich die Päbſte auf das Recht anmaaſſten, über die Kaiſerkrone zu ſchalten. Hätten wir nicht vorher ſchon ſo viele Beiſpiele von dieſer ſeltſamen Forderung geſehn, ſo müſſte man glauben, daß Paul's des *IV*. Gehirn noch zerrütteter geweſen ſei, als das Gehirn Karl's des *V*.

Ehe wir betrachten, welchen Einflus ſein Sohn Philipp der *II*. auf die Hälfte von Europa hatte, wie hoch England's Macht unter Eliſabet ſtieg, was aus Italien ward, wie die Republik der vereinigten Niederlande entſtand, und zu welchem entſezlichen Zuſtand Frankreich herunterſank; mus ich von den Revolutionen in der Religion reden, weil ſie, ſeit Karl's des *V*. Zeiten, entweder als Urſach, oder als Vorwand, in alle Angelegenheiten verflochten ward.

Hernach werd' ich einen Begrif von den Eroberungen der Spanier in Amerika, und der Portugieſen in Indien, zu geben ſuchen, von welchen Wundern Philipp der *II.* allen Vortheil zog, und die ihn zum mächtigſten Fürſten der Chriſtenheit machten.

Vierunddreiſſigſtes Kapitel.

Von Leo dem X. und von der Kirche.

Wir haben das ganze weite Chaos durchlaufen, in welches das Chriſtliche Europa, ſeit dem Verfalle des Römiſchen Kaiſerthums, in groſſer Unordnung, verſenkt worden war. Die politiſche Regierung der Kirche, welche alle dieſe getrennten Theile wieder verbinden zu müſſen ſchien, war unglüklicherweiſe die neue Quelle einer bis dahin in den Jahrbüchern der Welt unerhörten Verwirrung.

Die Streitigkeiten der Römiſchen und der Griechiſchen Kirche, die unaufhörlich mit einander haderten, hatten den Osmanen die Thore von Konſtantinopel geöfnet. Das Kaiſerthum und das Prieſterthum, die immer gegen einander in den Waffen waren, hatten Italien,

Teutſchland, und faſt alle andre Staaten, verheert. Die Vermengung dieſer beiden Mächte, die ſich überall, entweder heimlich, oder offenbar, bekriegten, machte die Unruhen ewig. Durch die Lehnsverfaſſung waren viele Biſchöfe und Mönche Souveräne geworden. Die Grenzen der Kirchſprengel waren nicht immer die Grenzen der Staaten. Eine und eben dieſelbe Stadt war, ihrem Biſchofe nach, Italieniſch oder Teutſch, und, ihrem Könige nach, Franzöſiſch. Dies iſt ein Unglük mehr, welches die Abwechslungen des Kriegsglük über die Grenzſtädte zu bringen pflegt.

Wir haben die weltliche Gerichtsbarkeit ſich überall der geiſtlichen widerſezen geſehn, auſſer in den Staaten, wo die Kirche ſouverän geweſen iſt, und noch iſt. Wir haben geſehn, wie jeder weltliche Fürſt ſeine Regierung vom Biſchofsſtuhle zu Rom unabhängig zu machen trachtete, und es nicht dahin bringen konnte; wie Biſchöfe zuweilen den Päbſten widerſtanden, und zuweilen mit denſelben gemeinſchaftliche Sache gegen die Könige machten; kurz, wie die Chriſtliche Republik von der Lateiniſchen Kirchenverfaſſung, dem Anſchein nach, und bis auf einige Spaltungen, in der Lehre faſt immer einig, in

allen andern Stükken aber ohn Unterlas getrennt war.

Nach der vielfältig verwünſchten, aber glüklichen, Regierung Alexander's des *VI.*, nach der kriegriſchen, aber noch glüklichern, Regierung Julius des *II.*, konnten die Päbſte ſich, als die Schiedsrichter von Italien, betrachten, und auf das übrige Europa einen groſſen Einflus haben. Kein Italieniſcher Potentat beſas mehr Länder, als ſie, den König von Neapel ausgenommen, der noch dazu, als Lehnsträger, von der dreifachen Krone abhing.

Unter dieſen günſtigen Umſtänden wählten die vierundzwanzig Kardinäle, welche damals das ganze Kollegium ausmachten, den Giovanni de' Medici, einen Urenkel des groſſen Cosmo de' Medici, eines bloſſen Kaufmanns, und dabei Vaters des Vaterlandes.

Nachdem er in ſeinem vierzehnten Jahre Kardinal geworden war, ward er Pabſt im ſechsunddreiſſigſten, und nam den Namen Leo der X. an. Seine Familie war damals wieder nach Toskana zurükgekommen. Leo hatte bald Kredit genug, ſeinem Bruder Pietro die erſte Stelle in der Regierung von Florenz zuzuwenden. Seinen andern Bruder Julian den Prächtigen 1513.

verheuratete er mit der Prinzeſſin von Savoyen Herzogin von Nemours, und machte ihn zu einem der mächtigſten Herren in Italien. Dieſe drei Brüder, von Angelo Poliziano und Chalkondil erzogen, waren alle drei würdig, ſolche Lehrer gehabt zu haben. Alle drei legten ſich wetteifernd auf Wiſſenſchaften und ſchöne Künſte. Sie verdienten es, daß dieſes Jahrhundert das Jahrhundert der Mediceer genannt wurde. Der Pabſt beſonders verband den feinſten Geſchmak mit der ausgeſuchteſten Pracht. Er ermunterte die groſſen Genieen in allen Künſten durch ſeine Wohlthaten und durch ſeine noch mehr verführeriſche gute Aufname. Seine Krönung koſtete hunderttauſend Goldthaler. Er lies unter verſchiednen Luſtbarkeiten den Pönulus des Plautus, und die Calandra des Kardinals Bibiena, aufführen. Man glaubte, die ſchönen Tage des Römiſchen Reichs wieder aufleben zu ſehn. Die Religion hatte nichts Strenges, ſondern zog ſich durch prachtvolle Ceremonien Ehrfurcht zu. Der barbariſche Styl der Datarie war abgeſchaft, und machte der Beredſamkeit der Kardinäle Bembo und Sadoleto Plaz, welche damals die Breven ausfertigten; dieſe ahmten das Latein des Cicero nach,

und ſchienen auch ſeine ſkeptiſche Philoſophie an- zunemen. Die Luſtſpiele des Arioſt, und Machiavel, ob ſie gleich gegen Schamhaftigkeit und Frömmigkeit anſtoſſen, wurden oft an dieſem Hofe, in Gegenwart des Pabſtes, und der Kardinäle, von den vornemſten jungen Römern aufgeführt. Das Verdienſt dieſer Werke, das für jene Zeiten ſehr gros war, machte allein Eindruk. Was für die Religion anſtöſſig ſein konnte, ward an einem Hofe nicht bemerkt, der ſich blos mit Intriken und Luſtbarkeiten beſchäftigte, und dem es nicht einfiel, daß die Religion von dem Angriffe ſolcher Freiheiten leiden könnte. Und da es auch wirklich weder Glaubenslehren, noch Macht, betraf, ſo war der Römiſche Hof eben ſo wenig unruhig darüber, als die Griechen, und die alten Römer, über die Scherze eines Ariſtophanes und Plautus.

Die wichtigſten Staatsgeſchäfte, welche Leo der X. meiſterhaft zu betreiben wuſſte, thaten ſeinen feinen Vergnügungen nicht den geringſten Abbruch. Selbſt die Verſchwörung wider ſein Leben, und die ſtrenge Beſtrafung derſelben, unterbrach die Frölichkeit ſeines Hofes nicht.

Die Kardinäle Petrucci und Soli, und einige andre, die darüber aufgebracht waren, daß

der Pabſt das Herzogthum Urbino dem Neffen Julius des *II.* weggenommen hatte, beſtachen einen Wundarzt, welcher ein heimliches Geſchwür des Pabſtes zu verbinden hatte; und Leo's des *X.* Tod ſollte das Signal zu einer Staatsverän- derung in vielen Städten des Kirchenſtaats ſein. Die Verſchwörung ward entdekt, und koſtete
1517. mehr als einem Schuldigen das Leben. Die bei- den Kardinäle wurden auf die Folter gebracht, und zum Tode verurtheilt. Der Kardinal Pe- trucci ward im Gefängnis aufgehangen; der andre erkaufte ſein Leben durch ſeine Schäze.

Sehr merkwürdig iſt es, daß ſie von der weltlichen Obrigkeit zu Rom, und nicht von ih- res Gleichen, gerichtet wurden. Der Pabſt ſchien, durch dieſes Verfahren, die Regenten auf- zufordern, alle Geiſtliche der Gerichtsbarkeit der gewöhnlichen Richter zu unterwerfen; aber der heilige Stuhl hielt ſich niemals verpflichtet, den Königen ein Recht zuzugeſtehn, deſſen er ſelbſt ſich bediente. Wie ging es zu, daß die Kardinä- le, welche die Päbſte wählen, ihnen dieſen De- ſpotismus eingeräumt haben, da doch die Kur- und Reichsfürſten die Macht der Kaiſer ſo ſehr eingeſchränkt haben? Das kommt daher, weil dieſe Fürſten Länder beſizen, die Kardinäle aber nur Würden bekleiden.

Dieſe traurige Begebenheit machte bald wieder den gewöhnlichen Luſtbarkeiten Plaz. Leo der X. um die Todesſtrafe eines erhenkten Kardinals aus dem Gedächtniſſe zu bringen, machte dreiſſig neue Kardinäle, mehrentheils Italiener, die ſich nach dem Genie ihres Herrn bequemten. Hatten ſie gleich nicht den ganzen Geſchmak, und alle Kenntniſſe, des Pabſtes, ſo ahmten ſie ihm wenigſtens in ſeinen Luſtbarkeiten nach. Faſt alle andre Prälaten folgten ihrem Beiſpiel.

Spanien war damals das einzige Land, wo die Kirche ſtrengere Sitten kannte. Dieſe waren daſelbſt von dem Kardinal Ximenes eingeführt worden, einem Manne, der von Natur hart und ſtrenge war, noch als Regent von Spanien in ſeiner Franziskanerkutte einherging, und ſagte, daß er alle Groſſen mit ſeinem Strik zu ihrer Schuldigkeit bringen, und ihren Stolz unter ſeinen hölzernen Pantoffeln zermalmen wollte.

An allen andern Orten lebten die Prälaten, wie wollüſtige Fürſten. Es gab einige, welche acht bis neun Biſchofthümer beſaſſen. Man erſchrikt heut zu Tage, wenn man alle Pfründen zuſammenrechnet, welche, zum Beiſpiel, ein Kardinal von Lothringen, ein Kardinal Wolſey, und andre, beſaſſen; aber dieſe auf einen einzel-

nen Mann zuſammengehäufte geiſtliche Güter hatten damals eben ſo wenig üble Folgen, als heut zu Tage ſo viele Biſchofthümer, welche Kurfürſten, oder andre Teutſche Prälaten zu gleicher Zeit beſizen.

Alle Proteſtantiſche und Katholiſche Schriftſteller ſchreien über die Sittenverderbnis der damaligen Zeit. Sie ſagen, daß die Prälaten, Pfarrer und Mönche in groſſer Bequemlichkeit lebten, und das nichts gewöhnlicher war, als Prieſter, die, nach Alexander's des *VI.* Beiſpiel, ihre Kinder öffentlich erzogen. Wahr iſt es, daß das Teſtament eines gewiſſen Croui, Biſchofs von Kamerich damaliger Zeit, noch vorhanden iſt, der ſeinen Kindern verſchiedne Legate vermacht, und eine Summe ausſezt, für die Baſtarde, welche ihm Gott, wie er hoft, noch ſchenken wird, wenn er von dieſer Krankheit geneſen ſollte. Dies ſind die eigentlichen Worte ſeines Teſtaments.

Der Pabſt Pius der *II.* hatte ſchon längſt geſchrieben: daß man, aus ſtarken Gründen, den Prieſtern das Heuraten verboten habe, aber es ihnen, aus noch ſtärkern Gründen, wieder erlauben müſſte. Die Proteſtanten haben nicht erman-

gelt, die Beweiſe zu ſammeln, daß die Völker in verſchiednen Teutſchen Staaten immer ihre Pfarrer zwangen, ſich Beiſchläferinnen zu halten, damit die verheuratete Weiber ſichrer wären. Man findet ſogar in den hundert Beſchwerden, welche vorher, durch den Reichstag unter Maximilian dem *I.*, gegen die Misbräuche der Kirche, aufgeſezt wurden, daß die Biſchöfe den Pfarrern, für einen Thaler jährlich, das Recht verkauften, eine Beiſchläferin zu halten, und daß ſie dieſen Thaler erlegen mußten, ſie mochten nun von dieſem Rechte Gebrauch machen, oder nicht. Man mus aber auch geſtehn, daß das kein Grund war, der ſo viel bürgerliche Kriege rechtfertigte, und daß man darum die andern Menſchen nicht todtſchlagen mußte, weil einige Prälaten Kinder zeugten, und Pfarrer für einen Thaler das Recht kauften, ein Gleiches zu thun.

Was die Gemüter am meiſten aufbrachte, war der öffentliche ſowohl als beſondre Verkauf der Indulgenzen, Abſolutionen und Diſpenſationen, die zu jedem Preiſe zu haben waren, und die, vor dem Pabſt Johann dem *XXII.*, uneingeſchränkte und unbeſtimmte, von demſelben aber gleichſam in einen Kodex des Kanoniſchen Rechts zuſammengebrachte, Apoſtoliſche Sün-

dentaxe. Wenn ein Unterdiakonus, oder Diakonus, einen Mord beging, ſo konnt' er die Abſolution, nebſt der Erlaubnis, drei geiſtliche Pfründen zu beſizen, für zwölf Tournois, drei Dukaten, und ſechs Karlinen, welches ungefähr zwanzig Thaler ausmacht, erkaufen. Ein Biſchof, oder ein Abt, konnte, für etwa dreihundert Livres, morden. Alle, auch die abſcheulichſten, Unzüchtigkeiten hatten ihren feſtgeſezten Preis. Unzucht mit dem Vieh war auf zweihundertundfunfzig Livres geſchäzt. Man bekam ſogar Diſpenſation, nicht allein für vergangne Sünden, ſondern auch für ſolche, die man noch zu begehn Luſt hatte. Man hat in den Archiven des Joinville einen Ablas im Voraus für den Kardinal von Lothringen, und für zwölf Perſonen aus ſeinem Gefolge, aufgefunden, wodurch jedem derſelben drei Sünden, die er nach Belieben wählen konnte, im Voraus vergeben wurden. Le Laboureur, ein ſehr genauer Schriftſteller, erzält, daß die Herzogin von Bourbon und Auvergne, Karl's des *VIII.* Schweſter, das Recht erhielt, ſich ihr ganzes Leben lang von allen Sünden losſprechen zu laſſen, ſich und zehn Perſonen von ihrem Gefolge, und das für ſiebenundvierzig Feſttage des Jahrs, ohne die Sonntage mitzuzälen.

Dieſer ſonderbare Misbrauch ſchien indeſſen in den alten Geſezen der Europäiſchen Nationen, der Franken, Sachſen, und Burgunder, ſeinen Grund zu haben. Der Päbſtliche Hof hatte dieſe Taxe der Sünden und Diſpenſationen nur in den Zeiten der Anarchie, und wenn ſelbſt die Päbſte zu Rom nicht reſidiren durften, angenommen. Nie hat irgend eine Kirchenverſammlung die Sündentaxe unter die Glaubensartikel geſezt.

Es gab gewaltſame Misbräuche, und auch lächerliche. Diejenigen, welche ſagten, man müſſte das Gebäude ausbeſſern, aber nicht niederreiſſen, ſcheinen alles geſagt zu haben, was man auf das Geſchrei der aufgebrachten Völker antworten konnte. Die groſſe Menge von Hausvätern, welche ohn Unterlas arbeiten, um ihren Weibern und Kindern ein mäſſiges Auskommen zu erwerben, und die noch weit gröſſere Menge von Künſtlern und Landleuten, welche im Schweis ihres Angeſichts ihr Brod eſſen, ſahn mit Unwillen, wie die Mönche ſich in königlichem Pomp und Luxus blähten. Man antwortete darauf, daß dieſe Reichthümer, durch dieſen Pomp ſelbſt, zerſtreut würden, und wieder in Umlauf kämen. Ihr weichliches Leben, weit entfernt, das Innere der Kirche zu beunruhigen, befeſtigte viel=

mehr den Frieden derſelben; und ihre Misbräu- che, wären ſie auch noch ausſchweifender gewe- ſen, waren gewis minder gefährlich, als die Ab- ſcheulichkeiten des Krieges, und die Verheerung der Städte.

Man ſezt mir hier die Meinung eines Mac- chiavell's entgegen, dieſes Lehrers aller derje- nigen, die ſich an bloſſer Politik begnügen. Er ſagt in ſeinen Abhandlungen über den Titus Livius, wenn die Italiener zu ſeinen Zeiten ausſchweifende Böſewichter wären, ſo müſſte man das der Reli- gion und den Prieſtern zuſchreiben. Aber es iſt klar, daß er die Religionskriege nicht meinen kann, denn dergleichen gab es damals nicht. Er kann unter dieſen Worten nur die Sünden am Hofe des Pabſtes Alexander's des *VI.*, und den Ehrgeiz mancher Geiſtlichen ver- ſtehn; welches aber mit den Lehrſäzen, Streitig- keiten, Verfolgungen, Empörungen, und mit der Wut des theologiſchen Haſſes, der ſo viel Mordthaten hervorgebracht hat, nichts zu thun hat.

Venedig ſelbſt, deſſen Regierungsform für die weiſeſte in Europa gehalten wird, wandte, wie man ſagt, viel Sorgfalt an, ſeine ganze

Geiſtlichkeit in üppiger Schwelgerei zu erhalten, damit ſie, bei mindrer Achtungswürdigkeit, auch mindern Einflus auf den Pöbel haben möchte, und denſelben nicht zu Empörungen verleiten könnte. Es gab indeſſen aller Orten Männer von den reinſten Sitten; Seelenhirten, die ihres Standes würdig waren; Mönche, die mit ganzem Herzen an Gelübden hingen, wovor die menſchliche Weichlichkeit zurükbebt. Aber ſolche Tugenden werden in Vergeſſenheit begraben, unterdeſſen daß Luxus und Laſter in vollem Glanze herrſchen.

Die Pracht des wollüſtigen Hofes Leo's des X. konnte das Auge beleidigen; aber man hätte doch auch ſehn müſſen, daß eben dieſer Hof Europa verfeinerte, und die Menſchen geſelliger machte. Seit der Huſſitenverfolgung erregte die Religion keine Unruhen mehr in der Welt. Die Inquiſition übte zwar in Spanien groſſe Grauſamkeiten gegen Muſulmanen und Juden aus; aber das ſind keine von den allgemeinen Plagen, welche Nationen umſtürzen. Der gröſſte Theil der Chriſten lebte in einer glüklichen Unwiſſenheit. Es gab in Europa vielleicht nicht zehn Edelleute, welche die Bibel hatten. Sie war nicht in der Volksſprache überſezt, oder wenigſtens wa-

ren die Ueberſezungen unbekannt, die man in einigen wenigen Ländern gemacht hatte.

Die hohe Kleriſei, die ſich lediglich mit dem Zeitlichen beſchäftigte, wuſſte beſſer zu genieſſen, als zu diſputiren. Man kann wohl ſagen, daß der Pabſt Leo der X. dadurch, daß er die Wiſſenſchaften aufmunterte, Waffen gegen ſich ſelbſt den Leuten in die Hände gab. Ich habe einen Engliſchen vornemen Herrn erzälen gehört, daß er einen Brief des Herrn Polus, oder de la Pole, der nachmals Kardinal ward, an dieſen Pabſt geſehn hätte, worin er demſelben Glük dazu wünſchte, daß er den Wiſſenſchaften in Europa Fortgang verſchafte, ihn aber zugleich vor der Gefahr warnte, die Menſchen zu ſehr aufzuklären. Mit dem Aufkeimen der Wiſſenſchaften in einem Theile von Teutſchland, zu London, und hernach zu Paris, unter Begünſtigung der zur Vollkommenheit gebrachten Buchdrukkerkunſt, begann der Verfall der geiſtlichen Monarchie. Leute aus Niederteutſchland, welche Italien immer als Barbaren betrachtete, waren die erſten, die die Gemüter daran gewöhnten, das zu verachten, was verehrt ward. Erasmus, ob er gleich ſelbſt lange Mönch geweſen, oder vielmehr, weil er es geweſen war, warf in ſeinen mehreſten Schrif-

ten ſo viel Lächerliches auf die Mönche, daß ſie ſich nie wieder davon erholen konnten. Die Verfaſſer der *Epiſtolae obſcurorum virorum* machten Teutſchland, auf Koſten der Italiener, zu lachen, welche bis dahin ihnen die Gabe, fein zu ſcherzen, gar nicht zugetraut hatten; ſie beſaſſen ſie aber doch, und das Lächerliche war wirklich die Vorbereitung der ernſtlichſten Staatsverwandlung.

Leo der X. war weit davon entfernt, die Veränderung zu befürchten, welche er in der Chriſtenheit erlebte. Seine Pracht, und eine der ſchönſten Unternemungen, welche den Namen der Länderbeherrſcher verewigen können, waren die vornemſten Urſachen davon.

Sein Vorgänger **Julius** der II., unter welchem die Malerei und die Bildhauerkunſt anfingen, ſo edle Fortſchritte zu machen, wollte, daß Rom einen Tempel haben ſollte, welcher den der heiligen Sophie zu Konſtantinopel überträfe, und der ſchönſte wäre, den man noch auf Erden erbaut hätte. Er hatte den Mut, ein Werk zu unternemen, deſſen Ende er gar nicht erleben konnte. Leo der X. verfolgte dieſen ſchönen Entwurf mit groſſem Eifer. Es gehörte viel Geld dazu, und ſeine Pracht hatte ſeine Schäzze aufgezehrt. Jeder Chriſt hätte zu der Errichtung

dieſes Wunderwerks in der Hauptſtadt Europens einen Beitrag thun ſollen, aber das zu öffentlichen Gebäuden beſtimmte Geld kann von den Leuten nicht anders als mit Gewalt, oder mit Liſt, beigetrieben werden. Leo der X. nam ſeine Zuflucht, wenn dieſer Ausdruk mir erlaubt iſt, zu einem von den Schlüſſeln des heiligen Petrus, mit welchem man zuweilen ſchon die Schatullen der Chriſten aufgeſchloſſen hatte, um die Päbſtlichen zu füllen.

Er wandte einen Krieg gegen die Türken vor, und lies in allen Chriſtlichen Staaten den ſogenannten Ablas verkaufen, oder die Befreiung von den Martern des Fegefeuers theils für ſich ſelbſt, theils für Freunde und Verwandten. Ein ſolcher öffentlicher Verkauf zeugt von dem Geiſte der Zeit. Ueberall wurden Ablaskomtore errichtet. Man verpachtete ſie, wie die Zollgefälle. Die mehreſten dieſer Komtore wurden in den Wirtshäuſern angelegt. Der Ablasprediger, der Ablaspächter, und der Austheiler, alle hatten ihren Nuzzen dabei. Der Pabſt gab ſeiner Schweſter einen Theil des Geldes, das er bezog, und noch murrte niemand.

Die Prediger ſagten öffentlich auf der Kanzel: wenn auch jemand die heilige Jung-

frau genotzüchtigt hätte, ſo würde er der Sünde los, wenn er Ablas kaufte, und das Volk hörte dieſe Worte mit Andacht. Als man aber dieſe Pacht in Teutſchland den Dominikanern zugeſchlagen hatte, ſo wurden die Auguſtiner, die lange Zeit im Beſiz derſelben geweſen waren, eiferſüchtig; und dieſes kleine Mönchsintereſſe in einem Winkel von Sachſen verurſachte, bei dreiſſig Nationen, mehr als zwei Jahrhunderte voll Zwietracht, Raſerei und Elend.

Fünfunddreiſſigſtes Kapitel.

Von Luther und Zwingli. Vom Ablas.

Jedermann weis, daß dieſe, im menſchlichen Verſtande ſowohl, als in dem politiſchen Syſtem von Europa, vorgegangne groſſe Veränderung von Martin Luther, einem Auguſtinermönche herkam, dem ſeine Obern befalen, gegen die Waare zu predigen, die ſie nicht hatten verkaufen können. Der Streit war anfänglich nur zwiſchen Auguſtinern und Dominikanern.

Es mus ſich auch einem jeden meiner Leſer die Bemerkung aufgedrungen haben, daß alle Religionsſtreitigkeiten bis dahin von gottesgelehrten

Prieſtern hergekommen waren; denn Peter Waldo, ein Kaufmann zu Lyon, der für den Stifter der Sekte der Waldenſer gehalten wird, war nicht der Stifter, ſondern verſammelte nur ſeine Brüder, und munterte ſie auf. Er folgte den Lehren eines Berengar, eines Biſchofs Claude von Turin, und vieler andern. Nur nach Luther's Zeiten haben ſich die Laien das Recht zu dogmatiſiren, häufig angemaaſſt, nachdem die in ſo viele Sprachen, und ſo verſchiedentlich, überſezte Bibel faſt eben ſo viel Meinungen hervorgebracht hatte, als ſie Stellen enthält, welche ſchwer zu erklären ſind.

Hätte man damals Luther'n geſagt, daß er die Römiſch katholiſche Religion in der Hälfte von Europa vertilgen würde, ſo hätte er es nicht geglaubt. Er ging weiter, als er gedachte, wie es in allen Streitigkeiten und faſt in allen Angelegenheiten, zu gehn pflegt.

1517. Nachdem er den Ablas verſchrieen hatte, unterſuchte er die Gewalt deſſen, der dieſen Ablas den Chriſten ertheilte. Ein Theil des Vorhangs ward aufgezogen. Die mutig gemachten Völker wollten richten, was ſie angebetet hatten. Die Abſcheulichkeiten Alexander's des *VI.*, und ſeiner Familie, hatten nicht den geringſten Zweifel

an der geiſtlichen Gewalt des Pabſtes veranlaſſt. Bei ſeinem Jubeljahre waren dreimalhunderttauſend Pilger nach Rom gekommen. Aber die Zeiten hatten ſich geändert, und das Maas war voll. Alexander's Verbrechen wurden an Leo's Luſtbarkeiten geahndet. Man fing damit an, auf eine Reform zu dringen, und endigte mit einer gänzlichen Trennung. Man fühlte es wohl, daß mächtige Menſchen ſich nicht verbeſſern laſſen. Aber es war auf ihre Gewalt und auf ihre Reichthümer angeſehn; das Joch der Römiſchen Taxen war es, was man zerbrechen wollte.

Was konnte am Ende auch Stokholm, Kopenhagen, London und Dresden, dagegen haben, daß man ſich zu Rom luſtig machte? Das wichtige Anliegen war, daß man nicht übertriebne Taxen bezalen wollte, und daß der Erzbiſchof von Upſal nicht ſollte Herr eines Königreichs ſein. Die Einkünfte eines Erzbisthums Magdeburg, und ſo mancher reichen Abteien, reizten die weltlichen Fürſten. Die Trennung, welche gleichſam von ſelbſt, und aus ſehr geringfügigen Urſachen erfolgte, hat indeſſen zulezt groſſentheils die ſo ſehr gewünſchte Reform, die zu nichts gedient hat, bewirkt. Die Sitten des Römiſchen Hofes ſind anſtändiger, und die Franzöſiſche Kleriſei

gelehrter, geworden. Man mus geſtehn, die Kleriſei iſt im Ganzen durch die Proteſtanten verbeſſert worden, wie ein Nebenbuhler, durch die wachſame Eiferſucht ſeines Nebenbuhlers, vorſichtiger wird; aber man hat darum nur deſto mehr Blut vergoſſen, und aus Theologengezänk ſind Kannibalenkriege entſtanden.

Um zu dieſer groſſen Trennung zu gelangen, bedurfte es nur eines Fürſten, der den Völkern Mut machte. Der alte Kurfürſt Friedrich von Sachſen mit dem Zunamen der Weiſe, eben der, welcher, nach Maximilian's Tode, den Mut hatte, die Kaiſerkrone auszuſchlagen, beſchüzte Luther'n öffentlich. Dieſe Revolution in der Kirche entſpann ſich, wie alle diejenigen, wodurch die Völker die Regenten vom Throne geſtoſſen haben. Man fängt mit Einreichung von Bittſchriften an, trägt Beſchwerden vor, und endigt mit Umſtürzung des Throns. Es war noch keine Kirchentrennung darin ſichtbar, daß man des Ablaſſes ſpottete, daß man das Abendmal mit Brod und Wein halten wollte, daß man viele unverſtändliche Dinge über Rechtfertigung und Freiheit des Willens ſagte, daß man die Mönche abſchaffen wollte, und daß man ſich zu

dem Beweiſe anheiſchig machte, daß die heilige Schrift nicht ausdrüklich vom Fegefeuer ſpreche.

Leo der X., der im Grunde dieſe Streitigkeiten verachtete, ſah ſich, als Pabſt genötigt, alle dieſe Säze, durch eine Bulle, feierlich zu verdammen. Er wuſſte nicht, wie ſehr Luther in Teutſchland heimlich geſchüzt ward. Man müſſte ihn, ſagte man, mittelſt eines roten Hutes, von ſeiner Meinung zurükbringen. Die Verachtung, die man gegen ihn äuſſerte, war für Rom verderblich. 1520.

Luther ſchonte nun nichts mehr. Er ſchrieb ſein Buch von der Babyloniſchen Gefangenſchaft. Er ermahnte alle Fürſten, das Joch des Pabſtthums abzuſchütteln; lehnte ſich gegen die Privatmeſſen auf; und fand um ſo mehr Beifall, jemehr er wider den öffentlichen Verkauf dieſer Meſſen eiferte. Die Bettelmönche hatten ſie, im dreizehnten Jahrhunderte, aufgebracht; das Volk bezalte ſie, wie es noch heut zu Tage thut, wenn es ſie beſtellt. Dies iſt ein kleines Einkommen, wovon die armen Mönche und die gewöhnlichen Prieſter, leben. Dieſer armſelige Verdienſt, um welchen man nicht leicht Leute beneiden konnte, die vom Altar, und von Almoſen, leben, betrug damals in Frankreich un-

gefähr zwei Sous damaligen Geldes, und in Teutſchland noch weniger. Die Tranſſubſtantiation ward verbannt, als ein Wort, das weder in der Schrift, noch in den Kirchenvätern, ſteht.

Luther's Anhänger behaupteten, daß die Lehre, nach welcher das Weſen des Brods und des Weins verſchwindet, die Form aber beibehalten wird, nur zu Gregor's des VII. Zeiten in der Kirche allgemein eingeführt, und von dem Benediktiner Paſchaſius Ratbert, im neunten Jahrhunderte, zum erſtenmal behauptet und erklärt worden ſei. Sie durchſuchten die finſtern Archive des Alterthums, um Urſachen aufzuſpüren, ſich von der Römiſchen Kirche zu trennen, und das um ſolcher Geheimniſſe willen, welche die menſchliche Schwachheit nicht zu ergründen vermag.

Luther behielt einen Theil des Geheimniſſes bei, und verwarf den andern. Er geſteht, daß der Leib Jeſu Chriſti in dem eingeſegneten Brod und Wein vorhanden iſt; aber, ſeiner Meinung nach, ſo, wie das Feuer im glühenden Eiſen; Eiſen und Feuer ſubſiſtiren gemeinſchaftlich. Eben dieſe Art und Weiſe, ſich mit Brod und Wein zu vermiſchen, nannte Oſiander Im-

panation, Invination, Conſubſtantiation. Luther begnügte ſich, zu ſagen, der Leib und das Blut wären in, mit und unter; *in, cum, ſub.* Unterdeſſen alſo, daß die ſogenannten Papiſten Gott, ohne Brod, aaſſen, aaſſen die Lutheraner Brod und Gott; und bald nachher kamen die Kalviniſten, und aaſſen Brod ohne Gott.

Die Lutheraner verlangten gleich anfänglich neue Ueberſezungen der Bibel in alle neuere Sprachen, welche von allen den Nachläſſigkeiten und Ueberſezungsfehlern frei ſein ſollten, die ſie der Vulgate vorwarfen. Als nachher die Kirchenverſammlung eine neue Auflage von dieſer Vulgate veranſtalten wollte, fanden die ſechs Kommiſſare, denen das Konzilium dieſes Geſchäft aufgetragen hatte, in der That achttauſend Fehler in dieſer alten Ueberſezung; und die Gelehrten verſichern, daß deren noch weit mehrere vorhanden ſind; ſo daß die Kirchenverſamlung ſich begnügte, die Vulgate für authentiſch zu erklären, ohne ſich mit dieſer Verbeſſerung abzugeben. Luther überſezte die Bibel aus dem Hebräiſchen in's Teutſche; man behauptet aber, daß er wenig Hebräiſch verſtand, und daß ſeine Ueberſezung mehr Fehler hat, als die Vulgate.

Die Dominikaner, nebſt den in Teutſchland befindlichen Päbſtlichen Nuncien, lieſſen Luther's erſte Schriften verbrennen. Der Pabſt gab eine neue Bulle gegen ihn heraus. Luther lies die Bulle des Pabſtes, ſammt den Dekretalen, auf öffentlichem Markte zu Wittenberg verbrennen. Man ſieht aus dieſem Zuge, ob er ein kühner Mann war; zugleich ſieht man aber auch daraus, daß er ſchon ſehr mächtig war. Von Stund an hielt es ein Theil von Teutſchland, der der Päbſtlichen Gröſſe überdrüſſig war, mit dem Reformator, ohne ſich viel um die Unterſuchung der Schulgezänke zu bekümmern.

Inzwiſchen vervielfältigten ſich die Streitfragen. Der Streit über den freien Willen, dieſe zweite Klippe der menſchlichen Vernunft, vermiſchte ihre nie verſiegende Quelle ungereimter Zänkereien mit dieſem Strom theologiſchen Haſſes. Luther läugnete den freien Willen, den gleichwohl ſeine Anhänger in der Folge angenommen haben. Die Univerſitäten von Löwen und von Paris ſchrieben dagegen. Die Leztere ſezte ihre Unterſuchung der Streitfrage aus, ob es drei verſchiedne Magdalenen, oder nur Eine Magdalene, gegeben habe, um Luther's Lehrſäze zu verdammen.

Er drang ferner darauf, daß die Kloſtergelübde abgeſchaft werden ſollten, weil ſie nicht von urſprünglicher Einſezung ſind; daß die Prieſter ſollten heuraten können, weil verſchiedne Apoſtel verheuratet waren; daß man Wein beim Abendmale genieſſen ſollte, weil Jeſus geſagt hätte: Trinket alle davon; daß man keine Bilder verehren ſollte, weil Jeſus keine Bilder gehabt hätte. Kurz, er war mit der Römiſchen Kirche lediglich über die Dreieinigkeit, die Taufe, die Fleiſchwerdung, und die Auferſtehung einig; lauter Lehrſäze, die ſonſt auch ſchon Gegenſtände der hizigſten Streitigkeiten geweſen waren, und zum Theil auch in den neuſten Zeiten beſtritten worden ſind; ſo, daß es keinen einzigen Artikel in der Theologie giebt, über welchen ſich die Menſchen nicht veruneinigt hätten.

Ariſtoteles muſſte wohl auch in den Streit mit hineingezogen werden, weil er der Held der damaligen Schulen war. Weil Luther behauptet hatte, daß des Ariſtoteles Lehre zum Verſtehn der Schrift ſehr unnüz wäre, ſo erklärte die ehrwürdige Pariſer Fakultät dieſe Behauptung für irrig und ungereimt. Leere Streitſäze wurden mit den tiefſinnigſten vermiſcht, und von beiden Seiten nährten falſche Beſchuldigungen,

grauſame Schimpfwörter, und Bannflüche die beiderſeitige Erbitterung.

Man kann nicht, ohne mitleidiges Lachen, leſen, wie Luther alle ſeine Gegner, und vornemlich den Pabſt, behandelt. Kleiner Pabſt, kleines Päbſtlein, Du biſt ein Eſel, ein Eſelein, geh langſam, es iſt glatt, Du würdeſt die Beine brechen, und man würde ſagen: Was Teufel iſt das? Das kleine Eſelein von Päbſtlein iſt lahm. Ein Eſel weis, daß er Eſel iſt, ein Stein weis, daß er Stein iſt; aber dieſe kleine Eſelein von Päbſten wiſſen nicht, daß ſie Eſelein ſind. Dieſe niedrige, heut zu Tage ſo ekelhafte, Grobheiten beleidigten damals niemanden, denn jederman war grob und plump. Luther triumphirte mit dieſen Plattheiten einer barbariſchen Schreibart in ſeinem Lande über alle Römiſche Feinheit.

Wäre man beim Schimpfen geblieben, ſo hätte Luther der Römiſchen Kirche weniger geſchadet, als Erasmus; aber mehrere kühne Lehrer traten auf ſeine Seite, und erhoben ihre Stimmen nicht allein gegen die Lehren der Scholaſtiker, ſondern auch gegen das Recht, welches die Päbſte, ſeit Gregor dem VII., ſich ange-

maaſſt hatten, über die Königreiche zu ſchalten; gegen den Handel mit allem, was die Religion angeht, und gegen öffentliche und Privatbedrük-kungen. Sie zeichneten auf den Kanzeln, und in Schriften, ein Gemälde von fünfhundertjäh-rigen Verfolgungen. Sie ſtellten Teutſchland vor, durch die Streitigkeiten des Kaiſerthums und des Prieſterthums in Blute gebadet; die Völ-ker wie die wilden Thiere behandelt; und das Fegefeuer, für baares Geld, von Blutſchändern, Meuchelmördern, und Giftmiſchern, geöfnet und verſchloſſen. Mit welcher Stirn hatte ein Alexander der *VI.*, dieſer Abſcheu des ganzen Erdbodens, ſich unterſtanden, ſich den Stathal-ter Gottes zu nennen? Und wie konnte ein Leo der X., mitten im Schooſſe der Beluſtigungen, und öffentlichen Aergerniſſe, ſich dieſen Titel beilegen?

Alle dies Schreien hezte die Völker auf, und die Teutſchen Theologen erregten mehr Has ge-gen das neue Rom, als Varus, in eben dieſen Gegenden, gegen das alte erregt hatte.

Das Schikſal, deſſen wunderliche Laune im-mer mit der Welt Kurzweil treibt, wollte, daß der König Heinrich der *VIII.* von England ſich in dieſen Streit miſchte. Sein Vater hatte

ihn in den unnüzen und abgeſchmakten Wiſſenſchaften jener Zeiten unterrichten laſſen. Der Verſtand des jungen hizigen und brauſenden Heinrich's hatte dieſe Schulſpizfündigkeiten begierig verſchlungen. Er wollte gegen Luther'n ſchreiben; lies aber vorher bei Leo dem X. um die Erlaubnis anſuchen, die Schriften dieſes Kezers leſen zu dürfen, deren Leſung, bei Strafe des Kirchenbannes, verboten war. Leo der X. gab die Erlaubnis. Der König ſchreibt, erklärt den heiligen Thomas, vertheidigt ſieben Sakramente gegen Luther'n, der damals drei annam, welche bald nachher auf zwei eingeſchränkt wurden. Das Buch wird in groſſer Eil vollendet, und nach Rom geſchikt. Der Pabſt, voller Freuden, vergleicht dieſes Buch, welches heut zu Tage kein Menſch lieſ't, mit den Schriften einer Auguſtin und Hieronymus. Er gab dem Könige Heinrich, und ſeinen Nachfolgern den Titel Vertheidiger des Glaubens, und wem gab er dieſen Titel? Demjenigen, welcher, einige Jahre ſpäter, Rom's bitterſter Feind werden ſollte.

In Italien fand Luther ſehr wenig Anhänger. Dieſes wizige, mit Intriken und Luſtbarkeiten beſchäftigte, Volk, nam keinen Theil an

dieſen Unruhen. Die Spanier, ſo lebhaft und geiſtreich ſie auch ſind, gaben ſich nicht damit ab. Die Franzoſen, ob ſie gleich mit dem Geiſte dieſer genannten Völker einen weit heftigern Hang für Neuerungen haben, hielten ſich lange, ohne Partei zu nemen. Der Schauplaz dieſes Vernunftkrieges war bei den Teutſchen und Schweizern, welche damals nicht für die aufgeklärteſten Menſchen des Erdbodens gehalten wurden, und die in dem Rufe der Vorſichtigkeit ſtehn. Der gelehrte und feine Römiſche Hof hatte nicht erwartet, daß diejenigen, die er als Barbaren betrachtete, mit der Bibel, wie mit dem Degen, in der Fauſt, ihm die Hälfte von Europa entreiſſen und die andre Hälfte erſchüttern könnten.

Es iſt eine groſſe Aufgabe, ob Karl der *V.*, der damals Kaiſer war, die Reformation annemen, oder ſich derſelben widerſezen muſſte. Wenn er das Römiſche Joch abſchüttelte, ſo rächte er auf einmal das Teutſche Reich, wegen vierhundertjähriger Beleidigungen, welche die Päbſtliche Krone der Kaiſerlichen zugefügt hatte, lief aber Gefahr, Italien zu verlieren. Er muſſte den Pabſt, der ſich mit ihm gegen Franz den I. vereinigen ſollte, zum Freunde behalten. Noch mehr, alle ſeine Erbländer waren Katholiſch.

Man wirft ihm ſogar vor, er habe mit Vergnügen eine Faktion entſtehn geſehn, die ihm Gelegenheit geben konnte, im Reiche Auflagen zu machen, und Truppen zu werben, und die Katholiken, wie die Lutheraner, unter der Laſt einer unumſchränkten Gewalt, zu erdrükken. Endlich vermochte ihn ſeine Staatsklugheit und ſeine Würde, ſich gegen Luther'n zu erklären, ob er gleich im Grunde vielleicht in einigen Artikeln ſeiner Meinung war, wie ihn auch die Spanier, nach ſeinem Tode, in Verdacht hatten.

Er forderte Luther'n auf, in ſeiner Gegenwart, auf dem Reichstage zu Worms, von ſeiner Lehre Red' und Antwort zu geben, das heiſſt, öffentlich zu erklären, ob er Lehren behauptete,
1521. welche Rom verworfen hatte. Luther erſchien mit einem freien Geleitsbriefe des Kaiſers, und ſezte ſich kühnlich Johann Huſſen's Schikſale aus; aber dieſe Verſammlung beſtand aus Fürſten, und er verlies ſich auf ihre Ehre. Er redete vor dem Kaiſer, und vor dem Reichstage, und vertheidigte mutig ſeine Lehre. Man behauptet, daß der Nuncius Aleander Karl'n dem *V.* anlag, Luther'n, des Geleitsbriefes ungeachtet, feſtnemen zu laſſen, wie Sigismund den Johann Hus, ohne Achtung für öffentliche

Treu und Glauben, zum Opfer überliefert hat-te; daß aber Karl der *V*. zur Antwort gab, er wolle nicht Urſach haben, ſich zu ſchä-men, wie Sigismund.

Luther indeſſen, der ſeinen Kaiſer, den Kö-nig von England, den Pabſt, alle Biſchöfe, und alle Mönche, gegen ſich hatte, lies ſich nichts ſchrekken. In einer Sächſiſchen Feſtung verſtekt, trozte er dem Kaiſer, brachte halb Teutſchland gegen den Pabſt auf, antwortete dem Könige von England, wie ſeines Gleichen, und befeſtig-te und erweiterte ſeine aufkeimende Kirche.

Der alte Kurfürſt Friedrich von Sachſen wünſchte, die Katholiſche Kirche ausgerottet zu ſehn. Luther glaubte, daß es endlich Zeit wäre, die Privatmeſſe abzuſchaffen. Er grif dieſes auf eine Art an, die in aufgeklärtern Zeiten wenig Beifall gefunden haben würde. Er gab nemlich vor, der Teufel wäre ihm erſchienen, und hät-te ihm vorgeworfen, daß er Meſſe läſe, und die Einſegnung verrichtete. Der Teufel bewies ihm, daß dies Abgötterei wäre. Luther geſtand, bei der Erzälung dieſes Märchens, daß der Teufel recht hätte, und daß man demſelben hierin Glau-ben beimeſſen müſſte. Die Meſſe ward in der Stadt Wittenberg, und bald nachher im ganzen

Sachſenlande, abgeſchaft. Man ris die Bilder nieder. Die Mönche und Nonnen verlieſſen ihre Klöſter, und wenige Jahre nachher heuratete Luther eine Nonne, Namens Kathrine von Bora. Die Geiſtlichen vom alten Bekenntnis warfen ihm vor, er könnte nicht ohne Frau leben. Luther antwortete ihnen, ſie könnten ſich nicht ohne Beiſchläferinnen behelfen. Dieſe wechſelſeitigen Vorwürfe waren ſehr verſchieden. Die Katholiſchen Prieſter, die man der Unenthaltſamkeit beſchuldigte, konnten nicht läugnen, daß ſie alle Kirchendiſciplin überträten. Luther und ſeine Anhänger veränderten lieber die Diſciplin.

Aus Achtung für die Geſeze der Geſchichte mus man den mehreſten Mönchen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, welche ihre Kirchen und Klöſter verlieſſen, um ſich zu verheuraten. Sie namen zwar die Freiheit zurük, die ſie einmal aufgeopfert hatten, und brachen ihre Gelübde; ſie wurden aber doch nicht ausſchweifend, und man kann ihnen keine anſtöſſige Sitten zur Laſt legen. Aus eben der Unparteilichkeit mus man erkennen, daß Luther und die übrigen Mönche, durch Heuraten, die dem Staate nüzlich waren, ihre Gelübde nicht ſtärker übertraten, als diejenigen, welche Stolz und Reichthümer beſaſſen, nach⸗

dem ſie geſchworen hatten, arm und demütig zu ſein.

Unter den Stimmen, welche ſich gegen Luther'n erhuben, gaben viele mit Spötteln zu verſtehn, daß derjenige, der ſich, wegen Abſchaffung der Meſſe mit dem Teufel beratſchlagt hätte, dem Teufel nun auch ſeine Dankbarkeit, durch Abſchaffung der Exorcismen, bewieſe, und daß er alle, gegen dieſen Feind der Menſchen aufgeworfne, Bruſtwehren niederreiſſen wollte. Man hat in der Folge in allen Ländern, wo der Exorcismus abgeſchaft iſt, bemerkt, daß es daſelbſt keine Beſeſſne, und keine Zaubereien, mehr gab. Man ſagte, und ſchrieb, die Teufel verſtänden ſich ſchlecht auf ihren Nuzen, daß ſie zu den Katholiken flüchteten, welche doch allein die Gewalt hätten, ihnen zu befelen; und man hat auch nicht ermangelt, anzumerken, daß die Zal der Zaubrer und Beſeſſnen, bei den Katholiken, bis auf unſre lezte Zeiten, ungeheuer gros geweſen iſt.

Man mus über ſo traurige Gegenſtände nicht ſcherzen. Dies war eine ſehr ernſthafte Materie, die, durch das Unglük ſo vieler Familien, und durch die Todesſtrafen ſo vieler Unglüklichen, äuſſerſt bedauernswürdig ward; und es iſt ein groſ-

ſes Glük für das menſchliche Geſchlecht, daß die Gerichtshöfe in aufgeklärten Ländern nicht mehr an Teufelsbeſizungen und Zaubereien glauben. Die Reformatoren riſſen dieſen Stein des Anſtoſſes zweihundert Jahre früher nieder, als die Katholiken. Man warf ihnen vor, ſie hätten den Grund der Chriſtlichen Religion angetaſtet. Man ſagte, Teufelsbeſizungen und Zaubereien würden in der Schrift ausdrüklich angenommen; Jeſus Chriſtus hätte Teufel ausgetrieben, und beſonders ſeinen Apoſteln aufgetragen, ſie, in ſeinem Namen, auszutreiben. Auf dieſen treffenden Einwurf antworteten ſie, was heut zu Tage jeder kluge Richter antwortet, Gott hätte vormals Dinge erlaubt, die er heutiges Tages nicht mehr erlaubte; denn die beginnende Kirche hätte Wunder nötig gehabt, deren die feſtgegründete Kirche nicht mehr bedürfe.

Mit Einem Worte, wir glauben, auf das Zeugnis der Schrift, daß es Beſeſſne und Zaubrer gab; und daß es, zu unſern Zeiten, keine mehr giebt, iſt eine ausgemachte Sache. Denn, wenn auch in neuern Zeiten die Nordiſchen Proteſtanten noch ſchwach und grauſam genug geweſen ſind, zwei oder drei unglükliche Geſchöpfe verbrennen zu laſſen, die man der Hexerei beſchul-

ſchuldigte, ſo iſt es doch gewis, daß dieſe dumme Abſcheulichkeit endlich ganz und gar abgeſchaft iſt.

Sechsunddreiſſigſtes Kapitel.

Von Zwingli; und von der Urſach, wodurch die Römiſche Religion, in einem Theile der Schweiz, verhaſſt geworden iſt.

Die Schweiz war das erſte auſſerhalb Teutſchland gelegne Land, wo ſich die neue Sekte ausbreitete, welche die urſprüngliche Kirche genannt wird. Zwingli, ein Pfarrer in Zürich, ging noch weiter, als Luther. Er nam weder Impanation, noch Invination, an. Er glaubt nicht, daß Gott im Brod und Wein gegenwärtig iſt, noch weniger, daß der ganze ungetheilte Leib Jeſu Chriſti in jedem Krümlein Brod und in jedem Tropfen Wein ſtekt. Ihm ward in Frankreich der Name Sakramentſchwärmer beigelegt, ein Name, der anfänglich allen Reformatoren von ſeiner Sekte gegeben ward.

Zwingli zog ſich von der Klerisei ſeines Landes Beſchimpfungen zu. Die Sache kam vor die Obrigkeit. Der Rat von Zürich verhandelte

den Prozes, als wenn es eine Erbſchaftsſache geweſen wäre. Es kam zum Stimmen. Die Mehrheit war für die Reformation. Das Volk
1523. war in Haufen zuſammengelaufen, und erwartete das Urtheil des Magiſtrats, als der Gerichtsſchreiber ankündigte, daß Zwingli den Prozes gewonnen hätte. In dem Augenblik war das ganze Volk von der Religion des Senats. Ein Flekken in der Schweiz ſprach das Urtheil über Rom. Glükliches Volk bei alle dem, welches es in ſeiner Einfalt auf ſeine Obrigkeit bei einer Sache ankommen lies, die weder von ihm, noch von dem Magiſtrat, noch von Zwingli ſelbſt, recht verſtanden ward!

1528. Einige Jahre nachher urtheilte Bern, welches in der Schweiz das iſt, was Amſterdam in den vereinigten Niederlanden, noch feierlicher über eben dieſen Prozes. Nachdem der Senat, zwei Monate lang, die beiden Parteien abgehört hatte, verurtheilte er die Römiſche Religion. Das Urtheil ward vom ganzen Kanton, ohne Schwierigkeit, angenommen, und eine Säule aufgerichtet, worauf dieſer feierliche Urtheilsſpruch, der hernach immer ſeine Kraft behalten hat, mit goldnen Buchſtaben eingegraben ward.

Wenn man ſo die ruhigſte, friedfertigſte und am wenigſten unbeſtändige Nation von Europa auf einmal eine Religion für eine andere dahin geben ſieht, ſo mus unfehlbar eine Urſach vorhanden ſein, die auf alle Gemüter einen heftigen Eindruk gemacht hat. Dieſe Urſach der Revolution der Schweizer iſt folgende:

Ein offenbarer Groll herrſchte, ſeit dem dreizehnten Jahrhunderte, zwiſchen den Franziskanern und Dominikanern. Die Dominikaner verloren viel von ihrem Anſehn bei dem Volke, weil ſie der heiligen Jungfrau weniger Ehre anthaten, als die Franziskaner, und ihr, mit dem heiligen Thomas, das Vorrecht abſprachen, ohne Sünde geboren zu ſein. Die Franziskaner hingegen gewannen viel dadurch, daß ſie die vom heiligen Bonaventura behauptete unbeflekte Empfängnis überall predigten.

Der Has zwiſchen dieſen beiden Orden war ſo ſtark, daß, als ein Franziskaner, im Jahre 1503., zu Frankfurt über die Jungfrau predigte, und einen Dominikaner in die Kirche kommen ſah, er laut ausrief, er dankte Gott, daß er nicht von einer Sekte wäre, welche die Mutter Gottes ſelbſt entehrte, und die Kaiſer mit der Hoſtie vergiftete. Der Dominikaner, Na-

mens Wigand, ſchrie ihm entgegen, das wäre eine Lüge, und er ein Kezer. Der Franziskaner ſtieg von ſeiner Kanzel, hezte das Volk auf, prügelte ſeinen Gegner mit dem Kruzifix zum Tempel hinaus, und Wigand blieb halbtodt vor der Thür liegen.

Im Jahre 1504. hielten die Dominikaner zu Wimpfen ein Kapitel, worin ſie beſchloſſen, ſich an den Franziskanern zu rächen, und ihr Anſehn und ihre Lehre dadurch zu ſtürzen, daß ſie die Jungfrau ſelbſt wider ſie in die Waffen brächten. Bern ward zum Schauplaz dieſes Auftritts erwählt. Man ſtreute daſelbſt, drei Jahre lang, allerlei Erzälungen aus, von Erſcheinungen der Mutter Gottes, welche den Franziskanern die Lehre von der unbeflekten Empfängnis vorrükte, und ſie für Gotteslaſterung erklärte, wodurch ihrem Sohne die Ehre geraubt würde, ſie von der Erbſünde gereinigt, und aus der Hölle errettet zu haben.

Die Franziskaner ſezten ihnen wieder andre Erſcheinungen entgegen, und die Dominikaner bedienten ſich endlich eines jungen Laienbruders, Namens Yetſer, den ſie an ſich gezogen hatten, um das Volk zu überzeugen. Es war eine in allen Klöſtern aller Orden eingeführte Meinung,

daß ſein jeder Noviz, der nicht Profeß gethan hätte, und aus dem Orden träte, bis zum jüngſten Gericht im Fegefeuer bleiben müſſte, es wäre denn, daß er durch Gebete, nnd durch Almoſen an das Kloſter, befreit würde.

Der Prior des Dominikanerkloſters kam bei Nacht in Yetſer's Zelle, in einem mit Teufeln bemalten Kleide. Er ſchleppte Ketten, und hatte vier Hunde bei ſich. Aus ſeinem Munde, worin er eine kleine runde Büchſe mit Werg hätte, ſpie er Feuer. Dieſer Prior ſagte zu Yetſer'n: er wäre ein alter Mönch, der im Fegefeuer ſäſſe, weil er den Orden verlaſſen hätte, würde aber erlöſt werden, wenn ſich der junge Yetſer für ihn von den Mönchen vor dem Hochaltar wollte peitſchen laſſen. Yetſer ermangelte nicht, Gehorſam zu leiſten, und erlöſte die Seele aus dem Fegefeuer. Nun erſchien ihm die Seele, in einem weiſſen Kleide, mit Stralen umgeben, um ihn zu benachrichtigen, daß ſie in den Himmel gekommen wäre, und um ihm die Angelegenheiten der Jungfrau zu empfelen, welche von den Franziskanern verläumdet würde.

Einige Nächte nachher erſchien dem Bruder Yetſer die heilige Barbara, die er ſehr andächtig verehrte. Dies war wieder ein and-

ver Mönch, der die heilige Barbara machte. Sie ſagte ihm, er wäre nun ein Heiliger, und die Jungfrau trüge ihm auf, ſie, wegen der ſchändlichen Lehre der Franziskaner, zu rächen.

Endlich lies ſich die Jungfrau ſelbſt, durch die Dekke des Zimmers, mit zwei Engeln, herab. Sie befal ihm, zu verkündigen, daß ſie in der Erbſünde geboren, die Franziskaner aber die ärgſten Feinde ihres Sohnes wären. Sie verhies ihm, ſie wollte ihn mit den fünf Wunden zieren, womit die heilige Lucia, und die heilige Katharine, waren begnadigt worden.

In der folgenden Nacht, nachdem die Mönche dem Bruder Wein mit Opium zu trinken gegeben hatten, durchſtach man ihm die Hände, die Füſſe, und die Seite. Er erwachte und lag in ſeinem Blute. Man ſagte ihm, die heilige Jungfrau hätte ihm dieſe Wundenmaale eingedrükt, und ſtellte ihn, in dieſem Zuſtande, auf dem Altar dem Pöbel zur Schau.

Indeſſen fing der arme Bruder, ſeines ſchwachen Verſtandes ungeachtet, an, Betrug zu argwohnen, weil er glaubte, an der heiligen Jungfrau die Stimme des Subpriors bemerkt zu haben. Die Mönche namen keinen Anſtand, ihn

zu vergiften. Man reichte ihm, beim Abendmahl, eine mit äzendem Sublimat beſtreute Hoſtie. Der ſcharfe Geſchmak, den er empfand, bewog ihn, die Hoſtie auszuſpukken, ſogleich legten ihn die Mönche, wie einen Kirchenſchänder. in Ketten. Um ſein Leben zu retten, verſprach er, und beſchwor es auf einer andern Hoſtie, daß er das Geheimnis nie verraten wollte. Als er, nach einiger Zeit, Mittel gefunden hatte, zu entwiſchen, zeigte er alles bei dem Senat an. Der Prozes dauerte zwei Jahre, nach deren Ablauf vier Dominikaner, den lezten Mai 1509. alten Styls, dem Verdammungsurtheile eines von Rom abgeordneten Beſchofs zufolge, vor dem Thore von Bern verbrannt wurden.

Dieſe Begebenheit brachte, wie es denn auch nicht anders ſein konnte, einen Abſcheu gegen die Mönche zuwege. Man ermangelte nicht, alle Umſtände davon, bei dem Anfange der Reformation, in ihrer ganzen Abſcheulichkeit darzuſtellen. Man vergas, daß Rom ſelbſt dieſe Kirchenſchänderei mit der härteſten Todesſtrafe beſtraft hatte. Man brachte nur das Verbrechen in Erinnerung. Das Volk, welches Augenzeuge davon geweſen war, glaubte ohne Schwierigkeit dieſe für Geld begangene Entwei-

hungen und Gaukeleien, die man dem Bettelorden beſonders vorwarf, und der ganzen Kirche überhaupt zur Laſt legte. Wenn diejenigen, die es noch mit dem Römiſchen Gottesdienſt hielten, einwendeten, daß der Römiſche Stuhl nicht für die Verbrechen haften könnte, welche von den Mönchen begangen würden, ſo ſezte man ihnen die Miſſethaten entgegen, womit ſich mehrere Päbſte beſudelt hatten. Nichts iſt leichter, als einen ganzen Körper, durch einzelne Darlegung der Verbrechen ſeiner Glieder, verhaſſt zu machen.

Der Senat von Bern, und der von Zürich, hatten dem Volk eine Religion gegeben; in Baſel zwang das Volk den Rat, ſie anzunemen. Es waren damals ſchon dreizehn Schweizerkantone. Lucern, und viere der kleinſten und ärmſten, nemlich Zug, Schwiz, Uri, und Unterwalden, welche dem Römiſchen Glaubensbekenntniſſe treu geblieben waren, fingen gegen die übrigen einen Bürgerkrieg an.

Dies war der erſte Religionskrieg zwiſchen den Katholiken und Reformirten. Der Pfarrer Zwingli ſezte ſich an die Spize der Proteſtan-
1531. tiſchen Armee. Er blieb in dem Treffen, und ward von ſeiner Partei als ein heiliger Märte-

rer, von der Gegenpartei aber als ein verfluchter Kezer, betrachtet. Die Katholiken, welche das Feld behielten, lieſſen ſeinen Körper von dem Henker viertheilen, und warfen hernach die Stükken in's Feuer. Dies war das Vorſpiel von den Raſereien, zu welchen man ſich in der Folge hinreiſſen lies.

Dieſer berühmte Zwingli hatte, bei Stiftung ſeiner Sekte, mehr Eifer für die Freiheit, als für das Chriſtenthum zu haben geſchienen. Er glaubte, es wäre genug, tugendhaft zu ſein, um in jenem Leben glüklich zu ſein, und Cato, Sankt Paulus, Numa und Abraham, ſtänden auf einerlei Stufe der Seligkeit. Dieſer Meinung ſind überaus viele tolerante Gelehrte beigetreten. Sie haben es für abſcheulich gehalten, den Vater der Natur als den Tyrannen des gröſſten Theils vom menſchlichen Geſchlechte, und als den Wohlthäter einiger wenigen Menſchen in einigen kleinen Landſtrichen, zu betrachten. Dieſe Gelehrten haben ohne Zweifel geirrt; aber dieſer Irthum iſt doch ſo menſchenfreundlich!

Zwingli's Religion ward in der Folge der Kalvinismus genannt. Kalvin gab ihr ſeinen Namen, wie Amerigo Veſpucci den

ſeinigen der neuen Welt gab, die Kolombo entdekt hatte. Da haben wir alſo in wenig Jahren drei neue Kirchen, die von Luther, die von Zwingli, und die Engliſche, welche ſich vom Mittelpunkt der Vereinigung losriſſen, und ihr eignes Kirchenregiment errichteten. Die Franzöſiſche, ohne jemals mit dem Oberhaupte zu brechen, ward doch auch zu Rom für ein Glied angeſehn, welches ſich in manchen Stükken abſonderte, nemlich in Betref des Uebergewichts der Kirchenverſammlungen, der Fehlbarkeit des oberſten Prieſters, einiger Biſchöflichen Rechte, der Gewalt der Legaten, der Ernennung zu geiſtlichen Pfründen, und des von Rom geforderten Tributs. Die groſſe Chriſtliche Geſellſchaft glich von einer Seite den weltlichen Reichen, die, bei ihrem Entſtehen, arme Republiken waren. Dieſe Republiken wurden mit der Zeit reiche Monarchieen, und dieſe Monarchieen verloren einige Provinzen, welche wieder Republiken wurden.

Siebenunddreiſſigſtes Kapitel.

Fortſchritte des Lutherthums in Schweden, Dänemark und Teutſchland.

Dänemark und ganz Schweden namen das Lutheriſche Glaubensbekenntnis an, welches die Evangeliſche Religion genannt ward. Die Schweden wurden, bei Abſchüttelung des 1523. Joches der Biſchöfe von der Katholiſchen Religion, hauptſächlich von Bewegungsgründen der Rache geleitet. Da ſie lange Zeit von einigen Biſchöfen, und beſonders von dem Erzbiſchof von Upſal, als Primas des Reichs, waren unterdrükt worden, ſo waren ſie darüber, und auch über das barbariſche Verfahren, aufgebracht, deſſen ſich der lezte Erzbiſchof, Namens Troll, noch erſt vor drei Jahren ſchuldig ge- 1520. macht hatte. Dieſer Erzbiſchof, ein Miniſter und Bosheitsgenoſſe Chriſtiern's des *II.*, mit dem Zunamen, der Nordiſche Nero, dieſes Tyrannen von Dänemark und Schweden, war ein Ungeheuer von Grauſamkeit, eben ſo abſcheulich, als Chriſtiern. Er hatte eine Päbſtliche Bulle gegen den Senat von Stokholm ausgewirkt, der ſich ſeinen Räubereien, ſo wie Chriſtiern's Uſurpationen, widerſezt hatte.

Als aber alles beigelegt war, und die beiden Tyrannen, Chriſtiern und der Erzbiſchof, auf die geweihte Hoſtie geſchworen hatten, das geſchehene zu vergeſſen, bat der König zwei Biſchöfe, den ganzen Senat und vierundneunzig von den vornemſten Herren zum Abendeſſen in ſeinen Pallaſt. Alle Tafeln wurden beſezt; man überlies ſich der Sicherheit und der Freude, als Chriſtiern und der Erzbiſchof, die Tafel verlieſſen. Sie kamen gleich wieder mit einem Gefolge von Trabanten und Henkern. Der Erzbiſchof, mit der Päbſtlichen Bulle in der Hand, lies alle Gäſte niedermachen. Dem Grosprior vom Orden des heiligen Johannes von Jeruſalem ſchnitt man den Leib auf, und ris ihm das Herz heraus.

Dieſes Gaſtmal der beiden Tyrannen ward durch die Niedermezelung von mehr als ſechshundert Bürgern, ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechts, beſchloſſen.

Die beiden Ungeheuer, für welche die Todesſtrafe gehörte, die der Grosprior des Johannisordens litt, ſtarben zwar auf ihrem Bette; aber der Erzbiſchof, nachdem er in einem Treffen verwundet, und Chriſtiern, nachdem er war vom Thron geſtoſſen worden. Der berühmte

Guſtav Waſa, wie wir ſchon bei dem Artikel 1523.
von Schweden erwähnt haben, befreite ſein Va-
terland von dem Tyrannen; und als ihm die
vier Stände des Königreichs die Krone übertra-
gen hatten, ſäumte er nicht, eine Religion aus-
zurotten, die man zu ſo verpfluchenswürdigen
Verbrechen gemisbraucht hatte.

Das Lutherthum ward alſo bald, ohne den
geringſten Widerſpruch, in Schweden und in
Dänemark eingeführt, und zwar unmittelbar
nachdem der Tyrann aus beiden Staaten war
verjagt worden.

Luther ſahe ſich nun zum Apoſtel vom Nor-
den erhoben, und genos ſeines Ruhms in Frie-
den. Gleich vom Jahre 1525. an bekannten
ſich Sachſen, Braunſchweig, Heſſen, und die
Städte Strasburg und Frankfurt, zu ſeiner
Lehre.

Es iſt ausgemacht, daß die Römiſche Kirche
einer Reformation bedurfte. Der Pabſt Ha-
drian, Leo's des X. Nachfolger, geſtand es
ſelbſt. Nicht minder gewis iſt es, daß, wenn
in der Chriſtlichen Welt nicht irgend eine Macht
vorhanden geweſen wäre, die den Sinn der hei-
ligen Schrift, und die Lehren der Religion, feſt-
ſezte, es ſo viele Sekten geben würde, als Men-

ſchen ſind, welche leſen können. Denn der göttliche Geſezgeber hat ſich nun einmal nicht herabgelaſſen, ſelbſt zu ſchreiben. Seine Jünger haben nur wenig geſagt, und dies wenige auf eine Art, die zuweilen an und für ſich ſelbſt ſehr ſchwer zu verſtehn iſt. Faſt über jedes Wort kann geſtritten werden; eine Macht aber, welche das Recht hätte, den Menſchen immer im Namen Gottes zu befelen, würde eine ſolche Gewalt auch bald misbrauchen. Das menſchliche Geſchlecht hat ſich, in der Religion, wie in der Regierungsform, oft zwiſchen Tyrannei und Anarchie befunden, und hat auf dem Punkt geſtanden, in einen dieſer beiden Abgründe hinunterzuſtürzen.

Die Reformatoren in Teutſchland, welche das Evangelium buchſtäblich befolgen wollten, gaben, einige Jahre nachher, ein neues Schauſpiel. Sie diſpenſirten nemlich von einem anerkannten Geſez, welches gegen alle Uebertretungen geſichert zu ſein ſchien, von dem Geſez nur eine Frau zu haben; auf welchem ausdrüklichen Geſez die Ruhe der Länder und der Familien in der ganzen Chriſtenheit gegründet zu ſein ſcheint, welches aber doch zuweilen ſchädlich ſein, und Ausnamen nötig haben kann, wie ſo

viel andre Geſeze. Es giebt Fälle, wo ſelbſt das Intereſſe der Familien und vornemlich des Staats, verlangen, daß man, bei Lebzeiten der erſten Frau, eine andre heurate, wenn dieſe erſte nicht im Stande iſt, einen nötigen Erben zu verſchaffen. Das natürliche Recht vereinigt ſich alsdann mit der öffentlichen Wohlfahrt, und da der Endzwek des Eheſtands iſt, Kinder zu zeugen, ſo ſcheint es widerſprechend, wenn man das einzige Mittel verweigert, das zu dieſem Endzwek führt.

Es hat nur einen einzigen Pabſt gegeben, der dieſes natürliche Recht anerkannt hat, nemlich Gregor den II., welcher in dem berühmten Dekret vom Jahre 726. erklärte, wenn ein Mann eine kränkliche Frau hat, die die ehlichen Pflichten nicht erfüllen kann, ſo kann er eine andre nemen, wenn er nur die erſte verſorgt. Luther ging viel weiter, als der Pabſt Gregor der II. Philipp der Grosmütige, Landgraf von Heſſen, wollte, bei Lebzeiten ſeiner Gemalin Chriſtine von Sachſen, die nicht kränklich war, und mit welcher er Kinder hatte, ein junges Fräulein Kathrine von Saal heuraten, worin er ſich verliebt hatte. Was dabei

vielleicht das ſonderbarſte iſt, iſt dieſes, daß aus den über dieſe Angelegenheit vorhandnen Urkunden erhellet, daß Gewiſſensſkrupel an dieſem Vorhaben des Fürſten Antheil hatten. Dies iſt eins von den groſſen Beiſpielen der Schwäche des menſchlichen Verſtandes. Dieſer ſonſt vernünftige und ſtaatskluge Mann ſchien aufrichtig zu glauben, daß er, mit Luther's und ſeiner Geſellen Erlaubnis, ein von ihm ſelbſt anerkanntes Geſez überſchreiten dürfte. Er ſtellte alſo dieſen Häuptern ſeiner Kirche vor, ſeine Gemalin, die Prinzeſſin von Sachſen, wäre häslich, hätte einen übeln Geruch, und berauſchte ſich oft. Nachher geſteht er ſehr offenherzig in ſeiner Vorſtellung, er wäre ſehr oft in Hurerei verfallen, weil ſein Temperament ihn zur Wolluſt triebe. Minder offenherzig aber giebt er ſeinen Lehrern geſchikt zu verſtehn, wenn ſie ihm die Diſpenſation, deren er bedürfte, nicht ertheilen wollten, ſo wär' es wohl möglich, daß er ſolche bei dem Pabſte nachſuchte.

Luther verſammelte eine kleine Synode in Wittenberg, welche aus ſechs Reformatoren beſtand. Sie fühlten es, daß ſie im Begrif ſtanden, gegen ein, in ihrer eignen Partei anerkanntes, Geſez zu verſtoſſen. Das natürliche Recht

einzig und allein ſprach für den Landgrafen. Die Natur hatte ihm dasjenige dreifach verliehen, was ſie andern Menſchen nur zwiefach zu geben pflegt; aber dieſen phyſiſchen Grund führt er in ſeiner Vorſtellung nicht an.

Gregor's des II. Dekret, welches zwei Weiber erlaubt, war nicht im Gebrauch, und rechtfertigt Niemanden. Die Beiſpiele von Vielweiberei, welche verſchiedne Chriſtliche Könige, und beſonders die Gothiſchen Könige, ehmals gegeben hatten, wurden von allen Chriſten blos als Misbräuche betrachtet. Wenn der Kaiſer Valentinian der Aeltere, bei Lebzeiten ſeiner Gemalin Severa, die Juſtina geheuratet, und verſchiedne Fränkiſche Könige zwei auch drei Gemalinnen zugleich genommen hatten, ſo war dies, durch die Länge der Zeit ſchon in Vergeſſenheit gekommen.

Die Wittenbergſche Synode betrachtete den Eheſtand nicht als ein Sakrament, ſondern als einen bürgerlichen Kontrakt. Sie ſagte, die Kirchenzucht erlaubte die Eheſcheidung, obgleich das Evangelium dieſelbe verböte. Ferner ſagte ſie, das Evangelium geböte nicht ausdrüklich, daß man nur eine Frau haben ſollte; aber das Aergernis war ihr doch ſo einleuchtend, daß ſie es,

ſo viel als möglich vor den Augen des Publikums verbarg. Die Erlaubnis zur Vielweiberei ward unterſchrieben, und die Beiſchläferin, ſelbſt mit Einwilligung der rechtmäſſigen Gemalin, geheuratet. Was ſich die Päbſte, deren übertriebne Gewalt Luther ſo ſehr antaſtete, ſeit Gregor's Zeiten, niemals unterſtanden hatten, das that er, der gar keine Gewalt hatte. Seine Diſpenſation ward geheim gehalten, aber die Zeit bringt alle Geheimniſſe ſolcher Art an das Licht. Wenn dieſes Beiſpiel wenig Nachahmer gefunden hat, ſo kommt es daher, weil ein Mann ſelten zwei Weiber bei ſich haben kann, die aus Eiferſucht beſtändig Hauskrieg haben, und drei Perſonen unglüklich machen würden.

Der Kanzler Trever von England, zu Karl's des II. Zeiten, heuratete heimlich eine zweite Frau, mit Einwilligung der erſten. Er ſchrieb ein kleines Buch zur Vertheidigung der Vielweiberei, und lebte, mit ſeinen beiden Weibern, glüklich. Aber das ſind höchſt ſeltne Fälle.

Das Geſez, welches den Morgenländern die Mehrheit der Weiber erlaubt, iſt von allen Geſezen dasjenige, wovon bei Privatperſonen der wenigſte Gebrauch gemacht wird. Man hat Beiſchläferinnen, aber es giebt in Konſtantinopel

nicht vier Türken, welche mehr, als Eine, Frau haben *).

Wenn die Religionsneuerungen ſonſt nichts als ſolche friedliche Aergerniſſe, bewirkt hätten, ſo wäre die Welt zu glüklich geweſen; aber Teutſchland ward der Schauplaz tragiſcherer Auftritte.

Achtunddreiſſigſtes Kapitel.

Von den Wiedertäufern.

Zwei Schwärmer, Namens Storch und Münzer, aus Sachſen gebürtig, bedienten ſich einiger Stellen der heiligen Schrift, welche zu verſtehn geben, daß man kein Jünger Jeſu Chriſti ſein kann, ohne inſpirirt zu ſein; ſie gaben ſich alſo für Inſpirirte aus.

Dies ſind die erſten Enthuſiaſten, wovon 1523. man in damaligen Zeiten gehört hat; ſie wollten, daß man die Kinder noch einmal taufen müſſte, weil Chriſtus erwachſen getauft wäre, und daher bekamen ſie den Namen Wiedertäufer. Sie nannten ſich begeiſtert, und geſandt, um den Römiſchen und Lutheriſchen Glauben zu re-

*) Man ſehe das Philoſophiſche Diktionäre nach.

formiren, und alles umzubringen, was ſich ihrem Evangelium widerſezen würde; wobei ſie ſich auf die Worte beriefen: Ich bin nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert.

Es war Luther'n geglükt, die Fürſten, die vornemſten Herren, und die Obrigkeiten, wider den Pabſt, und die Biſchöfe, zu empören. Münzer empörte die Bauern wider alle miteinander. Er und ſeine Schüler wandten ſich an die Landleute in Schwaben, Meiſſen, Thüringen, und Franken. Sie entwikkelten die gefährliche, jedem Herzen eingeprägte, Wahrheit, daß die Menſchen von Natur alle gleich ſind, und daß, wenn die Päbſte die Fürſten als Unterthanen behandelt hätten, die Edelleute ihre Bauern, wie das Vieh, behandelten. Wahrlich, das Manifeſt, welches dieſe Wilden, im Namen der Leute, die das Land bauen, herausgaben, hätte Lykurg, ohne Bedenken, unterſchrieben. Sie verlangten, man ſollte von ihnen nichts nemen, als den zehnten von ihrem Getraide; ein Theil davon ſollte zur Pflege der Armen angewendet werden; Jagd und Fiſchfang ſollte ihnen erlaubt ſein, um ſich zu nähren; Luft und Waſſer ſollten frei ſein; man ſollte ihnen die Frohndienſte

erleichtern, und ihnen Holz laſſen, ſich zu wär- men. Sie forderten die Rechte des menſchlichen Geſchlechts; aber ſie verfochten dieſelben, wie reiſſende Thiere.

Die Grauſamkeiten, welche, wie wir geſehn haben, die Gemeinen in Frankreich, und in England, zu der Könige Karl's des *VI.* und Heinrich's des *V.*, ausübten, erneuerten ſich in Teutſchland, und wurden, durch den Geiſt des Fanatismus, noch heftiger. Münzer nimmt Mühlhauſen in Thüringen weg, indem er beſtändig Standesgleichheit predigt, und läſſt ſich das Geld der Einwohner zu Füſſen legen, wobei er nichts, als Uneigennüzigkeit predigt. Die Bauern em- pören ſich von Sachſen bis in Elſas. Sie ma- chen alle Edelleute nieder, die ihnen aufſtoſſen, und ermorden eine Tochter des Kaiſers Maximili- an's des *I.* Das Merkwürdigſte hierbei iſt, daß 1525 dieſe Bauern einen Edelmann zu ihrem Haupte wählten, nach dem Beiſpiel der alten rebelliſchen Sklaven, welche ſich zur Regierung unfähig fühl- ten, und daher den einzigen ihrer Herren, der dem Tode entgangen war, zu ihrem König er- kohren.

Sie verwüſteten alle Oerter, wohin ſie ka- men, von Sachſen bis nach Lothringen; hatten

aber bald das Schikſal aller zuſammengelaufnen Rotten, denen es an einem geſchikten Aufführer fehlt. Nachdem ſie entſezliches Unheil angerichtet hatten, ward dieſe Bande von regulirten
1525. Truppen ausgerottet. Münzer, der ſich zu der Rolle eines Muhammed's emporſchwingen wollte, ſtarb zu Mühlhauſen auf der Henkersbühne. Luther, der keinen Theil an dieſen Ausſchweifungen genommen hatte, aber doch, wider ſeinen Willen, die erſte Urſach davon geweſen war, weil er zuerſt die Schranken der Unterwerfung durchbrochen hatte, verlor nichts von ſeinem Anſehn, und blieb nichts deſtoweniger der Prophet ſeines Vaterlandes.

Neununddreiſſigſtes Kapitel.

Folge des Lutherthums, und der Wiedertaufe.

Es war dem Kaiſer Karl'n dem *V.*, und ſeinem Bruder Ferdinand, nicht mehr möglich, den Fortſchritten der Reformatoren Einhalt zu thun. Vergebens entwarf der Reichstag zu Speyer gemäſſigte Vergleichsartikel. Vierzehn Städte und verſchiedne Fürſten proteſtirten ge-
1529. gen dieſes Edikt von Speyer. Von dieſer Pro-

teſtation namen hernach alle Feinde Rom's den Namen Proteſtanten an. Lutheraner, Zwinglianer, Oekolampadier, Karlſtädter, Kalviniſten, Presbyterianer, Puritaner, hohe Engliſche Kirche, kleine Engliſche Kirche, alles iſt heut zu Tage unter dieſem Namen begriffen. Dies iſt eine unermesliche, aus verſchiednen Faktionen zuſammengeſezte, Republik, welche ſich alle gegen Rom, ihre gemeinſchaftliche Feindin, vereinigen.

Die Lutheraner überreichten ihr Glaubensbe- 1530.
kenntnis zu Augsburg, und dieſes Glaubensbekenntnis ward ihr Kompas; ein Drittheil von Teutſchland trat demſelben bei. Die Fürſten dieſer Partei verbanden ſich ſchon gegen die Gewalt Karl's des *V.*, wie gegen Rom; aber Blut flos noch nicht im Teutſchen Reiche um Luther's willen. Nur die Wiedertäufer, welche ſich immer von ihrer blinden Wut hinreiſſen, und durch
das Beiſpiel ihres Oberhauptes Münzer wenig 1531.
ſchrekken lieſſen, verwüſteten Teutſchland im Namen Gottes. Noch nie hatte der Fanatismus eine ſolche Raſerei in der Welt hervorgebracht. Alle dieſe Bauern, welche ſich für Propheten hielten, und von der Schrift nichts wuſſten, als daß man die Feinde des Herrn, ohne

Barmherzigkeit, erwürgen mus, bekamen die Oberhand in Weſtphalen, welches damals das wahre Vaterland der Dummheit war. Sie be- mächtigten ſich der Stadt Münſter, und verjag- ten den Biſchof daraus. Sie wollten anfänglich die Theokratie der Juden einführen, und von Gott allein beherrſcht ſein; als aber ein gewiſſer Mathias, ihr vornemſter Prophet, um's Leben gekommen war, verſicherte Jan Bukkold oder Beukel von Leyden, ein aus Leyden in Holland gebürtiger Schneidergeſelle, daß Gott ihm erſchie- nen wäre, und ihn zum König ernannt hätte. Er ſagte es, und verſchafte ſich Glauben.

Der Pomp ſeiner Krönung war prächtig. Man hat noch Münzen, die er hat ſchlagen laſ- ſen. Zwei Schwerter, eben ſo geſtellt, wie die Schlüſſel des Pabſtes, waren ſein Wapen. Mo- narch und Prophet zugleich, ſchikte er zwölf Apo- ſtel aus, welche ſeine Regierung durch ganz Nie- derteutſchland verkündigen mußten. Er ſelbſt wollte, nach dem Beiſpiel der Könige von Iſrael, mehrere Weiber haben, und heuratete zehne auf einmal. Als eine derſelben einſt unehrerbietig von ihm geſprochen hatte, hieb er ihr, in Gegen- wart der andern, den Kopf ab, welche, entwe- der aus Furcht, oder Fanatismus, mit ihm um

den blutigen Körper ihrer Geſpielin herumtanzten.

Dieſer König und Prophet hatte eine Tugend, welche bei Banditen und Tyrannen nicht ſelten iſt, Herzhaftigkeit. Er vertheidigte Münſter gegen ſeinen Biſchof Waldek, ein ganzes Jahr lang, mit unerſchroknem Mute; und verwarf allen Vergleich, als ihn ſchon Hungersnot auf's äuſſerſte gebracht hatte. Zulezt ward er, durch 1535. Verräterei der Seinigen, mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen. Seine Gefangenſchaft konnte ſeinen unerſchütterlichen Stolz nicht beugen. Als der Biſchof ihn fragte, wie er ſich hätte unterſtehn können, ſich zum Könige zu machen? fragte ihn der Gefangne dagegen, aus welchem Rechte der Biſchof ſich unterſtehn könnte, ein weltlicher Regent zu ſein? Ich bin von meinem Kapitel gewählt worden, ſagte der Prälat; und ich von Gott ſelber, antwortete Jan von Leyden. Der Biſchof, nachdem er ihn eine Zeitlang von Stadt zu Stadt hatte ſehn laſſen, wie man ein Wunderthier zur Schau umherführt, lies ihn mit glühenden Zangen zerreiſſen.

Der Wiedertäuferiſche Enthuſiasmus ward, durch die Todesſtrafe, welche der König und ſei-

ne Mitſchuldige litten, nicht gedämpft. Ihre Brüder in den Niederlanden ſtanden im Begrif, Amſterdam zu überfallen. Man rottete nun alles aus, was man von Zuſammenverſchwornen entdekken konnte; und was man damals von Wiedertäufern in den vereinigten Provinzen vorfand, ward ſo behandelt, wie die Holländer waren von den Spaniern behandelt worden. Sie wurden erſäuft, erdroſſelt, verbrannt. Verſchworen oder nicht, unruhig oder friedlich, überall im ganzen Niederteutſchland fiel man über ſie her, wie über Ungeheuer, wovon man den Erdboden reinigen müſſte.

Unterdeſſen iſt die Sekte noch ziemlich zalreich vorhanden, und mit dem Blute der Neubekehrten, die ſie Märterer nennen, beſtätigt, aber gänzlich von dem verſchieden, was ſie bei ihrem Entſtehen war. Die Nachfolger dieſer blutdürſtigen Schwärmer ſind die friedfertigſten Menſchen, mit ihren Manufakturen und dem Handel beſchäftigt, arbeitſam und mildthätig. Man hat kein Beiſpiel einer ſolchen Hauptveränderung; weil ſie aber keine Figur in der Welt machen, ſo würdigt man ſie nicht ſo viel, zu bemerken, ob ſie ſich verändert haben, oder nicht, und ob ſie gut oder böſe ſind.

Was ihre Sitten verändert hat, iſt dieſes, daß ſie ſich zu den Unitariern geſchlagen haben, welche nur einen einzigen Gott annemen, und Chriſtum zwar verehren, aber ohne viele Glaubenslehren, und ohne alle Streitigkeiten, leben; Leute, die von jeder andern Glaubenspartei verdammt werden, und immer mitten unter denſelben in tiefem Frieden leben.

Vierzigſtes Kapitel.

Von Genf, und von Kalvin.

So ſehr es die Wiedertäufer verdienten, daß man aus allen Winkeln Europa's gegen ſie die Sturmglokken läutete, ſo ſehr empfalen ſich die Proteſtanten allen Völkern durch die Art und Weiſe, wie ihre Reformation an vielen Orten eingeführt ward. Der Rat von Genf lies, durch den ganzen Monat Juni, Glaubensſäze öffentlich vertheidigen, und alle Katholiken und Pro- 1535. teſtanten aus allen Landen einladen, zu kommen, und dagegen zu diſputiren. Vier Geheimſchreiber ſaſſen und ſchrieben das Weſentliche von allem auf, was dafür und dawider vorgebracht ward. Hernach unterſuchte der groſſe Rat zwei

Monate lang das Reſultat dieſer gelehrten Streitigkeiten. Eben ſo war man ungefähr zu Zürich und Bern zu Werke gegangen, aber nicht ſo rechtsförmlich, und mit minder reifer Ueberlegung, auch mit wenigern Zurüſtungen. Endlich verurtheilte der Rat die Römiſche Religion; und man ſieht noch heut zu Tage auf dem Rathauſe eine eherne Tafel mit dieſer Inſchrift: zum Andenken der Gnade, die Gott uns erzeigt hat, das Joch des Antichriſt's abgeſchüttelt, den Aberglauben ausgerottet, und die Freiheit wieder erworben zu haben.

Wirklich erwarben die Genfer ihre wahre Freiheit wieder. Der Biſchof, welcher, nach dem Beiſpiel ſo vieler Teutſchen Prälaten, dem Herzoge von Savoyen, und dem Volke, das Recht der Souveränität über Genf ſtreitig machte, muſſte flüchten, und die Regierung den Bürgern überlaſſen. Es waren, ſeit langer Zeit, zwei Parteien in der Stadt, nemlich die Proteſtantiſche, und die Römiſche. Die Proteſtanten hieſſen Engnotten, durch einen Eid verbundne; Eidgenoſſen. Die Engnotten, welche die Oberhand behielten, zogen einen Theil der gegenſeitigen Partei an ſich, und jagten die

übrigen fort. Daher kam es, daß die Reformirten in Frankreich den Namen Egnotten, oder Hugenotten, bekamen; Namen, wozu die mehreſten Franzöſiſchen Schriftſteller in der Folge einen falſchen Urſprung erfunden haben.

Dieſe Reform ſezte hauptſächlich ſtrenge Reinigkeit der Sitten den Aergerniſſen entgegen, welche die Katholiken damals gaben. Es gab unter dem Schuze des Biſchofs, als Landesherrn von Genf, öffentliche in der Stadt angelegte Freudenhäuſer; die zum geſezmäſſigen öffentlichen Gebrauch beſtimmten Mädchen entrichteten dem Prälaten eine Steuer; der Magiſtrat erwählte alle Jahre eine Bordellkönigin, damit alles regelmäſſig und anſtändig von Statten ginge. Man hätte dieſe Ungebundenheiten einigermaaſſen damit entſchuldigen können, daß es damals weit ſchwerer war, als heut zu Tage, verheuratete Frauen, oder deren Töchter, zu verführen; aber es herrſchten noch weit anſtöſſigere Ausſchweifungen; denn, nachdem man die Klöſter in Genf niedergeriſſen hatte, fand man geheime Gänge, durch welche die Franziskaner einen Eingang in die Nonnenklöſter hatten. Zu Lauſanne entdekte man, in der Kapelle des Biſchifs, hinter dem Altare, eine kleine Thüre, welche, mittelſt ei-

nes unterirdiſchen Ganges, zu den Nonnen in der Nachbarſchaft führte, und dieſe Thür iſt noch vorhanden.

Die Religion in Genf war nicht völlig die Religion der Schweizer; aber der Unterſchied war von keiner Bedeutung, und ihre Gemeinſchaft ward nie unterbrochen. Der berühmte Kalvin, den wir, als den Apoſtel der Genfer, betrachten, hatte keinen Antheil an dieſer Veränderung. Er begab ſich, einige Zeit nachher, in dieſe Stadt, ward aber gleich daraus verwieſen, weil ſeine Lehre der herrſchenden nicht ganz ähnlich war. Er kam hernach wieder, und warf ſich daſelbſt zum Pabſt der Proteſtanten auf.

Sein eigentlicher Name war Chauvin. Er war zu Noyon, im Jahre 1509., geboren. Er wuſſte Lateiniſch, Griechiſch, und die elende Philoſophie ſeiner Zeit. Er ſchrieb beſſer, als Luther; war aber nicht ſo ein guter Redner. Beide waren arbeitſam, und ſtrenge; aber hart und hizig. Beide brannten vor Begierde, ſich hervorzuthun, und jene Herrſchaft über die Gemüter zu erlangen, welche der Eigenliebe ſo ſehr ſchmeichelt, und aus einem Theologen eine Art von Erobrer macht *).

*) Luther hatte mehr einen heftigen als harten Karakter. Er war brauſend in ſeinem Be-

Unwiſſende Katholiken, welche im Allgemeinen wiſſen, daß Luther, Zwingli, und Kalvin, ſich verheurateten, und daß Luther dem Landgrafen von Heſſen zwei Gemalinnen erlauben muſſte, glauben, daß die Stifter der neuen Religion ſich durch anlokkende Verführungen einſchmeichelten, und den Menſchen ein ſchweres Joch abnamen, um ihnen ein ſehr leichtes aufzulegen; aber es iſt grade das Gegentheil. Sie hatten ſtrenge Sitten, und ihre Reden hauchten Galle. Wenn ſie den ehloſen Stand der Prieſter verwarfen, und die Thüren der Klöſter öfneten, ſo geſchahe das, um die menſchliche Geſellſchaft ſelbſt zum Kloſter zu machen. Alle Spiele und Schauſpiele wurden bei den Reformirten verboten.

tragen, in ſeinen Schriften, in ſeinen Reden, aber man wirft ihm keine grauſame Handlung vor. Nach glaubwürdigen Währmännern verſichert man, daß ungeachtet der theologiſchen Wut, die in ſeinen Schriften herrſcht, er in ſeinem Privatleben ein guter Mann war, voller Offenheit, friedliebend im Umgange, und daß ſein Has gegen die Gegner ſeiner Glaubensmeinungen ſich darauf einſchränkte, ſie von Univerſitäten und Aemtern zu verjagen. Dies iſt für das Jahrhundert, worin er gelebt hat, ſehr wenig.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

Genf hat länger, als hundert Jahre, kein muſikaliſches Inſtrument geduldet. Sie verbannten die Ohrenbeichte, und wollten ſie öffentlich haben; ſie war auch, ſo wie die Pönitenz, öffentlich in der Schweiz, in Schottland, und in Genf. Man findet wenig Eingang bei den Menſchen, wenigſtens bis jezt, wenn man ihnen blos leichte und einfache Dinge vorlegt. Der härteſte Lehrmeiſter findet das meiſte Gehör. Sie raubten den Menſchen den freien Willen, und alles lief ihnen zu. Weder Luther, noch Kalvin, noch die übrigen, verſtanden ſich ſelbſt im Artikel vom Abendmahl. Der eine, wie ich ſchon geſagt habe, ſah Gott im Brod und im Wein, wie das Feuer in einem glühenden Eiſen; der andre, wie die Taube, in welcher der heilige Geiſt ſtekte.

Kalvin zankte ſich anfänglich mit den Genfern, welche geſäuertes Brod im Abendmal aaſſen; er wollte ungeſäuertes dazu genommen wiſſen. Er flüchtete nach Strasburg, weil er nicht nach Frankreich zurükkehren konnte, wo damals die Scheiterhaufen flammten, und wo Franz der I. die Proteſtanten verbrennen lies, unterdeſſen daß er mit den Teutſchen Proteſtanten ein Bündnis ſchlos. Nachdem er ſich zu

Stras-

Straſsburg mit der Wittwe eines Wiedertäufers verheuratet hatte, kehrte er endlich nach Genf zurük, kommunicirte mit geſäuertem Brod, wie die andern, und erwarb ſich daſelbſt ſo viel Anſehn, als Luther in Sachſen.

Er ordnete die Glaubenslehren, und die Kirchenzucht, nach welcher ſich alle diejenigen richten, die wir in Holland, in der Schweiz, und in England, Kalviniſten nennen, und die Frankreich ſo lange getheilt haben. Er war es, der die Synoden, die Konſiſtorien, und die Kirchenvorſteher einführte, und die Form der Gebete und der Predigten vorſchrieb. Er ſezte ſogar eine Konſiſtorialgerichtsbarkeit ein, die das Recht hatte, in den Kirchenbann zu thun. Seine Religion iſt dem republikaniſchen Geiſte gemäs eingerichtet, und Kalvin hatte doch ſelbſt einen tyranniſchen Geiſt.

Das läſſt ſich aus der Verfolgung ſchlieſſen, welche er gegen den Caſtalio erregte, der gelehrter war, als er, und den er, aus Eiferſucht, aus Genf verjagen lies; auch aus dem grauſamen Tod, den er, lange nachher, dem unglüklichen Michael Servet zubereitete.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Von Kalvin, und von Servet.

Michael Servet, ein ſehr gelehrter Arzt aus Villanueva in Arragonien, verdiente, ſeines Ruhms in Ruh und Frieden zu genieſſen, weil er, lange vor Harvey, den Kreislauf des Bluts entdekt hatte; aber er vernachläſſigte eine nüzliche Kunſt gegen gefärliche Wiſſenſchaften. Er handelte von der Vorbildung Chriſti im Wort, von der Viſion Gottes, von dem Weſen der Engel, vom hohen Genus im Geiſte. Er nam zum Theil die von Sabellius, Euſebius und Arius, behauptete alten Glaubenslehren an, die im Oriente herrſchten, und im ſechszehnten Jahrhunderte von Lelio Socini, auch hernach in Polen, England und Holland, ſind angenommen worden.

Um ſich einen Begrif von den ſehr wenig bekannten Meinungen dieſes Mannes zu machen, den ſein barbariſcher Tod einzig und allein berühmt gemacht hat, wird es vielleicht hinreichend ſein, folgende Stelle aus ſeinem vierten Buche von der Dreieinigkeit anzuführen: Wie der Keim der Zeugung in Gott war, ehe der Sohn Gottes wirklich gemacht

ward, alſo hat der Schöpfer gewollt, daß die Ordnung, bei allen Zeugungen, beobachtet werden ſoll. Der weſentliche Saame Chriſti, und alle Saamenquellen, und Urformen, waren wirklich in Gott, u. ſ. w. Wenn man dieſe Worte lieſt, glaubt man den Origenes, und wenn man das Wort Chriſti wegnimmt, den Plato, zu leſen, den die erſten Chriſtlichen Theologen als ihren Lehrmeiſter betrachteten.

Servet war, bei ſeiner dunkeln Metaphyſik, ſo treuherzig, daß er, aus Vienne im Delphinat, wo er ſich einige Zeit aufhielt, über die Dreieinigkeit mit Kalvin Briefe wechſelte. Sie diſputirten ſchriftlich. Vom Diſputiren ging Kalvin zum Schimpfen über, und vom Schimpfen zu jenem theologiſchen Has, der unter allen der unverſöhnlichſte iſt. Kalvin bekam, durch Verräterei, die Bogen eines Werks, welche Servet heimlich drukken lies. Dieſe ſchikte er, nebſt den von ihm erhaltnen Briefen, nach Lyon; eine Handlung, die ſchon hinreichte, ihn in der menſchlichen Geſellſchaft auf immer zu entehren. Denn der ſo genannte Geiſt der Geſellſchaft iſt redlicher und ſtrenger, als alle Synoden.

Kalvin lies den Servet, durch einen Abgeordneten, anklagen. Welche Rolle für einen Apoſtel! Servet, welcher wohl wuſſte, daß man in Frankreich jeden Neuerungsſtifter ohne Barmherzigkeit verbrennte, entfloh während daß man ihm den Prozes machte. Unglüklicherweiſe geht er durch Genf. Kalvin erfährt's, giebt ihn an, und läſſt ihn, im Wirtshauſe zur Roſe, feſtnemen, als er eben abreiſen will. Man nimmt ihm ſieben und neunzig Goldſtükken, eine goldne Kette, und ſechs Ringe, ab. Es war unſtreitig gegen das Völkerrecht, einen Fremden in Verhaft zu nemen, der in der Stadt kein Verbrechen begangen hatte; aber Genf hatte auch ein Geſez, welches man nachahmen ſollte. Nach dieſem Geſez mus der Angeber ſich mit dem Beklagten zugleich in Verhaft nemen laſſen. Kalvin verrichtete die Angebung durch einen ſeiner Schüler, der ihm aufwartete.

Eben dieſer Johann Kalvin hatte vorher Toleranz gepredigt; in einem ſeiner gedrukten Briefe findet man dieſe ausdrükliche Worte: Im Fall jemand heterodox iſt, und ſich ein Gewiſſen darüber macht, ſich der Worte Dreieinigkeit, Perſon, u. ſ. w. zu bedienen, ſo glauben wir nicht, daß dieſes ein hinlänglicher Grund ſei, einen ſol

chen Menſchen zu verwerfen; wir müſſen ihn vielmehr dulden, ohne ihn aus der Kirche zu verſtoſſen, und ohne ihn, wie einen Kezzer, der Cenſur auszuſezen.

Aber Johann Kalvin dachte ganz anders, ſo bald er ſich ſeinem theologiſchen Haſſe überlies; er forderte die Toleranz, die er für ſich nötig hatte, in Frankreich, und wafnete ſich mit der Intoleranz zu Genf. Nach Servet's Hinrichtung gab Kalvin ein Buch heraus, worin er ſich Mühe gab, zu beweiſen, daß man die Kezzer beſtrafen müſſte.

Als ſein Feind im Gefängnis war, überhäufte er denſelben mit Schimpfworten, und übeln Behandlungen, wie es alle Memmen machen, ſobald ſie die Oberhand haben. Endlich lag er den Richtern ſo viel an, bediente ſich ſo eifrig des Einfluſſes dererjenigen, deren Gewiſſensrat er war, ſchrie ſo viel, und lies ſo viel ſchreien, Gott verlange Michael Servet's Hinrichtung, daß er ihn auf den Scheiterhaufen brachte, und ſich an ſeiner Hinrichtung weidete, er, der ſelbſt verbrannt worden wäre, wenn er einen Fus auf Franzöſiſchen Grund und Boden geſezt hätte, und der ſelbſt ſeine Stimme, gegen alle Verfolgungen, ſo laut erhoben hatte.

Ueberdies konnte dieſe, mit dem Namen der Gerechtigkeit beſchönigte, Barbarei für eine Beleidigung des Völkerrechts angeſehn werden. War ein Spanier, der durch eine fremde Stadt reiſte, der Gerichtsbarkeit dieſer Stadt unterworfen, weil er ſeine Meinungen bekannt gemacht hatte, ohne, weder in dieſer Stadt, noch in einem von derſelben abhängenden Orte, gelehrt zu haben?

Was noch mehr Unwillen und Mitleiden erregt, iſt dieſes, daß Servet, in ſeinen öffentlichen Schriften, mit deutlichen Worten die ewige Gottheit Jeſu Chriſti anerkennt. Während ſeinem Prozes erklärte er, er wäre völlig überzeugt, daß Jeſus Chriſtus Gottes Sohn wäre, von Ewigkeit her vom Vater erzeugt, und empfangen vom heiligen Geiſt im Schoſſe der Jungfrau Maria. Kalvin, um ſeinen Untergang zu befördern, brachte einige geheime Briefe dieſes Unglüklichen bei, die er lange vorher in gewagten Ausdrükken an ſeine Freunde geſchrieben hatte.

Dieſe beweinenswürdige Kataſtrophe trug ſich erſt im Jahre 1553., und alſo achtzehn Jahr nach der Sentenz zu, welche Genf gegen die Römiſche Religion gefällt hatte; ich führe es aber

hier an, um Kalvin's Karakter beſſer kennen zu lehren, der der Apoſtel von Genf, und der Reformirten in Frankreich, ward. Man ſcheint heut zu Tage, Servet's Aſche eine Ehrenerklärung zu thun. Gelehrte Geiſtliche der Proteſtantiſchen Kirchen, und ſelbſt die gröſſten Philoſophen, haben ſeine und des Socin's Meinungen angenommen. Ja, ſie ſind noch weiter gegangen, als Beide. Ihre Religion beſteht in der Anbetung Eines Gottes, durch die Vermittelung Chriſti. Wir erzälen hier blos Thatſachen und Meinungen, ohne uns in irgend eine Streitigkeit einzulaſſen, und ohne gegen irgend jemand zu diſputiren, indem wir das verehren, was wir verehren ſollen, und uns lediglich an die Treue der Geſchichtserzälung binden.

Der lezte Zug zu Kalvin's Gemälde kann aus einem Briefe von ſeiner Hand genommen werden, der noch, auf dem Schloſſe de la Baſtie-Roland bei Montlimair, aufbewahrt wird. Er iſt vom 30. September 1561., und an den Marquis de Poet, Oberkammerherrn des Königs von Navarra, gerichtet.

Ehre, Ruhm und Reichthümer, werden der Lohn Ihrer Bemühungen ſein; beſonders ermangeln Sie nicht, das

Land von den eifernden Schuften zu reinigen, welche die Völker aufhe⸗zen, ſich gegen uns zuſammenzurotten. Solche Ungeheuer müſſen gewürgt werden, wie ich es mit dem Spanier Michael Servet gemacht habe.

Johann Kalvin hatte ſich in der Stadt Genf, wo er anfänglich mit ſo vieler Schwierigkeit aufge⸗nommen ward, einer ſolchen Gewalt bemächtigt, daß, als einſt die Frau des Generalkapitäns, der her⸗nach der erſte Ratsſchreiber ward, nach dem Abend⸗eſſen, mit ihrer Familie, und einigen guten Freun⸗den, getanzt, und er ſolches wieder erfahren hatte, er ſie zwang, in Perſon vor dem Konſiſtorium zu erſcheinen, und daſelbſt ihren Fehler zu erkennen; und daß der Staatsrat Pierre Ameaux, wel⸗cher geſagt haben ſollte: Kalvin wäre ein Erz⸗böſewicht, und predigte eine falſche Lehre, verur⸗theilt ward, (ob er gleich um Gnade bat,) in bloſſem Hemde, mit entblöſſtem Haupte, und brennender Kerze in der Hand, durch alle Straſ⸗ſen der Stadt, öffentlich Abbitte zu thun.

Die Laſter der Menſchen grenzen oft an Tu⸗genden. Dieſe Härte Kalvin's war mit der gröſſten Uneigennüzzigkeit verbunden; der Wehrt ſeines ganzen hinterlaſſnen Vermögens belief ſich

nicht höher, als hundertundzwanzig Goldtha⸗ler. Seine ununterbrochne Arbeit verkürzte ſein Leben, verſchafte ihm aber einen berühmten Na⸗men, und groſſen Einflus.

Es giebt Briefe von Luther'n, die eben ſo wenig friedlichen und menſchenfreundlichen Geiſt athmen, als Kalvin's Briefe. Die Katholiken können nicht begreifen, daß die Proteſtanten ſol⸗che Apoſtel anerkennen. Die Proteſtanten ant⸗worten, daß ſie ihre Reformatoren nicht anbe⸗ten, und daß ſie weder Lutheraner, noch Zwinglianer, noch Kalviniſten ſind, ſon⸗dern den Glaubensſäzen der erſten Kirche zu fol⸗gen vermeiden; daß ſie Luther's und Kalvin's Leidenſchaften nicht vergöttern, deren Herzens⸗härtigkeit ihren Meinungen bei den Proteſtanten eben ſo wenig Abbruch thun kann, als die Sit⸗ten Alexander's des *VI.* und Leo's des *X.*, und die Grauſamkeit der Verfolgungen, der Rö⸗miſchen Religion, bei den Katholiken, Abbruch thun.

Dies iſt eine kluge Antwort, und Mäſſigung ſcheint heut zu Tage, bei beiden entgegengeſezten Parteien, in den Plaz der ehmaligen Raſereien zu treten. Hätte dieſer blutdürſtige Geiſt immer die Religion belebt, ſo würde Europa nur ein ge⸗

räumiger Kirchhof ſein. Der Geiſt der Philoſophie hat endlich die Schwerter ſtumpf gemacht. Muſſte man denn länger, als zweihundert Jahre raſen, um zu ruhigen Tagen zu gelangen?

Durch dieſe Erſchütterungen, die bei den Abwechslungen des Krieges, ſo viel Kirchengüter in weltliche Hände brachten, wurden die Theologen, die dieſe Kriege beförderten, nicht bereichert. Sie hatten das Schikſal derjenigen, die zum Angrif blaſen, aber an der Beute keinen Theil haben. Die Prediger der Proteſtantiſchen Kirchen hatten ihre Stimme gegen die Reichthümer der Kleriſei ſo laut erhoben, daß es nun für ſie ein Geſez des Wohlſtandes geworden war, dasjenige nicht zu ſammeln, was ſie ſelbſt verdammten; und faſt alle Landesherren hielten ſie zu dieſer Wohlſtandsbeobachtung an. In Frankreich wollten ſie herrſchen, und hatten daſelbſt wirklich groſſen Einflus; wurden aber endlich aus dem Lande gejagt, mit dem Verbot, ſich jemals wieder ſehn zu laſſen, bei Strafe, gehangen zu werden. Ueberall, wo ihre Religion eingeführt iſt, haben die Fürſten und Obrigkeiten der Republiken ihre Gewalt mit der Zeit in enge Grenzen eingeſchloſſen.

Die Kalviniſchen und Lutheriſchen Prediger haben aller Orten Beſoldungen gehabt, die ihnen keinen Luxus erlaubten. Die Einkünfte der Klöſter ſind faſt überall dem Staate zugefloſſen, und Hoſpitälern angewieſen worden. Es ſind keine reiche Proteſtantiſche Biſchöfe in Teutſchland geblieben, als der von Lübek und Osnabrük, die ihre Einkünfte beiſammen behalten haben. Wenn wir fortfahren, unſre Blikke auf die Folgen dieſer groſſen Revolution zu richten, ſo werden wir die ſeltſame und komiſche, aber friedfertige Einigkeit ſehen, mit welcher im Weſtphäliſchen Frieden das Bisthum Osnabrük wechſelsweiſe zu einem Proteſtantiſchen und Katholiſchen Bisthum gemacht worden. Die Reformation iſt in England der Engliſchen Geiſtlichkeit günſtiger geweſen, als in Teutſchland, in der Schweiz, und in den Niederlanden den Lutheriſchen und Kalviniſchen. Alle Bisthümer in Grosbritannien ſind beträchtlich; alle Pfründen gewähren ein reichliches Auskommen. Die Landprediger ſtehn daſelbſt beſſer, als in Frankreich; der Staat und die Layen haben daſelbſt blos von dem Einziehen der Klöſter Nuzen gezogen. Es giebt zu London ganze Quartiere, die ehedem ein einziges Kloſter ausmachten, und heut zu Tage von einer ſehr

groſſen Menge Familien bewohnt werden. Im Ganzen hat jede Nation, welche die Klöſter zu öffentlichem Gebrauch angewendet hat, viel dabei gewonnen, ohne das irgend jemand dabei verloren hätte; denn einer nicht mehr vorhandnen Geſellſchaft kann man nichts wegnemen; nur den zeitigen Beſizern ward zu nahe getreten, als man ſie plünderte, und ſie haben keine Nachkömmlinge hinterlaſſen, welche Klagen darüber erheben könnten. Und dieſe Ungerechtigkeit eines Tages, hat Gutes für Jahrhunderte geſtiftet.

Es iſt endlich durch verſchiedne Revolutionen ſo weit gekommen, daß die Lateiniſche Kirche über die Hälfte des Chriſtlichen Europa verloren hat, welches ſie zu verſchiednen Zeiten faſt ganz beſeſſen hatte. Denn auſſer dem unermeslichen Lande, welches ſich von Konſtantinopel bis Korfu, und bis an das Meer von Neapel erſtrekt, hat ſie nun auch Schweden, Norwegen, Dänemark, die Hälfte von Teutſchland, England, Schottland, Ireland, und Holland nicht mehr, und drei Viertheile der Schweiz haben ſich von ihr getrennt. Die Gewalt des Römiſchen Stuhls hat noch weit mehr verloren, und ſich blos in den, dem Pabſt unmittelbar unterworfnen, Ländern aufrecht erhalten.

Bevor man indeſſen ſo viel Grenzen ſezen konnte, und ehe man ſogar ſo weit kam, einige Ordnung in dieſe Verwirrung hineinzubringen, ſezten beide Parteien, die Katholiſche und die Lutheriſche, Teutſchland damals in Feuer und Flammen. Schon war die ſogenannte Evangeliſche Religion, um das Jahr 1555., in vierundzwanzig Reichsſtädten, und in achtzehn kleinen Provinzen des Teutſchen Reichs, eingeführt. Die Lutheraner wollten Karl's des *V.* Macht beugen, und er wollte ſie gar vertilgen. Man ſchlos Bündniſſe, und lieferte Schlachten. Aber wir müſſen hier dieſen Revolutionen des menſchlichen Verſtandes in Religionsſachen folgen, und ſehen, wie die Engliſche Kirche entſtand, und welchergeſtalt die Franzöſiſche Kirche zerriſſen ward.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Von dem Könige Heinrich dem *VIII.* Von der Religionsveränderung in England.

Es iſt bekannt, daß England vom Pabſt abfiel, weil der König Heinrich der *VIII.* verliebt war. Was weder der heilige Petersdenar, noch die Reſervate, noch die Proviſionen,

noch die Annaten, noch die Kollekten und der Ablaskram, noch fünf Jahrhunderte voll Bedrükkungen, wogegen ſich die Geſeze des Parliaments und das Murren des Volks ohn Unterlas empörten, vermocht hatten, das bewerkſtelligte eine flüchtige Liebſchaft, oder gab wenigſtens Anlas dazu. Der erſte Stein, den man warf, war hinlänglich dieſes groſſe, ſchon ſeit langer Zeit vom allgemeinen Has erſchütterte, Denkmal umzuſtürzen.

Heinrich der *VIII.*, ein wollüſtiger, hiziger, und in allen ſeinen Begierden hartnäkkiger, Mann, hatte, unter vielen andern Gegenſtänden ſeiner Liebe, auch Anne von Boleyn, die Tochter eines Edelmanns in ſeinem Lande. Dieſes Mädchen von einem muntern und freien Weſen, welches alles hoffen lies, hatte doch die Geſchiklichkeit, ſich nicht ganz dahin zu geben, ſondern die Leidenſchaft des Königs zu reizen, welcher ſich entſchlos, ſie zur Gemalin zu nemen.

Seit achtzehn Jahren war er mit Katharine von Spanien, Ferdinand's und Iſabellen's Tochter, und Karl's des *V.* Baſe, vermält, mit welcher er drei Kinder gezeugt hatte, wovon die Prinzeſſin Marie noch am Leben war, die hernach Königin von England ward.

Wie war hier eine Eheſcheidung möglich? Wie konnt' er ſeine Ehe mit einer Frau aufheben, wie Katharine von Spanien war, der man weder Unfruchtbarkeit, noch üble Aufführung, ja nicht einmal die Launen zur Laſt legen konnte, die ſo oft Begleiterinnen der weiblichen Tugend ſind? Da ſie anfänglich Heinrich's des *VIII.* älteſten Bruder, den Prinzen Arthur, geheuratet, und denſelben, nach einigen Monaten, wieder verloren hatte, war ſie von Heinrich dem *VII.* unter Diſpenſation des Pabſtes Julius des *II.*, mit ſeinem zweiten Sohne Heinrich verlobt worden, und dieſer Heinrich der *VIII.* hatte ſie, nach ſeines Vaters Tode, feierlich geheuratat. Lange nachher zeugte er einen Baſtard mit einer Mätreſſe, Namens Blunt. Er empfand damals Ueberdrus in ſeinem Eheſtande, aber keine Gewiſſenszweifel; als er ſich aber in Anne von Boleyn verliebt hatte, und ſeinen Endzwek bei ihr, ohne Heurat, nicht erreichen konnte, ſo bekam er Gewiſſensſkrupel, und zitterte, ſich an Gott, achtzehn Jahre lang, durch den Umgang ſeiner Gemalin, verſündigt zu haben. Weil er den Päbſten noch unterworfen war, bat er Klemens den *VII.*, Julius des *II.* Bulle aufzuheben, und ſeine Verheuratung mit Karl's

des *V.* Baſe für göttlichen und menſchlichen Geſezen widerſtreitend zu erklären.

Klemens der *VII.*, ein Baſtard des Giuliano de' Medici, hatte eben Rom von Karl's des *V.* Armee verheert geſehn. Da er mit dem Kaiſer kaum Frieden gemacht hatte, ſo fürchtete er immer, daß dieſer Fürſt ihn, ſeiner unechten Geburt wegen, würde abſezen laſſen. Nochmehr fürchtete er, daß man ihn der Simonie beſchuldigen, und die fatale Schrift aufweiſen würde, die er dem Kardinal Colonna eingehändigt, und darin demſelben Reichthümer und Ehrenſtellen verſprochen hatte, wenn er, durch ſeine Stimme und günſtige Bemühungen, zum Päbſtlichen Thron gelangte.

Er konnte des Kaiſers Baſe nicht für eine Beiſchläferin erklären, und die Kinder dieſer ſo lange Zeit rechtmäſſigen Gemalin, unter die Baſtarde zälen. Ueberdies konnte ein Pabſt nicht füglich eingeſtehn, daß ſein Vorfahr nicht das Recht gehabt hätte, Diſpenſation zu ertheilen. Er hätte ſelbſt den Grund der Päbſtlichen Gröſſe untergraben, wenn er geſtanden hätte, daß es Geſeze gäbe, welche die Päbſte nicht überſchreiten dürften.

Ludwig der *XII.* hatte zwar ſeine Heurat aufheben laſſen, aber der Fall war auch ganz verſchieden. Er hatte mit ſeiner Gemalin keine Kinder gehabt, und der Pabſt Alexander der *VI.*, der dieſe Eheſcheidung verordnete, hatte einerlei Intereſſe mit Ludwig dem *XII.*

Der König Franz der *I.* von Frankreich unterſtüzte zu Rom Heinrich's des *VIII.* Partei, theils als ſein Schwager, theils als ſein Bundesgenos, hauptſächlich aber ein Feind des ſchon ſo mächtig gewordnen Karl's des *V.* Der Pabſt, der zwiſchen dem Kaiſer und dieſen beiden Königen in's Gedränge kam, und ſchrieb, er wäre zwiſchen Thür' und Angel, unterhandelte, ſuchte Zeit zu gewinnen, verſprach, zog wieder zurük, und hofte, daß Heinrich's des *VIII* Liebe nicht ſo lange dauern würde, als eine Italieniſche Unterhandlung. Er betrog ſich. Der Engliſche Monarch, der zum Unglük ein Theologe war, brauchte die Theologie zum Behuf ſeiner Liebe. Er, und alle Doktoren ſeiner Partei, namen ihre Zuflucht zum dritten Buch Moſis, wo es heiſſt: Du ſollt Deines Bruders Weibes Schaam nicht blöſſen, und die Schweſter Deines Weibes nicht zur Frau nemen.

Es hat den Chriſtlichen Staaten lange Zeit an guten poſitiven Geſezen gefehlt, und fehlt ihnen noch daran. Ihre in manchen Stükken noch Gothiſche Rechtskunde, die aus den alten Gewohnheiten von fünfhundert kleinen Tyrannen zuſammengeſezt iſt, nimmt oft ihre Zuflucht zu den Römiſchen Geſezen, und zu den Geſezen der Hebräer, wie ein verirrter Mann, der nach ſeinem Wege forſcht. Sie ſuchen im Geſezbuche des Jüdiſchen Volks Vorſchriften für ihre Gerichtshöfe.

Wenn man ſich aber nach den Ehegeſezen der Hebräer richten wollte, ſo ſollte man ſie, in allen Stükken, befolgen. Man müſſte alsdann denjenigen zum Tode verurtheilen, der ſeine Frau, während ihrer Reinigung berührte, und ſich vielen Geboten unterwerfen, die weder für unſern Himmelsſtrich, noch für unſre Sitten, noch für das neue Geſez, gemacht ſind.

Dies iſt nur der kleinſte Theil des Misbrauchs, in welchen man dadurch verfiel, daß man Heinrich's Ehe nach dem dritten Buch Moſis beurtheilte. Man ſah darüber weg, daß in eben dieſen Büchern, wo Gott, nach unſern ſchwachen Einſichten, zuweilen Widerſprüche zu befelen ſcheint, um den menſchlichen Gehorſam zu

prüfen, im fünften Buch Moſis nicht allein erlaubt, ſondern ſogar geboten wird, die Wittwe ſeines Bruders zu heuraten, wenn ſie keine Kinder hatte; daß die Wittwe das Recht hatte, ihren Schwager zur Vollziehung aufzufordern; und, wenn er ſich deſſen weigerte, ihm einen Schuh an den Kopf werfen ſollte.

Auch das vergas man, daß die Jüdiſchen Geſeze einem Bruder erlaubten, ſeine eigne Schweſter zu heuraten, wie Thamar, David's Tochter beweiſt, die, ehe ſie von ihrem Bruder Ammon geſchändet ward, zu ihm ſagte: Nicht, mein Bruder, thue mir nicht eine ſolche Thorheit; du würdeſt für einen Narrn angeſehn werden. Fordre mich von meinem Vater zum Weibe, der wird mich Dir nicht verſagen. So ſind die Geſeze faſt immer widerſprechend. Noch widerſprechender aber war es, die Inſel England, nach den Gewohnheiten von Judäa, regieren zu wollen.

Es war ein merkwürdiges und ſeltnes Schauſpiel, zu ſehn, wie von der einen Seite der König von England den Univerſitäten von Europa anlag, ſeine Liebe zu begünſtigen, und von der andern der Kaiſer in ſie drang, zum Beſten

ſeiner Baſe zu entſcheiden, und der König von Frankreich, zwiſchen beiden mitten inne, das Geſez des dritten Buchs Moſis, gegen das Geſez des fünften Buchs Moſis, in Schuz nam, um Karl'n den *V.* und Heinrich den *VIII.* zu unverſöhnlichen Feinden zu machen.

Der Kaiſer belohnte die Italieniſchen Doktoren, welche für die Gültigkeit der Heurat der Königin Katharine ſchrieben, mit Pfründen; Heinrich der *VIII.* bezalte überall das Gutachten der Doktoren, die ſich für ihn erklärten. Die Zeit hat dieſe Geheimniſſe aufgedekt. Man hat in den Rechnungen eines geheimen Geſchäftträgers dieſes Königs, Namens Crouke, gefunden: Einem Servitenmönch einen Thaler; zweien Obſervantenbrüdern zwei Thaler; dem Prior von Sankt Johann funfzehn Thaler; dem Prieſter Giovanni Marino zwanzig Thaler. Man ſieht, daß der Preis verſchieden iſt, nach dem Gewicht des Gutachtens. Dieſer Käufer theologiſcher Entſcheidungen entſchuldigte ſich mit der Verſicherung, daß er nie darum gehandelt, und nie eher Geld gezalt hätte, als nach der Unterſchrift. Die Franzöſiſchen Univerſitäten endlich, und hauptſächlich die Sorbonne, entſchieden,

daß Heinrich's Heurat mit Katharine von Arragonien nicht rechtmäſſig wäre, und der Pabſt kein Recht hätte, von den Geſezen des dritten Buchs Moſis zu diſpenſiren. 1530. den 2. Julſ.

Heinrich's des *VIII.* Agenten bewafneten ſich ſogar mit Gutachten der Rabbiner. Dieſe geſtanden, daß das fünfte Buch Moſis zwar verordnete, daß man die Wittwe ſeines Bruders heuraten ſollte, ſagten aber, daß dieſes Geſez nur für Paläſtina verbindlich geweſen wäre, und England ſich nach dem dritten Buch Moſis richten müſſe. Die Oeſtreichiſchen Univerſitäten und Rabbiner waren ganz andrer Meinung; aber die befragte Heinrich nicht.

Auf die ziemlich wohlfeil erhandelten Gutachten, auf das Anliegen ſeiner Geliebten, aus Verdrus über die Winkelzüge des Pabſtes, durch die Unterſtüzung ſeiner Kleriſei und ſeiner Univerſitäten, als Herr von ſeinem Parliament, und auf Anhezen Franz des *I.* läſſt Heinrich ſeine Ehe, durch eine Sentenz des Erzbiſchofs Cranmer von Canterbury, aufheben. Nachdem die Königin ihre Rechte ſtandhaft, aber mit Mäſſigung, vertheidigt, und dieſe Gerichtsbarkeit abgelehnt hatte, ohne durch gar zu bittre Klagen Waffen gegen ſich in die Hände zu geben, 1533.

gieng ſie auf das Land in die Einſamkeit, und überlies ihr Bette und ihren Thron ihrer Nebenbulerin. Dieſe, die ſchon im zweiten Monate ſchwanger war, als ſie zur Gemalin und Königin erklärt ward, hielt ihren Einzug in London mit einem Pomp, der die gewöhnliche Pracht eben ſo weit überſtieg, als ihr ehmaliger Stand von ihrer jezigen Würde übertroffen ward.

Der Pabſt Klemens der *VII.* konnte nun nicht umhin, dem beſchimpften Karl dem *V.*, und den beleidigten Vorrechten des Päbſtlichen Stuhls, eine Bulle gegen Heinrich den *VIII.*

1534. zu verwilligen. Aber durch dieſe Bulle verlor der Pabſt das Königreich England. Heinrich läſſt ſich, faſt zu gleicher Zeit, von ſeiner Kleriſei zum höchſten Oberhaupt der Engliſchen Kirche erklären. Sein Parliament beſtätigt ihm dieſen Titel, und ſchaft alle Gewalt des Pabſtes, ſeine Annaten, ſeinen heiligen Petersdenar, und die Procente von den Pfründen, ab. Mit Freuden leiſtete das Volk dem Könige einen neuen Eid, den man den Eid der Oberkirchengewalt nennt. Der ganze, ſo viel Jahrhunderte hindurch ſo mächtige, Einflus des Pabſtes, fiel in einem Augenblik ohne Widerrede, ungeachtet der Verzweiflung der Mönchsorden.

Diejenigen, welche behaupteten, daß man in einem groſſen Reiche nicht ohne Gefahr mit dem Pabſte brechen könnte, ſahn nun, daß ein einziger Schlag dieſen ehrwürdigen Kolos umwerfen konnte, deſſen Haupt von Golde, und deſſen Füſſe von Thon waren. In der That gründeten ſich die Abgaben, womit der Römiſche Hof die Engländer ſo lange geplagt hatte, blos darauf, daß man ſich geduldig plagen lies. Sobald man dieſe Bereitwilligkeit nicht mehr haben wollte, ſo ſah man ein, daß eine Gewalt, die ſich nicht auf Stärke gründet, an und für ſich ſelbſt nichts iſt.

Der König lies ſich von ſeinem Parliamente die Annaten zuſchlagen, welche die Päbſte genommen hatten. Er errichtete ſechs neue Biſthümer, und lies, in ſeinem Namen, alle Klöſter viſitiren. Man ſieht noch die Unterſuchungsprotokolle über einige höchſt anſtöſſige Ausſchweifungen, welche man ſorgfältig vergröſſerte, und über einige falſche Wunderwerke, deren Anzal man noch gröſſer angab; auch über angebliche Reliquien, deren man ſich in mehr als Einem Kloſter bediente, um die Andacht zu erhizen, und die Opfer an ſich zu ziehn. Man verbrannte auf 1535. dem Markt zu London verſchiedne hölzerne Bil-

der, welche die Mönche, durch geheime Federn, in Bewegung geſezt hatten.

Aber unter dieſen Werkzeugen des Betrugs ſah das Volk, mit wehmütigem Entſezen, auch die Aſche des heiligen Thomas von Canterbury verbrennen, welchen England verehrte. Den Kaſten davon, der mit Edelſteinen reich beſezt war, eignete ſich der König zu. Wenn er den Mönchen Erpreſſungen Schuld gab, ſo hatten ſie nicht minder Recht, ihm Räubereien zur Laſt zu legen. Alle Klöſter wurden aufgehoben. Den alten Mönchen, die nicht mehr in die Welt zurükkehren konnten, wurden Zufluchtsörter, den übrigen ein Jahrgehalt, angewieſen. Ihre Einkünfte fielen dem Könige anheim. Nach Burnet's Berechnung beliefen ſie ſich auf hundertundſechzigtauſend Pfund Sterling. Das bewegliche Vermögen, und das baare Geld, waren beträchtlich.
1536. Von dieſem doppelten Raube ſtiftete Heinrich ſeine ſechs neue Bisthümer und ein Kollegium, belohnte einige Diener, und verwandte das Uebrige in ſeinen Nuzen.

Eben dieſer König, der mit ſeiner Feder die päbſtliche Gewalt gegen Luther'n vertheidigt hatte, ward alſo ein unverſöhnlicher Feind von Rom. Aber dieſer Eifer, den er ſo laut wider

die Meinungen dieſes kezeriſchen Reformators geäuſſert hatte, war eine von den Urſachen, die ihn bei ſeinem Glauben feſthielten, nachdem er die Kirchenzucht verändert hatte.

Er wollte wohl des Pabſtes Nebenbuler, aber nicht Lutheraner, oder Sakramentsſchwärmer ſein. Die Anbetung der Heiligen ward nicht abgeſchaft, aber eingeſchränkt. Er lies die Bibel in der Volksſprache leſen, aber weiter durfte man nicht gehn. Es war ein Hauptverbrechen, an den Pabſt zu glauben, aber Proteſtant zu ſein, gleichfalls. Er lies auf einem und eben demſelben Plaze diejenigen verbrennen, die für den Pabſt ſprachen, und diejenigen, die ſich für die Teutſche Reformation erklärten.

Der berühmte Morus, welcher Groskanzler geweſen war, und ein Biſchof, Namens Fiſher, welche ſich weigerten, den Eid der Oberkirchengewalt abzulegen, das heiſſt, Heinrich den *VIII.* für den Pabſt von England anzuerkennen, wurden, nach der Strenge des neuerlich gegebnen Geſezes, von dem Parliament verurtheilt, den Kopf zu verlieren; denn immer war es das Schwert des Geſezes, womit Heinrich der *VIII.*, alles abſchlachten lies, was ſich ihm widerſezte.

Faſt alle Geſchichtſchreiber, und beſonders die von der Römiſchkatholiſchen Kirche, ſind darin einig, dieſen **Thomas Morus**, oder More, als einen tugendhaften Mann, als ein Opfer der Geſeze, als einen Weiſen zu betrachten, der eben ſo gut und menſchenfreundlich, als gelehrt, war. Die eigentliche Wahrheit aber iſt, daß er abergläubiſch und ein barbariſcher Verfolger war.

Ein Jahr vor ſeiner Hinrichtung hatte er einen Advokaten, Namens Bainham, zu ſich kommen laſſen, den man als einen Freund der Lutheriſchen Meinungen angegeben hatte. Dieſen hatte er, in ſeiner Gegenwart, mit Ruten peitſchen, alsdann in den Towr bringen, vor ſeinen Augen foltern, und endlich auf Shmitfield lebendig verbrennen laſſen. Viele andre Unglükliche waren verbrannt worden, auf Urtheile, welche hauptſächlich von dieſem Kanzler herkamen, den man uns als einen ſo ſanften, und ſo toleranten, Mann ſchildert. Für ſolche Grauſamkeiten verdiente er die Todesſtrafe, und nicht dafür, daß er die neue Oberkirchengewalt Heinrich's des *VIII.* abgeläugnet hatte. Er ſtarb ſcherzend. Es wäre beſſer geweſen, wenn er einen ernſthaften, und minder grauſamen Karakter gehabt hätte.

Der Pabſt Paul der *III.*, Klemens des *VII.* Nachfolger, glaubte, dem Biſchof Fiſher das Leben dadurch zu retten, daß er demſelben, während ſeinem Prozeſſe, den Kardinalshut ſchikte. Er richtete aber damit weiter nichts aus, als daß er dem Könige das Vergnügen machte, einen Kardinal auf dem Blutgerüſt hinrichten zu laſſen. Auf den Kopf des Kardinals Polus, oder la Pole, der ſich in Rom aufhielt, ward ein Preis geſezt. Der König lies die Mutter dieſes Kardinals von Henkers Händen hinrichten, ohne weder das Alter, noch das Königliche Geblüt, aus welchem ſie herſtammte, in Betracht zu ziehn; und das alles, weil man ihm ſeine Qualität, als Engliſcher Pabſt, ſtreitig machte.

Eines Tages erfuhr der König, daß ein ziemlich gelehrter Sakramentsſchwärmer, Namens Lambert, in London war, und wollte ſich den Ruhm erwerben, in einer groſſen Verſammlung zu Weſtminſter gegen denſelben zu diſputiren. Das Ende davon war, daß der König ihm die Wahl lies, ſeiner Meinung zu ſein, oder gehängt zu werden. Lambert hatte den Mut, das Lezte zu wählen, und der König war ſo niederträchtig grauſam, ihn hängen zu laſſen. Die Engliſchen Biſchöfe waren noch Katholiſch,

als ſie der Gerichtsbarkeit des Pabſtes entſagten, und dabei ſo erbittert gegen die Kezer, daß, wenn ſie dieſelben zum Feuer verurtheilt hatten, ſie allen denen einen vierzigtägigen Ablas verwilligten, welche Holz zum Scheiterhaufen herbeitrugen.

Alle dieſe Mordthaten wurden auf Parliamentsſentenzen vollführt. Dieſe Larve der Gerechtigkeit, die vielleicht noch verhaſſter iſt, als die Unterdrükkung, die der Geſeze ſpottet, war indeſſen doch dasjenige, wodurch den Bürgerkriegen vorgebeugt ward. Es gab nur einige Empörungen in den Provinzen. Das zitternde London war ruhig; ſo ſehr hatte der geſchikte und ſchrekliche Heinrich der *VIII.* ſich unumſchränkt zu machen gewuſſt.

Sein Wille machte alle Geſeze; und dieſe Geſeze, wonach man die Menſchen richtete, waren ſo unvollkommen, daß man damals einen Beklagten zum Tode verurtheilen konnte, ohne zwei Zeugen gegen ihn zu haben. Nur erſt unter Eduard's des *VI.* Regierung ſezten die Engländer, nach dem Beiſpiel der andern Nationen, feſt, daß zwei Zeugen erforderlich ſind, um einen Schuldigen zu verurtheilen.

Anne von Boleyn genos ihres Triumphs unter dem Schatten der Königlichen Gewalt. Man

behauptet, daß die geheimen Anhänger Rom's ſich verſchworen, ſie zu ſtürzen, in der Hofnung, daß, wenn der König ſich von ihr ſcheiden lieſſe, die Tochter Katharinens von Spanien das Königreich erben, und die für ihre Nebenbulerin abgeſchafte Religion wieder herſtellen würde. Das Komplot glükte über alle Erwartung. Der König, der ſich in die Hofdame der Königin Johanne von Seymour verliebt hatte, nam begierig alles an, was man ihm gegen ſeine Gemalin ſagte. Alle ſeine Leidenſchaften waren ohne Schranken; er fürchtete ſich nicht vor der Schande, ſeine Gemalin im Oberhauſe wegen Ehebruchs zu verklagen. Das Parliament, wel- 1536.
ches immer nur das Werkzeug der Leidenſchaften des Königs war, verurtheilte die Königin, auf ſo leichte Anzeigen, zum Tode, daß ein Bürger des Staats, der ſich, um ſolcher geringfügigen Urſach willen, mit ſeiner Frau veruneinigte, für einen ungerechten Mann gehalten werden würde. Ihrem Bruder lies man den Kopf abſchlagen, weil man vorgab, er hätte mit ihr Blutſchande getrieben, ohne daß der geringſte Beweis vorhanden war. Man richtete zwei Menſchen hin, die ihr einſt Schmeicheleien vorgeſagt hatten, wie man ſie allen Frauenzimmern ſagt, und die eine tugendhafte Königin wohl anhören kann, wenn ihr

muntrer Geiſt den Höflingen einige Freiheit verſtattet. Man lies einen Tonkünſtler hängen, den man dahingebracht hatte, auszuſagen, er hätte ihre Gunſtbezeugungen genoſſen, und den man niemals mit ihr konfrontirt hatte.

Der Brief, den dieſe unglükliche Königin an ihren Gemal ſchrieb, ehe ſie das Blutgerüſt betrat, ſcheint ein groſſer Beweis ihrer Unſchuld und ihrer Herzhaftigkeit zu ſein. Sie haben mich immer erhoben, ſagt ſie, aus einem bloſſen Fräulein machten Sie mich zur Marquiſe, aus einer Marquiſe zur Königin, und heute wollen Sie mich aus einer Königin zur Heiligen machen. Kurz Anne von Boleyn ging, wegen der Eiferſucht eines Gemals, der ſie nicht mehr liebte, vom Throne zum Schafot über. Dies mochte nicht das zwanzigſte gekrönte Haupt ſein, welches in England ein tragiſches Ende nam, aber das erſte war es, das unter der Hand des Henkers fiel. Der Tyrann, (man kann ihm keinen andern Namen geben,) lies ſich noch erſt von ſeiner Gemalin ſcheiden, ehe er ſie hinrichten lies, und erklärte dadurch ſeine Tochter Eliſabet, ſo wie ſeine erſte Tochter Marie, für einen Baſtard.

Den Tag nach der Hinrichtung der Königin vermälte er ſich mit Johanne von Seymour, die im folgenden Jahre ſtarb, nachdem ſie ihm einen Sohn gegeben hatte.

Heinrich ſchritt bald zu einer neuen Vermälung mit Anne von Kleve, wozu er durch ein Gemälde verführt ward, welches der berühmte Maler Holbein von dieſer Prinzeſſin gemacht hatte. Als er ſie aber ſah, fand er ſie dem Gemälde ſo unähnlich, daß er ſich, nach ſechs Monaten, zu einer dritten Eheſcheidung entſchlos. Er ſagte zu ſeiner Kleriſei, als er ſich mit Anne von Kleve vermält, hätte er ſeine innre Einwilligung zu dieſer Heurat nicht gegeben. Man kann nicht ſo verwegen ſein, einen ſolchen Grund anzugeben, wenn man nicht gewis iſt, daß diejenigen, vor welchen man ihn angiebt, ſo niederträchtig ſein werden, ihn für gültig anzunemen. Die Grenzen der Gerechtigkeit und der Schaam waren ſchon längſt überſchritten. Die Kleriſei und das Parliament fällten die Eheſcheidungsſentenz.

Er nam nun die fünfte Gemalin. Dies war Katharine Howard, eine ſeiner Unterthaninnen. Ein jeder andrer würde es überdrüſſig geworden ſein, dem Publikum ohn Unterlas die

Schande ſeines Hauſes, (wahr oder erdichtet,
iſt gleich viel,) vor Augen zu legen. Heinrich
aber erfuhr nicht ſobald, daß die Königin, vor
ihrer Vermälung, Liebhaber gehabt hatte, als
542. er auch dieſer Königin, um einen Fehler, wovon
er kein Kenntnis nemen muſſte, und der, wenn
er auch begangen war, keine Todesſtrafe verdien-
te, den Kopf abſchlagen lies.

Beſudelt mit drei Eheſcheidungen, und mit dem Blute zweier Gemalinnen, gab er nun ein Geſez, welches eben ſo ſchändlich und grauſam, als lächerlich und zu vollziehn unmöglich, war; nemlich daß jederman, der von einer Bulſchaft der Königin Nachricht bekommt, bei Strafe der Landesverräterei ſchuldig ſein ſoll, ihr Ankläger zu werden; und daß jedes Mädchen, das einen König von England heuratet, und nicht Jungfer iſt, ſolches, bei eben der Strafe, anzeigen ſoll.

Zum Spas (wenn man an einem ſolchen Hofe noch ſpaſſen konnte,) ſagte man, der König müſſte eine Wittwe heuraten. Auch nam er wirklich eine ſolche in der Perſon der Katharine Par, welche ſeine ſechste Gemalin ward. Sie
1543. ſtand auf dem Punkt mit Anne von Boleyn,
und Katharine Howard, ein gleiches Schikſal
zu erfahren, und zwar nicht ihrer Galanterieen

wegen,

wegen, ſondern weil ſie in theologiſchen Dingen zuweilen mit dem Könige nicht einerlei Meinung hegte.

Einige Beherrſcher, welche die Religion ihrer Staaten verändert haben, ſind Tyrannen geweſen, weil Widerſpruch und Widerſezlichkeit Grauſamkeit erzeugen. Heinrich der *VIII.* war grauſam von Karakter; ein Tyrann in der Regierung, in der Religion, und in ſeiner Familie. Er ſtarb auf ſeinem Bette; und Heinrich 1545.
der *VI.*, der ſanftmütigſte Fürſt, war vom Thron geſtoſſen, gefangen geſezt und ermordet worden.

In ſeiner lezten Krankheit ſah man eine ſonderbare Wirkung der Gewalt, welche die Geſeze in England haben, bis ſie ausdrüklich aufgehoben ſind, und wie ſehr man ſich von jeher daſelbſt mehr an den Buchſtaben als an den Geiſt der Geſeze gehalten hat. Niemand wagte es, dem Könige ſeinen nahen Tod bekannt zu machen, weil er, einige Jahre vorher, durch das Parliament ein Geſez gegeben hatte, daß es Landesverräterei wäre, den Tod des Königs vorherzuſagen. Dieſes eben ſo grauſame, als kindiſche, Geſez konnte ſich nicht auf die wegen der Thronfolge zu befürchtenden Unruhen gründen, weil

die Succeſſion zu Gunſten des Prinzen Eduard ſchon feſtgeſezt war; es hatte alſo blos ſeinen Grund in der Tyrannei Heinrich's des *VIII.*, in ſeiner Furcht vor dem Tode, und in der Meinung, die damals noch unter den Völkern herrſchte, daß es eine Kunſt giebt, das Zukünftige vorher zu wiſſen.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Verfolg von der Religionsverfaſſung in England.

Unter dem barbariſchen und eigenſinnigen Heinrich dem *VIII.* wußten die Engländer noch nicht, zu welcher Religion ſie ſich bekennen ſollten. Das Lutherthum, der Puritanismus, und die alte Römiſch-Katholiſche Religion, theilten und verwirrten die Gemüter, die von der Vernunft noch nicht erleuchtet wurden. Dieſer Streit zwiſchen Meinungen und Gottesdienſt kehrte die Köpfe um, wenn er den Staat nicht umkehren konnte. Jeder unterſuchte, jeder räſonnirte, und dies war der erſte Saame der dreiſten Philoſophie, welche ſich lange nachher, unter Karl'n dem II., und unter ſeinen Nachfolgern, entwikkelte.

Schon gab es, obſchon der Skepticismus wenig Anhänger in England hatte, und man

blos diſputirte, um zu wiſſen, unter weſſen Anführung man den Irrweg betreten ſollte, in dem von Heinrich zuſammenberufnen groſſen Parliamente, männliche Geiſter, welche laut erklärten, man müſſte weder an die Römiſch-Katholiſche Kirche, noch an Luther's und Zwingli's Sekten, glauben. Der berühmte Lord Herbert hat uns die noch kühnern Reden eines Parliamentsgliedes aufbewahrt, welches im Jahre 1529. erklärte, daß die ungeheure Menge theologiſcher Meinungen, worüber zu allen Zeiten geſtritten worden iſt, die Menſchen in die Notwendigkeit ſezte, keine von allen zu glauben, und daß die einzige notwendige Religion darin beſtände, einen Gott zu glauben, und gerecht zu sein. Man hörte ihn an, murrte nicht, und blieb in der Ungewisheit.

Unter der Regierung des jungen Eduard's des *VII.*, des Sohns Heinrich's des *VIII.* und der Johanne Seymour, waren die Engländer Proteſtanten, weil der Fürſt und sein Konſeil es war, und der Reformationsgeiſt überall Wurzel geſchlagen hatte. Die Kirche war damals ein Gemiſch von Sakramentſchwärmern und Lutheranern; aber niemand ward, ſeines Glaubens wegen, verfolgt, zwei

arme Wiedertäuferinnen ausgenommen, welche der Erzbiſchof Cranmer von Canterbury, der ein Lutheraner war, ſchlechterdings verbrannt wiſſen wollte, weil er wohl nicht vorherſah, daß er dereinſt eben dieſes Todes würde ſterben müſſen. Der junge König wollte die Sentenz, welche gegen eine dieſer Unglüklichen gefällt war, nicht beſtätigen; er widerſtrebte lange, und weinend unterſchrieb er das Urtheil. Es war freilich nicht genug, daß er weinte; er hätte nicht unterſchreiben müſſen, aber er war nur vierzehn Jahr alt, und konnte noch keinen ſtandhaften Willen, weder zum Guten, noch zum Böſen haben.

Diejenigen, die man damals in England Wiedertäufer nennte, ſind die Väter der friedfertigen Quaker, deren Religion ſo lächerlich gemacht worden iſt, und deren Sitten jederman Ehrfurcht abnötigen. Von Seiten ihrer Lehren gleichen ſie nur wenig, und von Seiten ihrer Sitten noch weniger, jenen Wiedertäufern in Teutſchland, dieſem Haufen roher und grauſamer Menſchen, welche die Wut der wildeſten Schwärmerei, wie wir geſehn haben, ſo weit trieben, als nur die ſich ſelbſt überlaſſne menſchliche Natur gehn kann. Die Engliſchen Wiedertäufer hat-

ten noch keine feſtſtehende Sammlung ihrer Glaubenslehren. Keine Sekte, die aus Volksmeinungen entſteht, kann dergleichen anders haben, als mit der Länge der Zeit. Aber ſehr auſſerordentlich iſt es, daß ſie, die ſich für Chriſten hielten, und gar keinen Anſpruch auf Philoſophie machten, im Grunde nichts anders waren, als Theiſten; denn ſie erkannten Jeſum Chriſtum nur für einen Menſchen, den Gott gewürdigt hätte, ihm reinere Einſichten zu verleihen, als ſeinen Zeitgenoſſen. Die gelehrteſten unter ihnen behaupteten, daß der Ausdruk Sohn Gottes bei den Hebräern weiter nichts bedeutet, als einen guten ehrlichen Mann, wie Sohn Satan's, oder Belial's, weiter nichts bedeutet, als einen böſen Menſchen. Die mehreſten Lehrſäze, ſagten ſie, die man aus der Schrift gezogen hat, ſind philoſophiſche Spizfindigkeiten, worin man einfache und natürliche Wahrheiten verhüllt hat. Sie namen weder die Geſchichte von dem Sündenfall, noch das Geheimnis der Dreieinigkeit, noch auch folglich das Geheimnis der Menſchwerdung, an. Die Taufe der Kinder ward von ihnen ſchlechterdings verworfen; die Erwachſnen tauften ſie von neuem. Viele ſogar betrachteten die Taufe lediglich als

eine alte, von den Juden angenommne, Orientaliſche Abwaſchung, welche der heilige Johann der Täufer erneuerte, Chriſtus aber mit keinem einzigen ſeiner Jünger jemals vornam. Hierin vorzüglich glichen ſie den nach ihnen gekommnen Quakern, und ihre Abneigung gegen die Taufe der Kinder war es hauptſächlich, was ihnen bei dem Volke den Namen Anabaptiſten zuzog. Sie glaubten, das Evangelium buchſtäblich zu befolgen, und, wenn ſie für ihre Sekte ſtarben, für das Chriſtenthum zu ſterben, worin ſie von den Theiſten, oder Gottesverehrern, ſehr verſchieden waren, welche ihre geheime Meinungen mehr als jemals, mitten unter ſo vielen öffentlichen Sekten, feſtſezten und ausbreiteten.

Dieſe hingen mehr an Plato, als an Jeſu Chriſto, waren mehr Philoſophen, als Chriſten, und verwarfen, weil ſie ſo vieler unſeligen Zänkerei überdrüſſig waren, mit vieler Verwegenheit die göttliche Offenbarung, welche die Menſchen zu ſehr gemisbraucht hatten, und auch die geiſtliche Gewalt, die man noch mehr gemisbraucht hatte. Sie waren durch ganz Europa zerſtreut, und haben ſich ſeitdem unbeſchreiblich vermehrt, aber ohne jemals weder Sekte, noch

Geſellſchaft zu ſtiften, und ohne ſich gegen irgend eine Macht aufzulehnen. Dies iſt die einzige Religion auf Erden, die nie Verſammlungen gehalten hat, in welcher am wenigſten geſchrieben worden, und welche die friedfertigſte und ruhigſte geweſen iſt; ſie hat ſich überall ausgebreitet, ohne einen eigentlichen Zuſammenhang zu unterhalten. Da ſie urſprünglich aus Philoſophen beſtand, die blos ihren natürlichen Einſichten folgten, und, ohne ſich einander zu unterrichten, alle auf einen und eben denſelben Irrweg gerieten; und ſie hernach zu dem Mittelſtand derjenigen überging, welche in der mit einem mäſſigen Vermögen verbundnen Muſſe leben, ſo iſt ſie nach der Zeit zu den Groſſen aller Länder emporgeſtiegen, und hat ſich nur ſelten zum Pöbel herabgelaſſen. England iſt unter allen Ländern der Welt dasjenige, wo dieſe Religion, oder vielmehr dieſe Philoſophie, mit der Zeit die tiefſten und ausgebreiteſten Wurzeln geſchlagen hat. Sie iſt daſelbſt ſogar zu einigen Handwerkern, und bis auf's platte Land hindurchgedrungen. Das Volk dieſer Inſel iſt das einzige, welches angefangen hat, ſelbſt zu denken; aber die Anzal dieſer ländlichen Philoſophen iſt ſehr gering, und wird es immer ſein. Handarbeit verträgt ſich nicht mit

dem Vernünfteln, und das gemeine Volk, im Ganzen genommen, braucht und mißbraucht ſeinen Verſtand nur ſelten.

Aus dieſen theologiſchen Zwiſtigkeiten entſprang auch noch, beinahe durch ganz Europa, ein trauriger Atheismus, der das grade Widerſpiel vom Theismus iſt. Man behauptet, daß es in Italien damals mehr Atheiſten gab, als anderswo. Gewis waren es nicht die Streitigkeiten über Lehrſäze, welche die Italieniſchen Philoſophen auf dieſen Abweg leiteten, ſondern die Unordnungen, worin faſt alle Höfe, und auch der Römiſche Hof, verfallen waren. Wenn man verſchiedne Italieniſche Schriften dieſer Zeit mit Aufmerkſamkeit lieſt, ſo wird man ſehn, daß ihre Verfaſſer, denen die Uebertriebenheit der Verbrechen, wovon ſie ſprechen, auffiel, das höchſte Weſen nicht erkannten, deſſen Vorſicht dieſe Verbrechen zuläſſt, ſondern ſo dachten, wie Lukrez, in eben ſo unglüklichen Zeitläuften, dachte. Dieſe verderbliche Meinung ſchlich ſich bei den Groſſen in England und Frankreich ein, fand aber wenig Beifall in Teutſchland und den Nordiſchen Reichen, und es iſt nicht zu befürchten, daß ſie jemals groſſe Fortſchritte machen wird. Die wahre Philoſophie, die Moral, und

das Intereſſe der Geſellſchaft, haben ſie faſt ganz vernichtet; damals aber ris ſie durch die Religionskriege ein, und wenn Häupter einer Partei Atheiſten wurden, ſo führten ſie gleich ganze Heere von Schwärmern mit ſich.

Eduard der *VI.* ſtarb in dieſen unglüklichen Zeiten, da man noch nichts, als Hofnungen, von ihm rühmen konnte. Auf dem Todbette hatte er ſeine Verwandte Johanne Gray, die von Heinrich dem *VII.* abſtammte, zum Nachtheil ſeiner Schweſter Marie, einer Tochter Heinrich's des *VIII.* und der Katharine von Spanien, zur Erbin des Reichs ernannt. Johanne Gray ward zu London zur Königin ausgerufen, aber die Partei und das Recht Marien's behielten die Oberhand. Kaum gab es einen Krieg. Marie ſperrte ihre Nebenbulerin in den Towr, und mit ihr die Prinzeſſin Eliſabet, welche nachher ſo rühmlich regierte. 1553.

Es ward weit mehr Blut durch die Henker, als durch die Soldaten, vergoſſen. Der Vater, der Schwiegervater, und der Gemal der Johanne Gray, zulezt auch ſie ſelbſt, wurden verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Das iſt die dritte Königin, die in England von Henkers Händen ſtirbt. Sie war erſt ſiebzehn Jahr alt. Man

hatte ſie gezwungen, die Krone anzunemen. Alles ſprach für ſie; und Marie hätte das zu häufige Beiſpiel, vom Thron zur Henkersbühne überzugehn, fürchten ſollen. Aber nichts hielt ſie zurük; ſie war eben ſo grauſam, als Heinrich der *VIII.* Eben ſo finſter und ruhig bei ihren Grauſamkeiten, als Heinrich, ihr Vater heftig geweſen, war ihre Tyrannei von einer andern Art.

Da ſie der Römiſchen Religion zugethan, und noch immer über die Eheſcheidung ihrer Mutter aufgebracht war, fing ſie damit an, durch Geld und Geſchiklichkeit, ein ganz Katholiſches Unterhaus zu verſammeln. Die Pairs, die gröſſtentheils keine Religion hatten, als die Religion des regierenden Fürſten, waren nicht ſchwer zu gewinnen. Es ging hier mit der Religion, wie es, in den Kriegen der roten Roſe und der weiſen Roſe, mit den Staatsangelegenheiten gegangen war. Das Parliament hatte wechſelsweiſe die Yorks und die Lankaſters verurtheilt. Es verfolgte die Proteſtanten unter Heinrich dem *VIII.*, munterte ſie auf unter Eduard dem *VI.*, und verbrannte ſie unter Marie'n.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, warum bei den Chriſten der entſezliche Flammentod

die Strafe dererjenigen iſt, welche anders denken, als die herrſchende Kirche, unterdeſſen daß die gröſſten Verbrechen mit einer ſanftern Todesart beſtraft werden? Der Biſchof Burnet giebt zur Urſach davon an, weil man dafür hielte, daß die Kezer dazu verdammt wären, ewig in der Hölle zu brennen, obgleich ihr Körper, vor der Auferſtehung, nicht dort wäre, ſo glaubte man der göttlichen Gerechtigkeit nachzuahmen, wenn man ihre Leiber auf Erden verbrennte.

Der Erzbiſchof Cranmer von Canterbury, welcher Heinrich dem *VIII.* zu ſeiner Eheſcheidung ſehr behülflich geweſen war, ward, nicht dieſer gefährlichen Dienſtleiſtung wegen, ſondern deswegen verurtheilt, weil er Proteſtant war. Er hatte die Schwachheit, abzuſchwören, und Marie genos der Rache, ihn erſt entehrt zu ſehn, und ihn dann verbrennen zu laſſen. Dieſer Pri- 1553.
mas des Reichs bekam am Scheiterhauſen ſeinen Mut wieder. Er erklärte, daß er als ein Proteſtant ſtürbe, und that das wirklich, was man vom Mutius Scävola geſchrieben, und wahrſcheinlicherweiſe erdichtet hat. Er ſtekte nemlich erſt die Hand in die Flammen, welche den Widerruf unterſchrieben hatte, und warf ſich mit ſeinem Körper nicht eher in's Feuer, als

bis die Hand verbrannt und abgefallen war. Eine eben ſo unerſchrokne und rühmlichere That, als die, die man dem Mutius zuſchreibt! Der Engländer beſtrafte ſich dafür, daß er etwas begangen hatte, was ihm als eine Schwachheit vorkam, der Römer aber dafür, daß ihm ein Meuchelmord mislungen war.

Man zält ungefähr achthundert Perſonen, die unter Marie'n verbrannt worden. Eine ſchwangre Frau kam im Scheiterhaufen nieder. Einige Bürger riſſen voll Mitleid das Kind aus den Flammen. Der Katholiſche Richter lies es wieder hineinwerfen. Wenn man dieſe verabſcheuungswürdige Handlungen lieſt, glaubt man wohl, unter Menſchen geboren zu ſein, oder unter den Geiſtern, die man uns in dem Abgrunde der Martern ſchildert, wo ſie begierig damit umgehn, das menſchliche Geſchlecht zu ſich hinunterzureiſſen?

Unter allen denen, welche Marie lebendig verbrennen lies, war kein einziger, der wegen Empörung war angeklagt worden. Die Religion that alles. Man läſſt die Juden nach ihrem Geſez leben, und giebt ihnen Privilegien; und Chriſten belegen andre Chriſten, die über ei-

nige Artikel andrer Meinung ſind, mit der aller=abſcheulichſten Todesſtrafe!

Marie ſtarb ruhig, aber verachtet von ihrem 1558. Gemal Philipp dem *II.* und von ihren Unter=thanen, die ihr noch den Verluſt von Calais zur Laſt legen, und hinterlies ein verhaſstes Anden=ken bei allen, die nicht vom Verfolgungsgeiſt be=ſeſſen ſind.

Der Katholiſchen Marie folgte die Prote=ſtantiſche Eliſabet. Das Parliament war proteſtantiſch; die ganze Nation ward es, und iſt es noch. Nun ward die Religion feſtgeſezt. Die unter Eduard dem *VI.* entworfne Liturgie ward eingeführt, wie ſie noch jezt im Gebrauch iſt. Die Römiſche Hierarchie ward beibehalten, aber mit weit wenigern Ceremonien, als bei den Katholiken; jedoch mit etwas mehrern, als bei den Lutheranern. Die Beichte ward erlaubt, aber nicht befolen. Dies, und der Glaube, daß Gott im Abendmal, jedoch ohne Transſubſtantiation, gegenwärtig iſt, das iſt es im Allgemeinen, was die Engliſche Religion ausmacht. Die Staats=klugheit erforderte, daß die Oberkirchengewalt bei der Krone bliebe. Ein Weib ward alſo das Oberhaupt der Kirche.

Dieſe Frau hatte mehr Verſtand, und auch einen beſſern Karakter, als ihr Vater Heinrich der *VIII.*, und ihre Schweſter Marie. Sie vermied die Verfolgung eben ſo ſehr, als jene ſie betrieben hatten. Da ſie, bei ihrer Thronbeſteigung ſahe, daß die Prediger beider Parteien auf der Kanzel zur Zwietracht Lärm blieſen, ſo befal ſie, daß in ſechs Monaten niemand, ohne eine ausdrükliche, von ihr ſelbſt unterſchriebne, Erlaubnis, predigen ſollte, um die Gemüter zum Frieden vorzubereiten. Dieſe ganz neue Vorſicht hielt diejenigen zurük, welche das Recht zu haben glaubten, und auch wohl die Gabe haben mochten, das Volk aufzuhezen. Niemand ward, ſeines Glaubens wegen, verfolgt, nicht einmal in Unterſuchung genommen, *) aber nach aller Strenge der Geſeze verfolgte man diejenigen, welche die Geſeze übertraten, und Unruhen im Staate anrichteten. Dieſer groſſe, ſo

*) Man neme die Antitrinitarier hiervon aus. Viele von ihnen wurden unter Eliſabet's Regierung zum Feuer verdammt. Dieſe Art ſie zu behandlen war der einzige Punkt in der Kirchendiſciplin, worin man damals in Europa einig war; in einem Jahrhunderte wird man nur über Toleranz einverſtanden ſein.

Anmerk. der Kehlſchen Herausgeber.

lange verkannte, Grundſaz prägte ſich nun den Gemütern in England ein, daß es Gott allein zukommt, über die Herzen zu richten, die ihm etwa misfallen, und daß es der Menſchen Sache iſt, diejenigen im Zaum zu halten, die ſich gegen die von Menſchen eingeſezte Regierung auflehnen. Wir werden in der Folge ſehn, was wir von Eliſabet zu halten haben, und hauptſächlich, wie ihre Nation beſchaffen war.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Von der Religion in Schottland.

Die Religion hatte in Schottland nichts von Unruhen zu leiden, als nur in ſo fern dieſelben von England aus auf ſie zurükwirkten. Gleich um das Jahr 1559. hatten ſich einige Kalviniſten bei dem gemeinen Volk eingeſchmeichelt, welches man faſt immer zuerſt gewinnen mus. Es iſt treuherzig und legt ſich ſelbſt den Zügel an, den man ihm vorhält, bis daß irgend ein mächtiger Mann denſelben ergreift, und es damit zu ſeinem Vortheil lenkt.

Die Katholiſchen Biſchöfe ermangelten nicht, gleich Anfangs einige Kezer zum Feuer verurtheilen zu laſſen; dies war in Europa eben ſo ge-

wöhnlich, als einen Dieb zum Strange zu verurtheilen.

Es trug ſich in Schottland zu, was ſich notwendig in allen Ländern zutragen mus, wo eine
1559. Spur von Freiheit übrig iſt. Die Todesſtrafe eines alten Predigers, den der Erzbiſchof von Saint-André zum Scheiterhaufen verurtheilt hatte, machte viele Proſelyten, und man bediente ſich dieſer Freiheit, um die neuen Lehren dreiſter zu vertreiben, und ſich gegen des Erzbiſchofs Grauſamkeit aufzulehnen. Verſchiedne Vorneme thaten in Schottland, bei der Minderjährigkeit der berühmten Königin Marie Stuart, was nachher die Franzöſiſchen Groſſen, bei der Minderjährigkeit Karl's des *IX.*, thaten. Ihr Ehrgeiz flammte das Feuer an, welches die Religionsſtreitigkeiten entzündeten. Es ward daſelbſt, wie andrer Orten, viel Blut vergoſſen.

Die Schottländer, welche damals eins der ärmſten und unbetriebſamſten Völker in Europa waren, hätten weit beſſer gethan, wenn ſie ſich darauf gelegt hätten, ihren undankbaren und unfruchtbaren Boden, durch ihre Bearbeitung, fruchtbar zu machen, und ſich, wenigſtens durch den Fiſchfang, einen Unterhalt zu verſchaffen, an welchem ſie Mangel litten, als daß ſie, um frem-

fremder Meinungen, und um des Eigennuzes einiger Ehrgeizigen willen, ihr unglükliches Land mit Blute düngten. Dies war ein neues Unglük, womit ſie das Unglük der Dürftigkeit vermehrten, in welcher ſie ſchmachteten.

Die Königin Mutter der Marie Stuart, welche die Vormundſchaftsregierung führte, glaubte, die Reformation dadurch zu unterdrükken, daß ſie Truppen aus Frankreich kommen lies; aber grade dadurch beſchleunigte ſie die Veränderung, die ſie verhindern wollte. Es verdros das 1559.
Schottiſche Parliament, das Land voll fremder Soldaten zu ſehn, und es nötigte die Regentin, ſie zurükzuſchikken, ſchafte die Römiſchkatholiſche Religion ab, und führte das Genfer Glaubensbekenntnis ein.

Marie Stuart, Wittwe des Königs Franz des *I.* von Frankreich, eine ſchwache, blos für die Liebe geſchafne, Prinzeſſin, ward von Katharine von Medicis, die ſich vor ihrer Schönheit fürchtete, gezwungen, Frankreich zu verlaſſen, und nach Schottland zurükzukehren, und fand weiter nichts, als ein unglükliches vom Fanatismus entzweites Land. Wir werden ſehn, wie ſie, durch ihre Schwachheiten, das Unglük ihres Landes noch vermehrte.

Der Kalvinismus hat endlich, troz den Römiſch-Katholiſchen Biſchöfen, und hernach auch troz den Biſchöfen von der Engliſchen Kirche, in Schottland die Oberhand behalten. In Frankreich iſt er heut zu Tage faſt ganz vertilgt, wenigſtens wird er daſelbſt nicht mehr geduldet. Alles iſt, ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte, in Gährung und Revolution geweſen, in Schottland, in England, in Teutſchland, in Schweden, in Dänemark, in Holland, in der Schweiz, und in Frankreich.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Vom Religionszuſtande in Frankreich, unter Franz dem *I.*, und ſeinen Nachfolgern.

Seit Karl'n dem *VII.* wurden die Franzoſen wegen der zu Bourges, nach den Dekreten der, gegen die Päbſtliche Würde feindſelig geſinnten, Kirchenverſammlung zu Baſel, gemachten pragmatiſchen Sanktion, zu Rom als Schismatiker betrachtet. Der vornemſte Gegenſtand dieſer Sanktion war die Gewohnheit der Wahlen unter den Geiſtlichen; eine Gewohnheit, welche, in beſſern Zeiten, zur Tugend und Gelehrſamkeit aufmunterte, aber auch zu Faktionen Anlas gab!

Sie war, dieſer beiden Eigenſchaften wegen, dem Volke angenem; auch Perſonen von ſtrenger Denkungsart fanden an ihr, als an einem Ueberreſte der erſten Kirche, einen Gefallen, und den Univerſitäten war ſie lieb, als eine Belohnung ihres Fleiſſes. Die Päbſte indeſſen erhoben faſt noch immer die Annaten und andre Abgaben, troz dieſer Sanktion, nach welcher das alles abgeſchaft ſein ſollte. Fromentau ſagt uns, daß ſie, unter der ſiebzehnjährigen Regierung Ludwig's des XII., aus dem Pariſer Kirchſprengel die ungeheure Summe von drei Millionen und dreimalhunderttauſend Livres damaligen Geldes zogen.

Als Franz der *I.*, im Jahre 1515., ſeine Züge nach Italien machte, die im Anfange ſo glänzend, als die von Karl'n dem *VIII.* und Ludwig dem *XII.*, hernach aber noch unglüklicher waren, hatte Leo der X., der ſich ihm anfänglich widerſezt hatte, ſeiner nötig, und ward auch ihm notwendig.

Der Kanzler Düprat, der in der Folge Kardinal ward, machte mit den Miniſtern des Pabſtes Leo des X. das berühmte Konkordat, wodurch der König und der Pabſt, wie man ſagte, ſich einander gaben, was ihnen nicht 1515. und 1516.

gehörte. Der König erhielt die Ernennung zu den Pfründen, und der Pabſt bekam, durch einen geheimen Artikel, das Einkommen des erſten Jahres, wogegen er den, von Rom ſo lange uſurpirten, Rechten, den Mandaten, Reſervaten, Anwartſchaften, und der Prävention entſagte. Der Pabſt behielt ſich, unmittelbar nach der Unterzeichnung des Konkordats die Annaten, durch eine Bulle, vor. Die Pariſer Univerſität die dadurch eins ihrer Rechte verlor, maaſſte ſich dagegen ein andres an, welches ſich kaum ein Engliſches Parliament herausnemen könnte. Sie lies ein Verbot anſchlagen, das Königliche Konkordat zu drukken, und demſelben zu gehorchen. Indeſſen ſind doch die Univerſitäten, bei dieſem Vergleich des Königs und des Pabſtes, eben nicht ſo ſehr zu kurz gekommen, weil ihnen ein Drittheil der Pfründen vorbehalten iſt, und ſie ſolche in den vier Monaten des Jahres Januar, April, Juli, und Oktober, die man die Monate der Graduirten zu nennen pflegt, an ſich bringen können.

Die Kleriſei, und beſonders die Domherren, denen man das Recht nam, ihre Biſchöfe zu ernennen, murrten darüber; aber die Hofnung, vom Hofe Pfründen zu bekommen, ſtellte ſie

wieder zufrieden. Das Parlament, welches auf keine Gnadenbezeugungen vom Hofe rechnete, war unbeweglich in ſeiner Standhaftigkeit, die alten Gewohnheiten, und die Freiheiten der Gallikaniſchen Kirche zu verfechten, deren Beſchüzer es war. Es widerſezte ſich mit Ehrfurcht verſchiednen Mandaten, und als es endlich gezwungen ward, das Konkordat zu regiſtriren, verwahrte es ſich dagegen, mit der Anmerkung, daß es auf mehrmals wiederholten Befel des Königs geſchehn wäre. *)

Unterdeſſen ſchienen, ſowohl das Parlament in ſeinen Gegenvorſtellungen, als die Univerſität in ihren Beſchwerden, einen weſentlichen Dienſt zu vergeſſen, welchen Franz der *I.*, durch Bewilligung der Annaten, der Nation leiſtete. Sie waren, vor ſeiner Zeit, auf einem übermäſſigen Fus, ſo wie in England, bezalt worden, und er ſezte ſie herunter. Sie belaufen ſich heut zu Tage, in gewöhnlichen Jahren, nicht höher, als auf viermalhunderttauſend Franken; allein der Wunſch der Nation war nun einmal, daß man gar keine Annaten nach Rom zalen ſollte.

*) Man ſehe Geſchichte des Parlaments nach.

Wenigſtens wünſchte man ſich ein dem Teutſchen ähnliches Konkordat. Die über ihre Rechte immer eiferſüchtigen Teutſchen hatten mit Nikolaus dem V. abgemacht, daß die kanoniſche Wahl in ganz Teutſchland Statt finden, keine Annaten nach Rom bezalt, und der Pabſt nur sechs Monate im Jahre zu gewiſſen Kanonikaten erneunen, die Ernannten aber dem Pabſt eine gewiſſe feſtgeſezte Summe entrichten ſollten. Auch dieſe reiche Teutſche Kanonikate waren noch, in den Augen der Rechtsgelehrten ein groſſer Misbrauch, und dieſe Zalung nach Rom eine Simonie. Ihrer Meinung nach war es ein läſtiger und ärgerlicher Handel, Geld nach Italien zu ſchikken, um in Teutſchland, oder in Gallien ein Einkommen zu erhalten. Dieſen Schacher betrachteten ſie, als die Schande der Religion; und die politiſchen Grübler bewieſen, daß man in Frankreich einen Hauptfehler beginge, wenn man alle Jahre ungefähr viermalhunderttauſend Livres nach Rom ſchikte, und zwar zu einer Zeit, da man durch Handel nicht ſo viel wieder gewönne, als man durch dieſen nachtheiligen Kontrakt einbüſſte. Forderte der Pabſt dieſes Geld, wie einen Tribut, ſo war es eine verhaſſte Auflage; verlangte er es als ein Almo=

ſen, ſo war es zuviel; im Grunde aber iſt doch noch nie ein Vergleich anders, als für Geld, zu Stande gekommen. Reliquien, Ablas, Diſpenſationen, Pfründen, alles, iſt verkauft worden.

Wenn man ſo die Religion zum öffentlichen Verkauf ausbieten muſſte, ſo war es unſtreitig beſſer, dieſe Simonie zum Beſten des Staats zu betreiben, als zum Nuzen eines fremden Biſchofs, welcher, nach dem Natur- und Völkerrechte, eben ſo wenig befugt war, das erſte Jahreseinkommen einer Pfründe in Frankreich zu ziehn, als das erſte Jahr von dem Einkommen des Schineſiſchen Reichs, oder von Monomotapa.

Dieſer damals ſo empörende Vergleich ward zu der Zeit geſchloſſen, welche vor dem Bruch des ganzen Nordens, des Königreichs England, und des halben Teutſchlands, mit dem Römiſchen Stuhle vorherging. Dieſer Stuhl ward dadurch bald noch verhaſſter in Frankreich, und die Religion konnte unter dem Haſſe leiden, den Rom einflöſſte.

Dies war lange das allgemeine Geſchrei aller Obrigkeiten, aller Domherrn, und aller Univerſitäten. Dieſe Beſchwerden wurden noch dringender, als man die Bulle zu ſehn bekam, in

welcher der wollüſtige Leo der X. die pragmatiſche Sanktion das Sittenverderbnis des Königreichs Frankreich nennt.

Dieſe Beſchimpfung einer ganzen Nation, in einer Bulle, worin man den heiligen Paulus anführt, und wodurch man Geld fordert, erregt noch heut zu Tage allgemeinen Unwillen.

Die erſten Jahre, welche auf das Konkordat folgten, waren Zeiten der Unruhe in verſchiednen Kirchſprengeln. Der König ernannte einen Biſchof, die Stiftsherren einen andern; das Parlament entſchied, bei Klagen über Eingriffe, zum Vortheil der Kleriſei. Zu den Zeiten der Lehnsverfaſſung hätten dieſe Streitigkeiten Bürgerkriege veranlaſſt. Endlich nam Franz der *I.* dem Parlamente die Befugnis, in Sachen, welche die Bisthümer und Abteien betrafen, zu ſprechen, und legte ſie dem groſſen Konſeil bei. Mit der Zeit ward alles ruhig. Man gewöhnte ſich an das Konkordat, als wenn es von jeher da geweſen wäre; und die Beſchwerden des Parlaments hörten gänzlich auf, als der König, im Jahre 1538., vom Pabſte Paul dem III. die Freiheit für den Kanzler und einige Mitglieder des Parlaments auswirkte, vermöge welcher ſie ſelbſt im Kleinen das

thun dürfen, was der König im Groſſen thut, nemlich einmal in ihrem Leben eine Pfründe vergeben. Die Supplikenmeiſter bekamen das nemliche Vorrecht.

In dieſer ganzen Angelegenheit, welche Franz dem *I.* ſo viel zu ſchaffen machte, muſſte er ſich notwendig Gehorſam verſchaffen, wenn er wollte, daß Leo der *X.* ſeine politiſchen Verheiſſungen gegen ihn anfüllen, und ihm zum Herzogthum Mailand wieder verhelfen ſollte.

Man ſieht wohl, daß das enge Band, welches ſie eine Zeitlang aneinander knüpfte, dem Könige nicht erlaubte, in Frankreich eine Religion aufkommen zu laſſen, welche dem Pabſtthum zuwider wäre. Das Konſeil glaubte überdies, eine jede Neuerung in der Religion zöge auch Neuerungen im Staate nach ſich. Die Politiker können ſich betrügen, wenn ſie blos nach einem auffallenden Beiſpiel urtheilen. Das Konſeil hatte Recht, wenn es die Unruhen in Teutſchland betrachtete, die es ſelbſt zu unterhalten ſuchte; aber vielleicht hatte es Unrecht, wenn es an die Leichtigkeit dachte, womit die Könige von Schweden und Dänemark damals die Lutheriſche Religion einführten. Es konnte auch auf noch gröſſre Beiſpiele zurükſehen. Ueberall

war die Chriſtliche Religion ohne Bürgerkriege eingeführt worden; im Römiſchen Reiche auf ein Edikt Konſtantin's; in Frankreich durch den Willen Chlodowich's; in England durch das Beiſpiel des kleinen Königs von Kent, Namens Ethelbert; in Pohlen und in Ungarn durch eben dergleichen Urſachen. Es war nicht viel über hundert Jahre, daß der erſte der Jagellonen, der in Polen regierte, ein Chriſt geworden war, und ganz Lithauen und Samogitien zu Chriſten gemacht hatte, ohne daß dieſe alte Gepiden gemurrt hätten. Wenn die Sachſen von Karl dem Groſſen in Strömen Bluts getauft waren, ſo kam das daher, weil ihm mehr daran gelegen war, ſie zu unterjochen, als ſie aufzuklären. Wollte man die Augen auf ganz Aſien werfen, ſo würde man die Muſulmaniſchen Staaten mit Chriſten und Gözendienern angefüllt ſehn, die beide gleich friedlich leben, und verſchiedne Religionen in Indien, Schina, und an andern Orten, blühend finden, ohne jemals zu den Waffen gegriffen zu haben. Wenn man zu allen verfloſſnen Jahrhunderten zurükginge, würde man die nemlichen Beiſpiele ſehn. An und für ſich ſelbſt iſt eine neue Religion nicht gefärlich und blutvergieſſend; ſondern der Ehrgeiz

der Groſſen iſt es, der ſich dieſer Religion bedient, um die vorhandne Macht anzufechten. So bewafneten ſich die Lutheriſchen Fürſten gegen den Kaiſer, der ſie zu Boden treten wollte; aber Franz der *I.* und Heinrich der *II.* hatten, in ihrem Lande, weder Fürſten, noch Herren, zu fürchten.

Der in der Folge, unter unglüklichen Minderjährigkeiten getrennte Hof war damals in vollkommnem Gehorſam gegen Franz den *I.* vereinigt. Auch lies dieſer Fürſt die Kezer mehr verfolgen, als Unterſuchungen gegen ſie anſtellen. Die Biſchöfe und die Parlamenter zündeten die Scheiterhauſen an; er lies ſie nicht auslöſchen. Er hätte ſie wohl ausgelöſcht, wäre nicht ſein Herz gegen das Unglük ſeiner Nebenmenſchen eben ſo verhärtet, als durch Lüſte weichlich gemacht geweſen; wenigſtens hätt' er wohl die Strafe des Jean le Clerc gemildert, der lebendig mit Zangen geriſſen, und dem Arme, Brüſte und Naſe, abgeſchnitten wurden, weil er wider die Bilder und Reliquien geſprochen hatte.

Er litt es, daß man zwanzig Unglükliche bei langſamen Feuer verbrannte, welche beſchuldigt wurden, ganz laut geſagt zu haben, was er ohne Zweifel ſelbſt im Stillen dachte, wenn man nach

allen Handlungen ſeines Lebens urtheilt. Die Menge der Hingerichteten, weil ſie nicht an den Pabſt glaubten, und die Abſcheulichkeit ihres Todesſtrafen, erregen Schaudern. Ihn rührte das nicht, und die Religion war nicht das, was ihn kümmerte. Er verband ſich mit den Proteſtanten von Teutſchland, und ſelbſt mit den Muhamendanern gegen Karl'n den *V.*, und wenn ſeinen Bundsgenoſſen, die Lutheriſchen Teutſchen Fürſten ihm vorwarfen, daß er ihre Brüder hinrichten laſſen, die nicht die geringſte Unruhe in Frankreich verurſachten, ſo ſchob er alle Schuld auf die gewöhnlichen Richter.

Wir haben geſehn, wie die Engliſchen Richter, unter Heinrich dem *VIII.* und unter Marie'n, die abſcheulichſten Grauſamkeiten ausübten. Die Franzoſen, welche für ein ſanfter Volk gehalten werden, übertrafen bei weitem dieſe, im Namen der Religion und der Gerechtigkeit, begangnen Barbareien.

Im zwölften Jahrhunderte hatte ſich, wie ſchon oben erwähnt worden, ein reicher Kaufmann von Lyoen, Namens Pierre Waldo, aus deſſen andächtigem Irrglauben die Sekte der Waldenſer entſtanden ſein ſoll, mit verſchiednen Armen, die er ernährte, in die unbebauten und

wüſten Thäler zwiſchen der Provence und dem Delfinat begeben, und vertrat bei ihnen die Stelle eines Oberhirten und eines Vaters. Er unterrichtete ſie in ſeiner Sekte, welche der Sekte eines Wiklif, eines Johann Hus, eines Luther, eines Zwingli, und der Albigenſer, in vielen Hauptpunkten ähnlich war. Dieſe Leute, von denen man lange gar nichts wuſſte, beurbarten jene unfruchtbaren Ländereien, und machten ſie, durch unglaubliche Arbeit, zum Kornbau und Wieſewachs geſchikt; ein Beweis, wie ſehr unſere Nachläſſigkeit daran Schuld iſt, wenn in Frankreich Ländereien unbebaut liegen bleiben.

Sie namen die umliegenden Erbgüter in Pacht. Ihre darauf verwendete Mühe verſchafte ihnen Unterhalt, und bereicherte ihre Herren, die ſich niemals über ſie beſchwerten. Ihre Zahl vermehrte ſich, in zweihundert Jahren, beinahe bis auf achtzehntauſend. Sie bewohnten dreiſſig Flekken, ohne die Dörfer. Alles dieſes war das Werk ihrer Hände. Unter ihnen befanden ſich keine Prieſter, keine Streitigkeiten über ihren Gottesdienſt, keine Prozeſſe; ſie ſchlichteten ihre Zwiſtigkeiten unter einander ſelbſt. Diejenigen, welche in die benachbarten Städte gingen, waren

die einzigen, welche wuſſten, daß es Biſchöfe und eine Meſſe gab. Sie beteten in ihrer unverfeinerten Sprache; und anhaltende Arbeit erhielt ihr Leben in der Unſchuld.

Sie genoſſen länger, als zweihundert Jahre, dieſes Friedens, den man den Ermüdungen aus den Kriegen gegen die Albigenſer zuſchreiben mus. Wenn der menſchliche Geiſt ſich lange dem äuſſerſten Wüten überlaſſen hat, ſo erweicht er ſich endlich bis zur Geduld und Gleichgültigkeit; das ſieht
1540. man an jeder einzelnen Perſon, und an ganzen Nationen. Dieſer Ruhe genoſſen die Waldenſer, als die Reformatoren in Teutſchland und in Genf erfuhren, daß ſie noch Brüder hatten. Gleich ſchikten ſie ihnen Prediger, oder Seelſorger, denn ſo nannte man die Diener des göttlichen Worts in den Proteſtantiſchen Kirchen; und nun wurden dieſe Waldenſer nur gar zu bekannt. Die neuen Edikte gegen die Kezer verdammten ſie zum Feuer. Das Parlament von Provence erkannte dieſe Strafe gegen neunzehn der vornemſten Einwohner des Flekkens Merindol, und befal, daß ihre Wälder niedergehauen, und ihre Häuſer niedergeriſſen werden ſollten.

Die erſchroknen Waldenſer ſchikten Abgeordnete zu dem Kardinal Sadolet, Biſchof von

Carpentras, der damals in ſeinem Bisthum war. Dieſer berühmte Gelehrte, dieſer wahre Philoſoph, weil er menſchlich dachte, empfing ſie mit Freundlichkeit und legte Fürbitten für ſie ein. Langeai, der Kommendant von Piemont lies die Hinrichtung aufſchieben. Franz der *I.* begnadigte ſie, unter dem Beding, daß ſie abſchwören ſollten. Man ſchwört eine mit der Mutter- 1541.
milch eingeſogne Religion nicht leicht ab. Ihre Hartnäkkigkeit brachte das aus hizigen Köpfen beſtehende Parlament der Provence auf. Jean Meymir d'Oppede, der damals erſter Präſident war, ſezte das gerichtliche Verfahren von neuem fort.

Die Waldenſer liefen endlich haufenweiſe zuſammen. D'Oppede, der einmal im Harniſch war, vergröſſerte ihre Vergehungen bei dem Könige, und erhielt die Erlaubnis, die fünf ganzer Jahre verſchobne Hinrichtung vollziehn zu laſſen. Dazu waren Truppen nötig. D'Oppede, und der Generaladvokat Guerin, verſahen ſich damit. Es ſcheint ausgemacht zu ſein, daß dieſe zu hartnäkkige Leute, die Maimbourg, der Schreier, ein rebelliſches Lumpengeſindel nennt, ganz und gar nicht zur Empörung geneigt waren, weil ſie ſich nicht vertheidigten.

Sie flohen von allen Seiten, und baten um Gnade. Der Soldat erwürgte Weiber, und Kinder, und Greiſe, die nicht ſchnell genug entfliehen konnten.

D'Oppede und Guerin eilen von Dorf zu Dorf. Man macht alles nieder, was man findet, verbrennt die Häuſer, die Scheunen, die Aernten und die Wälder, und verfolgt die Flüchtlinge beim Leuchten der Feuersbrunſt. Es blieb nichts übrig, als ſechzig Männer, und dreiſſig Weiber, in dem verſchloſſnen Flekken Cabrieres. Sie ergeben ſich auf das Verſprechen, daß man ihnen das Leben ſchenken will; kaum aber haben ſie ſich ergeben, ſo werden ſie niedergemezelt. Einige Weiber, die in eine benachbarte Kirche geflüchtet waren, werden auf d'Oppede's Befel hervorgeholt. Er ſperrt ſie in eine Scheune ein, und läſſt dieſelbe anzünden.

Man zälte zweiundzwanzig eingeäſcherte Flekken. Als die Flammen verloſchen waren, hatte ſich die vormals blühende und volkreiche Gegend in eine Wüſte verwandelt, wo man nichts, als todte Leichname, erblikte. Die Wenigen, die mit dem Leben davon kamen, flüchteten nach Piemont. Franz der *I.* hatte einen Abſcheu davor. Das Urtheil, deſſen Vollziehung

hung erlaubt hatte, beſtimmte nur neunzehn Kezer zum Tode; d'Oppede und Guerin aber hatten Tauſende von Einwohnern umbringen laſſen. Der ſterbende König trug ſeinem Sohne auf, dieſe Barbarei zu rächen, die bei Friedensrichtern ohne Beiſpiel war.

Heinrich der *II.* erlaubte wirklich den zu Grunde gerichteten Eigenthümern dieſer zerſtörten Dörfer und dieſer abgeſchlachteten Menſchen, ihre Klagen bei dem Pariſer Parlamente anzubringen. Der Prozes ging vor ſich. D'Oppede hatte ſoviel Einflus, ſich den Schein der Unſchuld zu geben. Alles fiel auf den Generaladvokaten Guerin zurük, und ſein Kopf war der einzige, der das Blut dieſer unglüklichen Menge bezalen muſſte.

Dieſe Hinrichtungen verhinderten den Fortgang des Kalvinismus nicht. Auf der einen Seite verbrannte man, und auf der andern ſang man mit Lachen die Pſalmen von Marot, nach dem immer leichtſinnigen, und zuweilen auch höchſt grauſamen, Genie der Franzöſiſchen Nation. Der ganze Hof der Königin Marguerite von Navarra, der Schweſter Franz des *I.*, war Kalviniſtiſch, ſo wie auch die Hälfte des Königlichen Hofes. Was beim Volke

angefangen hatte, war, wie es immer zu geſchehn pflegt, zu den Groſſen übergegangen. Man hielt heimlich Predigten, und diſputirte allenthalben öffentlich. Dieſe Zänkereien, um die ſich, heut zu Tage, zu Paris, und am Hofe, niemand bekümmert, weil ſie alt ſind, reizten in ihrer Neuheit alle Gemüter.

Mehr als Ein Mitglied des Pariſer Parlaments war ein Anhänger der ſogenannten Reformation. Dieſes Kollegium war immer geſchäftig, die Anſprüche der Römiſchen Kirche zu beſtreiten, welche von dieſer kezeriſchen Lehre gänzlich verworfen wurden. Die ſtrenge und republikaniſche Freiheit einiger Räte fand auch daran einen Gefallen, eine ſtrenge Sekte zu unterſtüzen, welche die üppigen Ausſchweifungen des Hofes verdammte. Heinrich der *II.*, der mit verſchiednen Parlamentsgliedern unzufrieden
1555. war, kömmt eines Tages unvermutet in die groſſe Kammer, da man eben über die Milderung der Verfolgung der Hugonotten beratſchlagte. Er läſſt fünf Räte in Verhaft nemen. Einer derſelben, Namens Anne du Bourg, der am nachdrüklichſten geſprochen hatte, unterſchrieb in der Baſtille ſein Glaubensbekenntnis,

welches in vielen Artikeln mit dem Glaubensbekenntniſſe der Kalviniſten und Lutheraner übereinſtimmend gefunden ward. Es war damals ein Inquiſitor in Frankreich. Obgleich das von allen Franzoſen verabſcheute Inquiſitionsgericht daſelbſt nicht eingeführt war, ſo ward du Bourg doch von dem Biſchofe von Paris, von dem erwähnten Inquiſitor, Namens Mouchi, und den Kommiſſaren des Parlaments, gerichtet und verurtheilt, ungeachtet des alten Geſezes, nach welchem derſelbe nicht anders, als von den verſammelten Parlamentskammern, gerichtet werden konnte. Dieſes Geſez war noch immer vorhanden, immer berief man ſich darauf, und immer vergebens; denn nichts iſt gewöhnlicher in Frankreich, als daß Parlamentsglieder von andern Gerichten, als von dem Parlamente, gerichtet werden. Anne du Bourg ward erſt unter Franz des *II.* Regierung hingerichtet. Der Kardinal von Lothringen, ein Mann, der die Regierung des Staats mit groſſer Heftigkeit verwaltete, drang auf ſeine Todesſtrafe. Dieſe Gerichtsperſon, die zugleich Prieſter, von unbiegſamem Geiſte, aber ein unbeſtechlicher Richter, und von anerkannter Tugend war, ward alſo, auf dem

1559. Richtplaze la Greve, erſt gehangen, und dann verbrannt.

Märterer machen Proſelyten. Die Hinrichtung eines ſolchen Mannes machte mehr Reformirte, als die Bücher Kalvin's. Der ſechſte Theil von Frankreich beſtand, unter Franz dem *II.*, aus Kalviniſten, wie der dritte Theil wenigſtens von Teutſchland, unter Karl'n dem *V.*, aus Lutheranern.

Es blieb nur noch ein Weg einzuſchlagen übrig; nemlich, ſo zu verfahren, wie Karl der *V.*, der, nach vielen Kriegen, anfing, Gewiſſensfreiheit zu geben; und wie die Königin Eliſabet, die, bei dem Schuze, welchen ſie der herrſchenden Religion zugeſtand, einen jeden, nach ſeinen Grundſäzen, Gott dienen lies, wenn er ſich nur den Staatsgeſezen gehorſam zeigte.

So macht man es, heut zu Tage, in allen, durch Religionskriege ehmals verwüſteten Ländern, nachdem gar zu viel traurige Erfahrungen gelehrt haben, wie heilſam dieſe Partei iſt.

Um aber zu dieſer Partei greifen zu können, müſſen die Geſeze feſtſtehen, und die Faktionswut anfangen, ſich zu legen. In Frankreich gab es nichts, als blutige Faktionen, von Franz

dem *II.* an, bis zu den ſchönſten Jahren des groſſen Heinrich's. In dieſer unruhigen Zeit kannte man keine Geſeze, und der Fanatismus, der noch länger dauerte, als der Krieg, drükte, mitten im Frieden, durch die Hand eines aus dem Kloſter entlaufnen raſenden Blödſinnigen, den Dolch in die Bruſt dieſes Monarchen.

Nachdem ich mir nun einen Begrif von dem Zuſtande der Religion in Europa, im ſechszehnten Jahrhunderte gemacht habe, bleibt mir noch übrig, von den Mönchsorden zu reden, welche die neuen Meinungen beſtritten, und von der Inquiſition, die ſich bemühte, die Proteſtanten auszurotten.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Von den Mönchsorden.

Das Mönchsleben, welches ſo viel Gutes, und ſo viel Böſes, geſtiftet hat, welches eine von den Hauptſtüzen des Pabſtthums geweſen iſt, und aus welchem derjenige hervorging, durch welchen das Pabſtthum in der Hälfte von Europa iſt ausgerottet worden, verdient eine ganz beſondre Aufmerkſamkeit.

Viele Proteſtanten und andre Weltleute bilden ſich ein, daß die Päbſte alle dieſe, an Kleidung, Schuhen, Nahrung, Beſchäftigungen, und Ordensregeln, verſchiedne Milizen erfunden haben, damit ſie in allen Staaten der Chriſtenheit die Waffen des heiligen Stuhls ſein möchten. Wahr iſt es, daß die Päbſte ſich derſelben bedient haben, aber von ihrer Erfindung ſind ſie nicht.

Es gab, bei den Orientaliſchen Völkern, in dem entfernteſten Alterthum, Leute, welche ſich von dem groſſen Haufen abſonderten, um zuſammen in der Einſamkeit, oder vielmehr in der Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt, zu leben. Die Perſer, die Aegypter, die Indier beſonders, hatten Geſellſchaften von Cönobiten, ohne diejenigen zu rechnen, welche zum Dienſt der Altäre beſtimmt waren. Von den Indiern haben wir jene wunderbare Strenge, jene Aufopferungen, und jene freiwillige Martern, wozu die Menſchen ſich ſelbſt verurtheilen, in der Ueberzeugung, daß die Gottheit an den Leiden der Menſchen ein Vergnügen findet.

Europa war hierin nur die Nachahmerin von Indien. Die feurige und finſtre Einbildungskraft der Morgenländer iſt hierin viel weiter ge-

gangen, als die unſrige. Man findet keine Mön-
che bei den Griechen und bei den Römern. Alle
Verſammlungen der Prieſter verrichteten ihre
Dienſte bei den Tempeln, welchen ſie gewidmet
waren. Das Mönchsleben war dieſen Völkern
unbekannt. Die Juden hatten ihre Eſſäer und
ihre Therapeuten. Die Chriſten ahmten ihnen
nach.

Der heilige Baſil, im Anfange des vier-
ten Jahrhunderts, führte in einer barbariſchen
Provinz in der Gegend des ſchwarzen Meers,
ſeine Ordensregel ein, nach welcher alle Mönche
des Orients leben; er erfand die drei Gelübde,
welchen ſich alle Klauſner unterwarfen.

Der heilige Benedikt gab ſeine Or-
densregel im ſechsten Jahrhunderte, und ward
der Patriarch aller Occidentaliſchen Cönobiten.

Es war lange Zeit ein Troſt für das menſch-
liche Geſchlecht, daß es ſolche Zufluchtsörter gab,
die denen offen ſtanden, welche den Unterdrük-
kungen der Gothiſchen und Vandaliſchen Regie-
rung zu entgehen wünſchten. Faſt alles, was
nicht Herr eines Schloſſes war, war Sklave.
In dem ſanften Schooſſe der Klöſter entging
man der Tyrannei und dem Kriege. Die Occi-
dentaliſchen Lehnsgeſeze erlaubten zwar nicht,

daß ein Sklave, ohne Einwilligung ſeines Herrn, in einen Mönchsorden aufgenommen werden konnte; aber die Klöſter wuſſten dieſem Geſez auszuweichen. Das Wenige, was bei den Barbaren von Wiſſenſchaften übrig war, erhielt ſeine Fortdauer nur in den Klöſtern. Die Benediktiner ſchrieben einige Bücher ab. Nach und nach gingen aus den Klöſtern verſchiedne nüzliche Erfindungen hervor. Ueberdies bearbeiteten dieſe Mönche das Land, ſangen das Lob Gottes, lebten mäſſig, und waren gaſtfrei. Ihr Beiſpiel konnte dazu dienen, die Wildheit dieſer barbariſchen Zeiten zu mildern. Man beſchwerte ſich, daß bald nachher die Reichthümer dasjenige verdarben, was die Tugend geſtiftet hatte. Es waren Reformen notwendig geworden. Jedes Jahrhundert brachte in jedem Lande Männer hervor, die von dem Beiſpiel des heiligen Benedikt's angefeuert wurden, und alle Stifter neuer Kloſtergeſellſchaften ſein wollten.

Der Geiſt des Ehrgeizes iſt faſt immer mit dem Geiſt der Schwärmerei verbunden, und miſcht ſich, ohne daß man es merkt, der ſtrengſten Frömmigkeit bei. Sich in den alten Orden des heiligen Benedikt's, oder des heiligen Baſil's aufnemen laſſen, das hies, ſich zum Unterthan machen; eine neue

Stiftung ſchaffen, hies, ſich zum Herrn eines eignen Reichs machen. Daher rührt die Menge von Ordensleuten, regulirten Chorherren, Mönchen und Nonnen. Wer nur immer einen Orden ſtiften wollte, war den Päbſten willkommen, weil alle dem heiligen Stuhl unmittelbar unterworfen waren, und ſo viel, als immer möglich, der Botmäſſigkeit ihrer Biſchöfe entzogen wurden. Die mehrſten ihrer Generale reſidiren zu Rom, wie im Mittelpunkt der Chriſtenheit, und aus dieſer Hauptſtadt verſenden ſie die vom Pabſt empfangnen Befele bis an das Ende der Welt.

Worauf man aber nicht genug gemerkt hat, iſt dieſes, daß nur wenig gefehlt hat, daß nicht die Päbſtliche Würde auf immer in den Händen der Mönche geblieben wäre. Dieſe lezte Herabwürdigung, woran es Rom noch fehlte, war nicht zu befürchten, als Gregor der I., im Jahre 590., von der Kleriſei, und dem Volke, zum Pabſt gewählt ward. Er war zwar vorher ein Benediktiner geweſen, hatte aber ſchon lange vorher das Kloſter verlaſſen. Die Römer gewöhnten ſich ſeitdem daran, Mönche auf dem Päbſtlichen Throne zu ſehn. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte ward derſelbe mit Do-

minikanern und Franziskanern angefüllt, und noch im funfzehnten ſaſſen viele darauf. In dieſen Zeiten der Unruhen, der Unwiſſenheit, der Aftergelehrſamkeit, und der Barbarei, hatten die Kardinäle der Kleriſei und dem Römiſchen Volk das Recht, ihren Biſchof zu wählen, entriſſen. Hätten dieſe zu Päbſten gewordne Mönche nur das Herz gehabt, zwei Drittheile Mönche in das Kardinalskollegium zu ſezen, ſo blieb die Päbſtliche Würde auf immer in ihren Händen. Die Mönche hätten alsdann über die ganze Katholiſche Chriſtenheit deſpotiſch geherrſcht, und alle Könige wären bis zur unterſten Stufe der Beſchimpfung herabgeſunken. Es ſcheint, als wenn die Kardinäle dieſe Gefahr nicht eher, als gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, unter dem Pontifikat des Franziskaners Sixtus des V. gemerkt hätten. Denn damals allererſt faſſten ſie den Entſchlus, nur ſehr wenigen Mönchen den Kardinalshut zu geben, und keinen derſelben zum Pabſt zu wählen *).

*) Ungeachtet dieſes Entſchluſſes, den die Politik eingab, ſind in dieſem Jahrhunderte zwei aus Mönchsorden genommne Päbſte geweſen, Orſini (Benedikt XIII.) ein Dominikaner, und Ganganelli (Klemens XIV.) ein Franziskaner. So ſehr ändern ſich die Dinge in der Welt! A. d. Verf.

Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts waren alle Chriſtliche Staaten mit Bürgern überſchwemmt, welche Fremdlinge in ihrem Vaterlande, und Unterthanen des Pabſtes, geworden waren. Ein andrer Misbrauch iſt noch der, daß dieſe unermesliche Familie ſich, auf Koſten des Menſchengeſchlechts, bei Dauer erhalten hat. Man kann verſichern, daß die Klöſter, ehe ſie in halb Teutſchland abgeſchaft wurden, mehr als fünfmalhunderttauſend Perſonen enthielten.

Es giebt entvölkerte Landſtriche; den Kolonieen der neuen Welt fehlt es an Einwohnern; und der Krieg raft mit jedem Tage nur zu viel Bürger des Staats weg. Wofern der Endzwek jedes Geſezgebers die Vermehrung der Unterthanen iſt, ſo arbeitet man unſtreitig dieſem groſſen Grundſaz entgegen, wenn man dieſe Menge von Männern und Weibern zu ſehr begünſtigt, die für jeden Staat verloren gehn, und ſich endlich verbinden, ſo viel an ihnen iſt, den Untergang des Menſchengeſchlechts zu befördern.

Es wäre zu wünſchen, daß es ruhige Zufluchtsörter für das Alter gäbe; aber dieſe einzige notwendige Einrichtung iſt grade die, an welche man nicht gedacht hat. Die zarteſte Jugend füllt die Klöſter; und in einem Alter, wo

es keinem erlaubt wird, über ſein Vermögen zu ſchalten, ſteht es ihm frei, ſeine Freiheit auf immer dahinzugeben.

Man kann nicht läugnen, daß es in Klöſtern groſſe Tugenden gegeben hat. Es giebt noch jezt wenige Klöſter, die nicht vortrefliche Seelen aufzuweiſen haben, welche der menſchlichen Natur Ehre machen. Nur zu viele Schriftſteller haben einen Gefallen daran gefunden, den Unordnungen und Laſtern nachzuſpähen, wodurch dieſe Zufluchtsörter der Frömmigkeit zuweilen beſudelt werden. Es iſt ausgemacht, daß das weltliche Leben immer laſterhafter geweſen iſt, und daß die gröſſten Verbrechen nicht in den Klöſtern ſind begangen worden; aber ſie ſind, wegen des Abſazes, den ſie mit der Regel machen, mehr aufgefallen. Kein Stand iſt immer rein geweſen!

Man mus hier blos ſein Augenmerk auf die allgemeine Wohlfahrt der Geſellſchaft richten, und tauſend vergrabne Talente und fruchtloſe Tugenden bedauern, die der Welt hätten nüzlich ſein können. Die kleine Anzal von Klöſtern ſtiftete im Anfange viel Gutes. Eine ſo kleine, der Gröſſe eines jeden Staats angemeſſne Anzal wäre achtungswehrt geweſen. Die Menge würdigte ſie herab, ſo wie die Prieſter, die ehmals

den Biſchöfen beinahe gleich waren, und ſich nun zu den Biſchöfen verhalten, wie der Pöbel zu den Fürſten.

Es iſt wahr, daß zwiſchen den alten ſchwarzen und den neuen weiſſen Mönchen eine anſtöſſige Feindſchaft herrſchte, die der Eiferſucht der grünen und blauen Faktion im alten Römiſchen Reiche glich; aber ſie verurſachte nicht ſo viele Empörungen.

Unter dieſem Haufen von klöſterlichen Orden hatten die Benediktiner immer den erſten Rang. Da ſie beſtändig mit ihrer Macht und mit ihren Reichthümern beſchäftigt waren, ſo lieſſen ſie ſich faſt gar nicht auf ſcholaſtiſche Streitigkeiten ein, und betrachteten die andern Mönche, wie der alte Adel den neuen zu betrachten pflegt. Die von Clüni, Ciſtaux, Clervaux, und viele andre, waren Zweige von dem Stamme des heiligen Benedikt's, und zu Luther's Zeiten durch nichts bekannt, als durch ihren Reichthum. Die reichen Abteien in Teutſchland waren in ihren Staaten ruhig, und gaben ſich mit gelehrten Streitigkeiten nicht ab, und die Benediktiner in Paris hatten ihre Muſſe noch nicht auf jene gelehrte Unterſuchungen verwendet, die ihnen einen ſo groſſen Ruf zuwege gebracht haben.

Die im fünften Jahrhunderte von Paläſtina nach Europa verpflanzten Karmelitermönche waren zufrieden, wenn man nur glaubte, daß Elias der Stifter ihres Ordens wäre.

Der am Ende des elften Jahrhunderts zu Grenoble geſtiftete Karthäuſerorden, dieſer einzige alte Orden, der nie einer Reforme bedurfte, hatte nur wenige Mitglieder. Für Leute, die ganz von der Welt abgeſondert lebten, waren ſie freilich zu reich; indeſſen widmeten ſie ſich, dieſer Reichthümer ungeachtet, ohn' Unterlas dem Faſten, dem Stillſchweigen, dem Gebet, und der Einſamkeit; lebten ruhig auf der Erde mitten unter ſo vielen Unruhen, wovon das Gerücht kaum bis zu ihnen gelangte, und kannten die Landesherren nur aus den Gebeten, in welchen ſie namentlich angeführt werden. Glüklich, wenn ſo reine und ſo ausdauernde Tugenden der Welt hätten nüzlich ſein können!

Die Prämonſtratenſer, welche der heilige Norbert, im Jahre 1120., ſtiftete, machten nicht viel Anſehn, und waren eben deshalb nur deſto beſſer.

Die Franziskaner waren die zalreichſten, und geſchäftigſten. Francesco d'Aſſiſi, der ſie, um das Jahr 1210., ſtiftete, war ein höchſt ein-

fältiger Menſch, und ein entſezlicher Schwärmer; das war der Geiſt des Jahrhunderts, zum Theil auch des Pöbels unter den Kreuzfahrern, und der Waldenſer und Albigenſer. Er fand viele Leute, die ihm glichen, und zog ſie an ſich. In den Kriegen der Kreuzfahrer haben wir ſchon ein groſſes Beiſpiel ſeines Eifers, und des Eifers ſeiner Mitgeſellen, geſehn, als er den Sultan von Aegypten aufforderte, ein Chriſt zu werden, und Bruder Giles ſo hartnäkkig in Marokko predigte.

Nie ſind die Verirrungen des Verſtandes weiter getrieben worden, als in dem Buche *des conformités de François avec le Chriſt*, welches zu ſeiner Zeit geſchrieben, hernach vermehrt, und endlich, im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts von einem Franziskaner, Namens Bartolomeo Albici, zuſammengetragen und gedrukt ward. Chriſtus wird in dieſem Buche für den Vorläufer des heiligen Franziskus ausgegeben. In dieſem Buche findet man die Geſchichte des Frauenzimmers von Schnee, welches Franziskus mit eigner Hand verfertigte; die Geſchichte eines raſenden Wolfes, den er durch ein Wunder geſund machte, und der ihm dafür verſprechen muſſte, keine Schöpſe mehr zu

freſſen; die Geſchichte eines Franziskaners, der Biſchof geworden, vom Pabſt aber abgeſezt war, und als er nach ſeiner Abſezung ſtarb, von der Bahre ſprang, um dem Pabſt einen Brief voll Vorwürfe zu überbringen; die Geſchichte eines Arztes, den er zu Nocera, durch ſeine Gebete, um's Leben brachte, um das Vergnügen zu haben, ihn durch neue Gebete wieder lebendig zu machen. Man ſchrieb dem heiligen Franz eine ungeheure Menge Wunderwerke zu. Ein groſſes Wander war es immer, welches dieſer Stifter eines ſo groſſen Ordens gewirkt hatte, daß er denſelben ſo ſehr zu vermehren wuſſte, daß ſich, bei ſeinen Lebzeiten, auf einem bei Aſſiſi, im Jahr 1219., gehaltnen Generalkapitel, fünftauſend von ſeinen Mönchen einfanden. Ob ihnen nun gleich die Proteſtanten eine überaus groſſe Anzal ihrer Klöſter weggenommen haben, ſo beſizen ſie doch noch ſiebentauſend Mannsklöſter unter verſchiednen Namen, und mehr als neunhundert Frauenklöſter. Bei ihren leztern Kapiteln belief ſich ihre Anzal auf hundertundfunfzehntauſend Mönche, und ungefähr neunundzwanzigtauſend Nonnen; ein unerträglicher Misbrauch in Ländern, wo der Menſchenmangel ſchon auffallend merklich geworden iſt!

Dieſe Franziskaner nun trieben alles mit eifriger Hize, waren Prediger, Theologen, Miſſionare, Almoſenſammler, und Kundſchafter; liefen von einem Ende der Welt zum andern, und waren überall Feinde der Dominikaner. Ihre theologiſche Streitigkeit betraf die Geburt der Mutter Jeſu Chriſti. Die Dominikaner verſicherten: ſie wäre, wie alle andre Menſchen, als ein Kind und Eigenthum des Teufels, geboren; die Franziskaner aber behaupteten, ſie wäre von der Erbſünde befreit worden. Die Dominikaner glaubten, ſich auf die Meinung des heiligen Thomas ſtüzen zu können; die Franziskaner hingegen gründeten ſich auf die Meinung des Schottländers Johann Duns, der uneigentlicherweiſe Scotus genannt wird, und zu ſeiner Zeit, unter dem Namen *Doctor ſubtilis* bekannt war.

Die politiſche Streitigkeit dieſer beiden Orden war die Folge des groſſen Kredits der Dominikaner.

Dieſe, von etwas ſpätrer Stiftung, als die Franziskaner, waren nicht ſo zalreich; aber ſie waren mächtiger, theils durch die Würde eines *Maeſtro del ſacro Palazzo di Roma*, welche dieſem Orden, ſeit dem heiligen

Dominikus, anklebt, theils durch die Inquiſitionsgerichte, bei welchen dieſe Mönche den Vorſiz haben. Ihre Generale ſogar ernannten lange Zeit die Inquiſitoren der Chriſtenheit. Der Pabſt, der jezt die Ernennung ſelbſt verrichtet, läſſt die Kongregation dieſes Kollegiums in dem Minervenkloſter der Dominikaner fortdauern, und dieſe Mönche ſind noch jezt Inquiſitoren bei zweiunddreiſſig Inquiſitionsgerichten in Italien, ohne die Richterſtühle in Portugal und Spanien zu rechnen.

Was die Auguſtiner betrift, ſo waren ſie urſprünglich eine Verſammlung von Einſiedlern, welchen der Pabſt Alexander der *IV.*, im Jahre 1254., eine Ordensregel gab. Obgleich der jedesmalige Kapelldiener des Pabſtes aus ihrem Orden genommen ward, und ſie im Beſiz waren, Ablas zu predigen, und zu verkaufen, ſo waren ſie doch weder ſo allgemein verbreitet, wie die Franziskaner, noch ſo mächtig, wie die Dominikaner; und ſie ſind den Laien faſt blos dadurch bekannt, daß Luther aus ihrem Orden war.

Die Minimen ſtifteten weder Gutes, noch Böſes. Sie wurden von einem Menſchen ohne Ueberlegungskraft geſtiftet; von eben dem Fran-

ceſco Martorillo, den Ludwig der XI. bat, ihm ſein Leben zu verlängern. Dieſer Martorillo, der in Calabrien verordnet hatte, daß ſeine Mönche alle ihre Speiſen mit Oel zubereitet eſſen ſollten, weil das Oel daſelbſt faſt gar nichts koſtet, gab ſeinen von ihm ſelbſt geſtifteten Mönchen die nemliche Verordnung, in den Nördlichen Gegenden von Frankreich, wo keine Oelbäume wachſen, und wo das Oel zuweilen ſo theuer iſt, daß dieſe aus Sparſamkeit verordnete Nahrung zum Luxus gehört.

Ich übergehe eine groſſe Menge verſchiedner Mönchsorden, denn in meinem allgemeinen Plan, kann ich nicht alle Regimenter einer Armee zur Muſterung auftreten laſſen. Aber der zu Luther's Zeiten geſtiftete Jeſuiterorden erfordert eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Die Chriſtliche Welt hat alles erſchöpft, was ſich von demſelben Gutes und Böſes ſagen läſſt. Dieſe Geſellſchaft hat ſich überall ausgebreitet, und hat überall Feinde gehabt. Eine groſſe Menge von Leuten glaubt, daß die Stiftung derſelben der höchſte Schwung der Staatsklugheit, und bei Stiftung des heiligen Ignaz der grade Vorſaz war, die Gewiſſen der Könige ſeinem Orden zu unterwerfen, ihn über den Verſtand der Völker herrſchen

zu laſſen, und ihm eine Art von Univerſalmonarchie zu verſchaffen.

Ignaz Loyola war von einer ſolchen Abſicht ſehr weit entfernt, auch nie im Stande, ſolche Anſprüche zu erſinnen. Er war ein ungelehrter Edelmann aus Biscaya, von romanenhaftem Geiſte, der den Kopf voll Rittergeſchichten, und einen ſtarken Anſaz zur Enthuſiaſterei hatte. Er diente unter den Spaniſchen Truppen, als die Franzoſen, welche ſich vergeblich bemühten, Navarra aus den Händen der Uſurpatoren zu reiſſen, im Jahre 1521., das Schlos Pampeluna belagerten. Ignaz, der damals beinahe dreiſſig Jahre alt war, befand ſich in dem Schloſſe eingeſperrt. Er ward daſelbſt verwundet. Die goldne Legende, die man ihm, während ſeiner Heilung, zu leſen gab, und eine Erſcheinung, die er zu haben glaubte, bewogen ihn, eine Wallfahrt nach Jeruſalem zu thun. Er widmete ſich der Abtödtung des Fleiſches. Man verſichert ſogar, daß er ſieben Tage und ſieben Nächte zubrachte, ohne zu eſſen und ohne zu trinken; eine faſt unglaubliche Sache, welche von einer etwas ſchwachen Einbildungskraft und einer ſehr ſtarken Leibesbeſchaffenheit zeuget.

So unwiſſend er auch war, ſo predigte er doch von Dorf zu Dorf. Seine übrigen Begebenheiten ſind bekannt; wie er die ſogenannte Ritterwache hielt, und ſich zum Ritter der heiligen Jungfrau machte; wie er ſich mit einem Mauren ſchlagen wollte, der nicht ſehr ehrerbietig von derjenigen geſprochen hatte, deren Ritter er war, und wie er die Sache der Entſcheidung ſeines Pferdes überlies, das einen andern Weg nam, als den der Maur genommen hatte. Er wollte darauf hingehen, und den Türken predigen; kam auch bis nach Venedig, weil ihm aber einfiel, daß er kein Latein verſtand, eine Sprache die ihm doch in der Türkei wenig helfen konnte, kehrt' er in ſeinem dreiunddreiſſigſten Jahre wieder um, und fing an, in Salamanka zu ſtudiren.

Da ihn die Inquiſition hatte in's Gefängnis werfen laſſen, weil er ſich mit der Gewiſſensregierung einiger Betſchweſtern abgegeben, und ſie zu Pilgerſchaften beredet hatte, er auch überdies weder zu Alkala, noch zu Salamanka, die erſten Anfangsgründe der Grammatik hatte erlernen können, ſo ging er nach Paris in die ſechste Klaſſe des Kollegiums von Montaigu, wo er ſich, mit den kleinen Knaben ſeiner Klaſſe, der Rute

des Schulmeiſters unterwarf. Unfähig, die Lateiniſche Sprache zu erlernen, arm, in Paris umherirrend, und verachtet, fand er daſelbſt Spanier, die mit ihm in gleicher Lage waren. Dieſe zog er an ſich, und es geſellten ſich noch einige Franzoſen zu ihnen. Sie gingen nun alle nach Rom, um das Jahr 1537., und ſtellten ſich dem Pabſte Paul dem III. als Pilgrimme vor, die nach Jeruſalem gehn, und daſelbſt eine beſondre Kongregation bilden wollten.

Ignaz und ſeine Begleiter waren nicht ohne Tugenden; ſie hatten Uneigennüzigkeit, Abtödtungshang, und Eifer. Man mus aber auch geſtehn, daß Ignaz vor Ehrgeiz brannte, das Oberhaupt einer Stiftung zu ſein. Dieſe Art von Eitelkeit, bei welcher der Ehrgeiz zu befelen im Spiele iſt, verſtärkt ſich in einem Herzen durch die Aufopferung der übrigen Leidenſchaften, und wirkt um ſo mächtiger, als ſie ſich mit Tugenden verbunden fühlt. Hätte Ignaz nicht dieſe Leidenſchaften gehabt, ſo wär' er wohl, mit ſeinen Begleitern in den Orden der Theatiner getreten, welche der Kardinal Cajetant geſtiftet hatte. Umſonſt lag ihm dieſer Kardinal an, in ſeinen Orden zu treten; die Begierde,

Stifter zu ſein, erlaubte ihm nicht, unter einem andern ſich zum Mönch zu machen.

Die Wege nach Jeruſalem waren nicht ſicher; er muſſte alſo in Europa bleiben. Ignaz, der etwas von der Grammatik begriffen hatte, widmete ſich der Unterweiſung der Kinder. Seine Schüler erfüllten ſeine Abſicht mit ſehr groſſem Erfolge, aber ſelbſt dieſer Erfolg war die Quelle groſſer Unruhen. Die Jeſuiten hatten gegen Nebenbuler zu kämpfen, auf den Univerſitäten, wo dieſe aufgenommen wurden, und die Städte, wo ſie mit den Univerſitäten zugleich ihren Unterricht ertheilten, wurden die Schaupläze von Uneinigkeiten.

Wenn die Begierde zu unterrichten, welche die Menſchenliebe dieſem Stifter eingab, traurige Begebenheiten hervorgebracht hat, ſo iſt die Demut, womit er und ſeine Jünger auf die geiſtlichen Würden Verzicht thaten, grade dasjenige, was ſeinen Orden gros machte. Die mehreſten Regenten namen Jeſuiten zu Beichtvätern, damit ſie nicht nötig hätten, für eine Abſolution ein Biſthum zu geben, und die Stelle eines Beichtvaters iſt oft viel wichtiger geworden, als ein Biſchofsſtuhl. Dies iſt eine geheime Würde, wel-

che, nach Maasgabe der Schwäche des Fürſten, mächtig wird.

Um endlich dem Pabſt eine ſchwer zu erhaltende Stiftungsbulle abzugewinnen, gab man dem heiligen Ignaz, und ſeinen Genoſſen, den Rat, auſſer den gewöhnlichen Gelübden, noch ein viertes beſonders zu thun, nemlich das Gelübde eines uneingeſchränkten Gehorſams gegen den Pabſt; und dieſes vierte Gelübde iſt es, welches in der Folge Miſſionare hervorgebracht hat, die des Pabſtes Religion und Ruhm bis an die äuſſerſten Enden der Erde brachten. So gab alſo ein Kopf, der unter allen auf Erden am wenigſten ſtaatsklug war, dem ſtaatsklügſten unter allen Mönchsorden ſein Daſein. In Religionsſachen legt immer die Schwärmerei die erſte Hand an's Gebäude, aber Geſchiklichkeit giebt ihm die Vollendung.

Paul der *III.* gab ihre Stiftungsbulle im Jahr 1540., mit der ausdrüklichen Klauſel, daß ihre Anzal nie über ſechszig ſteigen ſollte. Indeſſen hatte Ignaz, vor ſeinem Abſterben, ſchon über tauſend Jeſuiten unter ſeinen Befelen. Klugheit ward endlich Meiſter über ſeine Schwärmerei. Sein Buch von den geiſtlichen Uebungen, welches Vorſchriften für ſeine Jün-

ger enthalten ſollte, war wirklich romanenhaft. Er ſtellt darin Gott, als den General einer Armee, vor, wovon die Jeſuiten die Hauptleute ſind. Aber man kann ein ſehr ſchlechtes Buch ſchreiben, und dabei doch ſehr gut regieren. Beſonders fand er guten Beiſtand an einem gewiſſen Laïnes, und einem gewiſſen Salmeron, welche ſich Geſchiklichkeit erworben hatten, und mit ihm die Geſeze ſeines Ordens ausarbeiteten. Franz von Borgia, des Pabſtes Alexander's des *VI.* Enkel, und Câſar's Borgia Neffe, der eben ſo andächtig und einfältig war, als ſein Oheim und ſein Grosvater ſchlimm und betrügeriſch geweſen waren, trat in den Orden der Jeſuiten, und verſchafte demſelben Reichthum und Einflus. Franz Xaver machte, durch ſeine Miſſionen in Indien und Japan, den Orden berühmt.

Dieſer Eifer, dieſe Hartnäkkigkeit, dieſe Miſchung von Enthuſiasmus und Geſchmeidigkeit, welche jeder neuen Stiftung eigen ſind, verſchaften den Jeſuiten beinahe in allen Ländern Aufname, ungeachtet der Hinderniſſe, die man ihnen in den Weg legte. In Frankreich wurden ſie, im Jahre 1561., nur unter dem Beding aufgenommen, daß ſie nie den Namen der Je-

ſuiten führen, und daß ſie den Biſchöfen unterworfen ſein ſollten. Der Name Jeſuit ſchien zu ſtolz zu klingen. Man warf ihnen vor, daß ſie ſich allein einen Titel anmaaſſen wollten, der allen Chriſten gemein wäre, und das Gelübde zum Beſten des Pabſtes erwekte Eiferſucht.

Man hat in der Folge geſehn, daß ſie verſchiedne Europäiſche Höfe regierten, ſich durch die Erziehung, welche ſie der Jugend gaben, einen groſſen Namen machten, die Wiſſenſchaften in Schina verbeſſerten, Japan auf eine Zeitlang zum Chriſtlichen Glauben brachten, und den Völkern in Paraguai *) Geſeze gaben. Zur Zeit ihrer Vertreibung aus Portugal waren ihrer ungefähr achtzehntauſend in der Welt, die alle unter einem beſtändigen, und unumſchränkt gebietenden, Generale ſtanden, und unter ſich blos durch den Gehorſam verbunden waren, den ſie dieſem einzigen widmen. Ihre Regierung war das Muſter einer monarchiſchen Regierungsform geworden. Sie hatten arme, ſie hatten aber auch ſehr reiche Häuſer.

Der Biſchof von Mexiko Dom Juan de Palafox ſchrieb an den Pabſt Innocenz den X., ungefähr hundert Jahre nach ihrer Stiftung: Ich habe faſt alle Reichthü-

*) S. das Kapitel von Paraguai.

mer dieſer Provinzen in den Händen der Jeſuiten gefunden. Zwei von ihren Kollegien beſizen dreimalhunderttauſend Schafe, und ſechs groſſe Zukkerplantagen, wovon einige beinahe eine Million Thaler wehrt ſind; ſie haben überaus reiche Silberbergwerke, die ſo ergiebig ſind, daß ſie für einen Fürſten hinreichten, der keinen Souverän über ſich erkennt. Dieſe Klagen ſchienen ein wenig übertrieben, aber ſehr gegründet.

Dieſer Orden hatte viel Mühe, in Frankreich feſten Fus zu faſſen; und das konnte nicht anders ſein. Er entſtand, und erhob ſich, unter dem Hauſe Oeſtreich, das damals Frankreich's Feind war, und ward von demſelben geſchüzt. Die Jeſuiten zu den Zeiten der Ligue ſtanden in Philipp's des *II.* Sold. Die andern Mönche, welche alle an dieſer Faktion Antheil namen, die Benediktiner und Karthäuſer ausgenommen, fachten das Feuer doch nur in Frankreich an, aber die Jeſuiten blieſen es von Rom, Madrid und Brüſſel her, bis in die Mitte von Paris an. Glüklichere Zeiten haben dieſe Flammen gelöſcht.

Nichts ſcheint widerſprechender, als dieſer allgemeine Has, womit ſie beladen waren, und das Zutrauen, das ſie ſich erworben hatten; der Geiſt, der ſie aus vielen Ländern verbannte, und ſie in denſelben wieder in Anſehn brachte; die ungeheure Menge von Feinden, die ſie hatten, und die Volksgunſt, worin ſie ſtanden. Aber man hatte ſchon Beiſpiele dieſer Widerſprüche in den Bettelorden gefunden. In einer zalreichen Geſellſchaft, die ſich mit den Wiſſenſchaften und der Religion beſchäftigt, giebt es immer hizige und unruhige Gemüter, die ſich Feinde machen, Gelehrte, die ſich einen Namen erwerben, einſchmeichelnde Köpfe, die ſich Anhänger verſchaffen, und ſtaatskluge Leute, die aus den Bemühungen und dem Karakter aller übrigen Vortheil zu ziehen wiſſen.

Gewis iſt es, daß man ihrem Orden, oder einem förmlichen, allgemeinen, und immer befolgten Plane, die Verbrechen keinesweges zurechnen kann, zu welchen ſich verſchiedne Jeſuiten in unglüklichen Zeiten haben hinreiſſen laſſen. Der heilige Ignaz iſt zuverläſſig nicht Schuld daran, wenn der Pater Matthias Guignard, Gueret, und andre, mit ſo vieler Heftigkeit gegen Heinrich den *IV.* ſchrieben und ka-

ballirten; wenn ſie aus Frankreich, Spanien, und Portugal, vertrieben, und zulezt, durch eine Bulle des Pabſtes Klemens des XIV., ganz und gar aufgehoben wurden; ſo wie auch der Stifter der Dominikaner nicht Schuld daran iſt, daß einer von den Orden den Kaiſer Heinrich den *VII.* im Abendmal vergiftete, und ein andrer den König Heinrich den *III.* meuchelmordete. Eben ſo wenig kann man es dem heiligen Benedikt zur Laſt legen, daß der Herzog von Guienne, Ludwig's des *XI.* Bruder, von einem Benediktiner vergiftet ward. Kein geiſtlicher Orden ward aus verbrecheriſchen, nicht einmal aus politiſchen, Abſichten geſtiftet.

Die Väter vom Oratorium in Frankreich, von neuerer Stiftung, unterſcheiden ſich von allen andern Orden. Ihre Geſellſchaft iſt die einzige, wo keine Gelübde gelten, und wo keine Reue einkehrt. Es iſt eine beſtändig freiwillige Zurükziehung von der Welt. Die Reichen leben daſelbſt auf ihre eigne Unkoſten; die Armen auf Koſten des Hauſes. Man genieſſt daſelbſt einer dem Menſchen anſtändige Freiheit. Aberglaube und Kleinigkeiten entehren die Tugend daſelbſt nur ſehr ſelten.

Unter allen dieſen Orden hat eine Nacheife- rung geherrſcht, die oft in eine auffallende Eifer- ſucht ausgeartet iſt. Der Has zwiſchen den ſchwarzen und weiſſen Mönſchen dauerte, einige Jahrhunderte hindurch, mit Heftigkeit fort. Die Dominikaner und Franziskaner muſſten not- wendig uneinig ſein, wie wir ſchon angemerkt haben. Jeder Orden ſchien ſich unter einer ver- ſchiednen Fahne zu verſammeln. Der ſogenann- te *Eſprit de corps* belebt alle Geſellſchaften.

Die der Unterſtüzung der Armen und der Pfleger der Kranken gewidmeten Stiftungen waren die ehrwürdigſten. Vielleicht giebt es nichts gröſſers auf Erden, als das Opfer, das ein zartes Geſchlecht von ſeiner Jugend und Schönheit, oft auch von ſeiner hohen Geburt, darbringt, um in den Hoſpitälern den Zuſam- menflus alles menſchlichen Elend's zu pflegen und zu lindern, wovon der Anblik für den menſchli- chen Stolz ſo demütigend, und für unſre Deli- kateſſe ſo empörend iſt. Die von der Römiſchen Religion abgegangne Völker haben eine ſo gros- mütige Menſchenliebe nur unvollkommen nach- geahmt. Aber dieſe ſo nüzliche Geſellſchaft iſt auch am wenigſten zalreich.

Es giebt noch eine andre heldenmütigere Geſellſchaft, denn dieſer Name gebührt den Trinitariern von Loskaufung der Gefangnen, welche, um das Jahr 1120., durch einen Edelmann, Namens Johann von Matha, iſt geſtiftet worden. Dieſe Ordensbrüder machen ſich, ſeit ſechshundert Jahren, ein eignes Geſchäft daraus, die Ketten der Chriſten bei den Mauren zu zerbrechen. Auf die Loskaufung dieſer Sklaven verwenden ſie ihre Einkünfte, und die Almoſen, die ſie einſammeln, und ſelbſt nach Afrika bringen.

Ueber ſolche Stiftungen kann man ſich nicht beſchweren, aber man beſchwert ſich überhaupt, daß das Mönchsleben der bürgerlichen Geſellſchaft zu viele Mitglieder geraubt hat. Die Nonnen beſonders ſind todt für das Vaterland. Die Gräber, in welchen ſie leben, ſind faſt alle ſehr arm. Ein Mädchen, das mit ſeinen Händen weibliche Arbeit verrichtet, erwirbt weit mehr, als der Unterhalt einer Nonne koſtet. Ihr Schikſal kann zum Mitleid bewegen, wenn das Schikſal ſo mancher übertrieben reicher Mannsklöſter Neid erregt. Es fällt ſehr in die Augen, daß ihre zu groſſe Anzal einen Staat entvölkern würde. Die Juden hatten deshalb weder Eſſäerinnen, noch weibliche Therapeuten. In Aſien

hatte der Jungfernſtand keine geweihte Zufluchts-örter; nur die Schineſen und die Japaner allein haben einige Bonzinnen, die aber nicht ganz unnüz ſind. In dem alten Rom waren niemals mehr, als ſechs Veſtalinnen, und auch dieſe konnten, nach Ablauf gewiſſer Jahre, ihr Aſyl verlaſſen, und ſich verheuraten. Der Pabſt Sankt Leo, deſſen Andenken ſo ſehr geehrt wird, verordnete, im Jahre 458., nebſt andern Biſchöfen, daß man keinem Frauenzimmer, vor dem vierzigſten Jahre, erlauben ſollte, den Schleier zu nemen, und der Kaiſer Majorian machte dies weiſe Kirchengeſez zum Staatsgeſez. Mit der Zeit ris ein unweiſer Eifer nieder, was weiſe Vorſicht gebaut hatte.

Einer der ſchreklichſten Misbräuche des Kloſterſtandes, der aber nur auf diejenigen zurükfällt, die aus Leichtſinn das Kloſterleben ergreifen, und das Unglük haben, es nachher zu bereuen, iſt die Freiheit, welche ſich die Obern der Klöſter herausnemen, die Juſtiz zu verwalten, und Kriminalrichter abzugeben. Sie ſperren auf immer diejenigen in unterirrdiſche Gefängniſſe ein, mit welchen ſie nicht zufrieden ſind, oder welchen ſie nicht trauen. Es giebt davon tauſend Beiſpiele in Italien und Spanien: auch

Frank-

Frankreich hat dergleichen aufzuweiſen gehabt; und dies nennen die Mönche, in ihrer Kloſterſprache: *in pace* leben, zur Ruhe gebracht ſein, bei Angſtwaſſer und Trübſalsbrod leben.

In der Geſchichte des geiſtlichen Staatsrechts, woran der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten d'Argenſon arbeitete, der mehr Kenntniſſe und Philoſophie beſas, als man ihm zutraute, findet man, daß der Intendant von Tours einen dieſer Gefangnen befreite, den er, nach den allergenauſten Nachſuchungen, mit vieler Mühe fand. Auch findet man, daß der Biſchof Coalin von Orleans einen dieſer unglüklichen Mönche befreite, der in einer mit einem groſſen Stein zugeſtopften Ciſterne eingeſperrt ſas. Aber das findet man nicht, daß man die barbariſche Inſolenz dieſer Mönchsobern beſtraft hätte, die ſich das Recht Königlicher Gewalt anmaaſſten, und es mit ſo vieler Grauſamkeit ausübten *).

*) Das Pariſer Parlement beſtrafte 1763. die Mönche zu Clervaux wegen einer ähnlichen Mishandlung. Sie muſſten vierzigtauſend Thaler zalen.

A. d. Verf.

Die Staatsklugheit ſcheint zu verlangen, daß nur grade ſo viel geiſtliche Perſonen vorhanden ſein müſſen, als zum Dienſte des Altars, und der übrigen geiſtlichen Verrichtungen, notwendig ſind. England, Schottland, und Ireland zuſammengenommen, haben noch nicht zwanzigtauſend. Holland hat, bei zwei Millionen Einwohnern, nicht tauſend Geiſtliche; und auch dieſe der Kirche gewidmete Männer liefern, da ſie faſt alle verheuratet ſind, dem Vaterlande Unterthanen, und zwar ſolche, die eine gute Erziehung haben.

Um das Jahr 1700. zälte man in Frankreich mehr, als zweimalhundertundfunfzigtauſend Geiſtliche, ſo wohl Weltgeiſtliche als Ordensgeiſtliche; und dieſe Zal überſteigt die gewöhnliche Anzal der Soldaten des Königreichs um ein Groſſes. Die Kleriſei im Kirchenſtaate belief ſich auf ungefähr zweiunddreiſſigtauſend Köpfe, und die Anzal der Mönche und Kloſterjungfrauen auf achttauſend. Dies iſt, unter allen Katholiſchen Staaten, derjenige, wo die Zal der Weltgeiſtlichen die Zal der Ordensgeiſtlichen am meiſten überſteigt. Aber vierzigtauſend Geiſtliche haben, und nicht zehntauſend Soldaten halten können, iſt das ſicherſte Mittel, immer ſchwach zu bleiben.

Frankreich hat mehr Klöſter, als ganz Italien zuſammengenommen. Im Anfange des jezigen Jahrhunderts belief ſich die Anzal der Mannsperſonen und Frauenzimmer, in den Klöſtern dieſes Königreichs, auf mehr als neunzigtauſend Köpfe. Spanien hat deren nur ungefähr funfzigtauſend, wenn man der, im Jahre 1623. durch Gonzales d'Avila veranſtalteten, Zälung Glauben beimiſſt; aber dieſes Land iſt auch bei weitem nicht ſo bevölkert, als Frankreich; und, nach der Auswanderung der Mauren und Juden, und nach der Verpflanzung ſo vieler Spaniſchen Familien nach Amerika, mus man geſtehn, daß die Klöſter in Spanien für eine anſtekkende Krankheit zu rechnen ſind, welche die Nation unmerklich aufreibt.

In Portugal ſteigt die Zal der Kloſterbewohner beiderlei Geſchlechts etwas über zehntauſend. Das Land hat ungefähr einerlei Flächeninhalt mit dem Kirchenſtaate, und doch ſind die Klöſter daſelbſt zalreicher beſezt.

Es giebt kein Königreich, wo man nicht den Vorſchlag oft gethan hätte, dem Staat einen Theil der Bürger wiederzugeben, welche die Klöſter ihm entreiſſen. Aber ein entfernter Nuzen, wenn er auch noch ſo auffallend wäre, macht

auf die Regenten ſelten Eindruk, voraus, wenn dieſer zukünftige Vortheil durch gegenwärtige Schwierigkeiten aufgewogen wird.

Dieſer Reform widerſezen ſich alle Mönchsorden. Jeder Obere, der ſich an der Spize eines kleinen Staates ſieht, möchte gern die Zal ſeiner Untergebnen vermehren, und ein Mönch, den in ſeinem Kloſter die Reue verzehrt, hängt noch an dem Gedanken von der Wohlfahrt ſeines Ordens, die er der weſentlichen Wohlfahrt ſeines Vaterlandes vorzieht.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Von der Inquiſition.

Wenn eine, unter Rom's Fahnen durch's Wort ſtreitende, Miliz von fünf bis ſechsmalhunderttauſend Mönchen nicht hindern konnte, daß halb Europa ſich dem Joche dieſes Hofes entzog, ſo hat die Inquiſition gewis nur dazu gedient, dem Pabſte noch einige Provinzen, wie, zum Beiſpiel, die vereinigten Niederlande, zu entziehen, und an andern Orten unglükliche Schlachtopfer, ohne allen Nuzen, zu verbrennen.

Man wird ſich erinnern, daß, in den Krie-
gen gegen die Albigenſer, der Pabſt Inno-
cenz der III., um das Jahr 1200., dieſen Richterſtuhl ſtiftete, der über die Gedanken der Menſchen richtet, und daß derſelbe, mit Hintanſezung der Biſchöfe, dieſer natürlichen Richter in Religionsſachen, den Dominikanern und Franziskanern anvertraut ward.

Dieſe erſten Inquiſitoren hatten das Recht, jedem Kezer vorzuladen, ihn zu exkommuniciren, jeden Fürſten Ablas zu bewilligen, der die Verurtheilten ausrottete, die Büſſenden mit der Kirche auszuſöhnen und zu taxiren, und von denſelben eine Bürgſchaft für ihre Reue in baarem Gelde anzunemen.

Die launenhafte Verkettung der Begebenheiten, welche ſo viele Widerſprüche in die menſchliche Klugheit legt, machte, daß der heftigſte Feind der Päbſte der ſtrengſte Beſchüzer dieſes Richterſtuhls ward.

Der Kaiſer Friedrich der II., den der Pabſt beſchuldigte, bald, daß er ein Muhammedaner, und bald, daß er ein Atheiſt wäre, glaubte, ſich von dieſen Vorwürfen zu befreien, wenn er die Inquiſitoren in ſeinen Schuz näme. Er gab ſogar, im Jahre 1244., zu Pavia vier

Edikte heraus, worin er den weltlichen Richtern anbefal, diejenigen verbrennen zu laſſen, welche die Inquiſitoren, als hartnäkkige Kezer, verdammen würden, und diejenigen lebenslang gefangen zu ſezen, welche die Inquiſition für busfertig erklärte.

Friedrich der *II.* ward, dieſer Staatsklugheit ungeachtet, doch nicht minder verfolgt, und die Päbſte bedienten ſich, in der Folge, der Waffen ſelbſt, die er ihnen in die Hände gegeben hatee, gegen die Vorrechte des Reichs.

Im Jahre 1255. führte der Pabſt Alexander der II. die Inquiſition, unter dem König Ludwig dem Heiligen, in Frankreich ein. Der Guardian der Franziskaner in Paris, und und der Provincial der Dominikaner, waren die Grosinquiſitoren. Nach Alexander's Bulle ſollten ſie die Biſchöfe zu Rate ziehn, aber nicht unter denſelben ſtehn. Dieſe ſonderbare Gerichtsbarkeit, welche man Leuten gab, die das Gelübde thun, der Welt zu entſagen, brachte die Kleriſei und die Laien auf. Ein Franziskanerinquiſitor war bei dem Gericht über die Tempelherren gegenwärtig; aber die Empörung aller Gemüter lies dieſen Mönchen bald nichts weiter übrig, als einen unnüzen Titel.

In Italien hatten die Päbſte mehr Einflus; denn ſo wenig man ihnen auch in Rom gehorchte, und ſo lange ſie auch aus Rom abweſend waren, ſo waren ſie doch immer das Haupt der Faktion der Guelfen gegen die Faktion der Ghibellinen. Sie bedienten ſich dieſer Inquiſition gegen die Anhänger des Teutſchen Reichs. Denn der Pabſt Johann der XXII. lies, im Jahre 1302., durch Mönche, welche das Inquiſitoramt verwalteten, eine Unterſuchung gegen den Herrn von Mailand Matthias Visconti anſtellen, deſſen Verbrechen war, daß er dem Kaiſer Ludwig dem Baier anhing. Die Anhänglichkeit des Vaſallen an ſeinen Lehnsherren ward für Kezerei erklärt. Die Häuſer Eſte und Malateſta wurden, aus eben der Urſach, eben ſo behandelt, und wenn die Hinrichtung nicht auf den Urtheilsſpruch folgte, ſo kam das daher, daß es den Päbſten damals leichter war, Inquiſitoren zu halten, als Soldaten.

Je mehr ſich dieſes Gericht ausbreitete, deſto lauter forderten die Biſchöfe ein Recht zurük, welches ihnen zu gehören ſchien, und deſſen ſie ſich beraubt ſehen muſſten. Die Päbſte ſezten ſie den mönchiſchen Inquiſitoren an die Seite,

welche ihre Gewalt, faſt in allen Italieniſchen Staaten, in ihrem ganzen Umfange ausübten, und bei welchen die Biſchöfe eigentlich nur Beiſizer waren.

Venedig hatte, gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, im Jahre 1289., ſchon die Inquiſition angenommen; anſtatt aber, daß ſie andrer Orten gänzlich vom Pabſt abhing, war ſie in den Venediſchen Staaten dem Senate unterworfen. Die weiſeſte Vorſicht war es, daß derſelbe verordnete, daß die Strafen und Konfiskationen nicht den Inquiſitoren zufallen ſollten. Man glaubte, ihren Eifer zu mäſſigen, wenn man ihnen die Verſuchung benam, ſich durch ihre Sentenzen zu bereichern, weil aber die Begierde, die Rechte ſeines Amtes gelten zu machen, bei den Menſchen eine eben ſo mächtige Leidenſchaft iſt, als der Geiz, ſo nötigten die Unternemungen der Inquiſitoren den Senat, lange nachher im ſechszehnten Jahrhunderte, zu verordnen, daß der Inquiſition niemals freiſtehn ſollte, ohne den Beitritt dreier Senatoren, irgend ein gerichtliches Verfahren vorzunemen. Durch dieſe, und andre eben ſo ſtaatskluge Verordnungen, ward die Gewalt dieſes Richter-

ſtuhls ſo oft vereitelt, daß ſie am Ende zu Venedig gänzlich vernichtet ward.

Ein Königreich, wo die Inquiſition, dem Anſcheine nach, hätte mit der gröſſten Leichtigkeit und mit dem gröſſten Anſehn eingeführt werden müſſen, iſt grade dasjenige, wo ſie niemals Eingang gefunden hat; nemlich das Königreich Neapel. Die Beherrſcher dieſes Staats, und der Inſel Sicilien, glaubten ſich, durch die Päbſtlichen Konzeſſionen, berechtigt, die geiſtliche Gerichtsbarkeit daſelbſt auszuüben. Weil ſich nun der Pabſt, und der König, immer darüber ſtritten, wer die Inquiſitoren ernennen ſollte, wurden gar keine ernannt, und das Volk zog zum erſtenmale Vortheil aus den Zänkereien ſeiner Herren. In Neapel und Sicilien waren, demungeachtet, weniger Kezer, als anderswo. Dieſer Kirchenfriede in den beiden Königreichen bewies ſehr deutlich, daß die Inquiſition nicht ſowohl eine Bruſtwehr des Glaubens, als vielmehr eine, zur Beunruhigung der Menſchen erfundne, Landplage wäre.

Sie ward endlich auch in Sicilien beſtätigt, nachdem ſolches, im Jahre 1478., durch Ferdinand und Iſabelle'n, in Spanien geſchehn war; aber ſie war in Sicilien, mehr noch,

als in Kaſtilien, ein Vorrecht der Krone, und kein Römiſcher Richterſtuhl; denn in Sicilien iſt der König Pabſt.

In Arragonien war ſie ſchon ſeit langer Zeit angenommen. Sie kränkelte daſelbſt, wie in Frankreich, ohne Verrichtungen, ohne Ordnung, und beinahe vergeſſen.

Aber nach der Eroberung von Granada zeigte ſie allererſt durch ganz Spanien jene Gewalt und Strenge, welche die ordentlichen Richterſtühle nie gehabt hatten. Der Geiſt der Spanier mus damals etwas ſtrengers und unbarmherzigers an ſich gehabt haben, als der Geiſt der andern Nationen. Man ſieht dies aus den kaltblütigen Grauſamkeiten, womit ſie ſich bald nachher über die neue Welt ausbreiteten. Vorzüglich ſieht man es hier aus der übertriebnen Grauſamkeit, womit ſie eine Gerichtsbarkeit ausübten, welche ihre Erfinder, die Italiener, mit weit mehr Sanftmut betrieben. Die Päbſte hatten dieſe Richterſtühle aus Politik errichtet, und die Spaniſchen Inquiſitoren ſezten noch Barbarei hinzu.

Als Muhammed der II. Konſtantinopel und Griechenland unter ſeine Botmäſſigkeit gebracht hatte, lieſſen er und ſeine Nachfolger die

Ueberwundnen ungeſtört bei ihrer Religion blei= ben; und die Araber hatten, als Herren von Spanien, die im Lande wohnenden Chriſten nie= mals gezwungen, den Muhammiedaniſchen Glau= ben anzunemen. Aber der Kardinal Ximenes verlangte, nach der Einname von Granada, daß alle Mauren ſollten Chriſten werden; es ſei nun, daß ihn ſein Eifer dazu trieb, oder daß er dem Ehrgeize Gehör gab, ein neues Volk ſeinem Hir= tenſtabe, als Primas des Reichs, zu unterwer= fen. Dies war eine Unternemung, die den Traktaten grade zu zuwiderlief, durch welche die Mauren ſich unterworfen hatten, und es gehörte Zeit dazu, ſie auszuführen. Aber Ximenes wollte die Mauren eben ſo geſchwind bekehren, 1499. als man Granada erobert hatte. Man predig= te ihnen und verfolgte ſie; ſie empörten ſich; man unterwarf ſie, und zwang ſie, ſich taufen zu laſſen. Funfzigtauſenden von ihnen lies Ximenes dieſes Zeichen einer Religion geben, an die ſie nicht glaubten.

Die in den, mit den Königen von Granada geſchloſſnen, Traktaten mit einbegrifne Juden fanden eben ſo wenig Nachſicht, als die Mau= ren. Es gab deren viele in Spanien. Sie wa= ren daſelbſt, was ſie überall ſind, Mäkler des

Handels. Dieſes Handwerk iſt ſo weit von aller Unruhe entfernt, daß es nur durch den Geiſt des Friedens beſtehen kann. Es ſind mehr als achtzehntauſend Juden in Italien, die der Pabſt beſchüzt; und Polen hat beinahe zweihundertundachtzig Synagogen. Die einzige Provinz Holland beſizt ungefähr funfzehntauſend Hebräer, ob ſie gleich zuverläſſig ohne dieſelben ihren Handel treiben kann. Die Juden ſchienen in Spanien eben ſo wenig gefärlich zu ſein, und die Taxen, die man ihnen auflegen konnte, waren ſichre Hülfsquellen für die Regierung. Man kann alſo die Verfolgung, die ſie ausſtehn muſſten, nicht leicht einer weiſen Politik zuſchreiben.

Die Inquiſition verfuhr gegen ſie, und gegen die Muſulmanen. Wir haben ſchon angemerkt, wieviel Muhammedaniſche und Jüdiſche Familien lieber Spanien verlaſſen, als die Strenge dieſes Richterſtuhl über ſich ergehn laſſen wollten, und wieviel Unterthanen Ferdinand und Iſabelle verloren. Dies waren zuverläſſig diejenigen von der Sekte, von denen am wenigſten zu befürchten ſtand, weil ſie lieber flüchten, als ſich empören, wollten. Was zurükblieb, ſtellte ſich an, als hätte es das Chriſtenthum angenommen. Aber der Grosinquiſitor Torquemada

ſchilderte der Königin Iſabelle alle dieſe ver- ſtellte Chriſten als Leute, deren Güter man kon- fiſciren, und ſie für vogelfrei erklären müſſte.

Dieſer Torquemada, ein Dominikaner, gab, nachdem er Kardinal geworden war, dem Spaniſchen Inquiſitionsgerichte dieſe, allen menſchlichen Geſezen zuwiderlaufende, gericht- liche Form, welche ſich immer erhalten hat. Binnen vierzig Jahren machte er mehr als acht- zigtauſend Menſchen den Prozes, und lies ſechs- tauſend davon, mit den Zurüſtungen des feſtlich- ſten Pompes, verbrennen.

Alles, was man uns von den Völkern er- zält, welche der Gottheit Menſchen geopfert haben, kommt dieſen mit religiöſen Ceremonien begleiteten Hinrichtungen nicht bei. Die Spa- nier empfanden anfänglich nicht Abſcheu genug davor, weil es ihre alte Feinde und Juden wa- ren, die man opferte. Bald aber wurden ſie ſelbſt die Opfer. Denn als Luther's Lehrſäze aufkamen, wurden die wenigen Bürger auch geopfert, die man im Verdacht hatte, dieſelben anzunemen. Die Form des Verfahrens ward ein untrügliches Mittel, wen man wollte, in's Verderben zu ſtürzen. Man konfrontirt die Be- ſchuldigten nicht mit ihren Angebern, und jeder

Angeber findet Gehör. Ein öffentlicher Verbre=cher, der entehrende Strafen erlitten hat, ein Kind, ein öffentliches Mädchen, ſind Ankläger, welche für gültig angenommen werden. Der Sohn ſogar kann ſeinen Vater, die Frau ihren Mann, anklagen. Am Ende mus der Beſchul=digte ſein eigner Angeber werden, denn er mus das Verbrechen, deſſen er beſchuldigt worden, und wovon er oft nichts weis, erraten und ſelbſt bekennen. Dieſes bis dahin unerhörte Verfah=ren machte Spanien zittern. Das Mistrauen bemächtigte ſich aller Gemüter; es gab keine Freunde, keine Geſellſchaft mehr. Der Bruder ſcheute den Bruder, der Vater den Sohn. Da=her iſt Stillſchweigen der Karakterzug einer Na=tion geworden, die mit aller der Lebhaftigkeit ge=boren iſt, welche ein heiſſer und fruchtbarer Him=melsſtrich zu geben pflegt. Die Verſchlagenſten beeiferten ſich, die Büttel der Inquiſition zu ſein, unter dem Namen ihrer Familiaren, weil ſie doch lieber ihre Diener ſein, als ſich hinrichten laſſen, wollten.

Dieſem Gerichte mus man auch noch die tiefe Unwiſſenheit in der geſunden Philoſophie zu=ſchreiben, worin die Spaniſchen Schulen ſtek=ken, unterdeſſen daß Teutſchland, England,

Frankreich, und ſelbſt Italien, ſo viele Wahrheiten entdekt, und die Sphäre unſrer Kenntniſſe erweitert haben. Nie wird die menſchliche Natur ſo tief herabgewürdigt, als wenn abergläubiſche Dummheit Gewalt in die Hände bekommt.

Aber dieſe traurige Wirkungen der Inquiſition ſind noch nichts gegen die öffentlichen Opfer, die man Auto da fé, Glaubenshandlungen, nennt, und gegen die Abſcheulichkeiten, die vorhergehn.

Ein Prieſter im Chorrok, ein Mönch, der Demut und Sanfmut gelobt hat, läſſt in weiten unterirrdiſchen Gefängniſſen die Menſchen mit der unmenſchlichſten Foltern quälen. Alsdann wird, auf einem öffentlichen Plaze, eine Bühne errichtet, wo man alle Verurtheilte, im Gefolge einer Prozeſſion von Mönchen und Brüderſchaften, zum Scheiterhaufen führt. Man ſingt, lieſt Meſſe, und bringt Menſchen um. Ein Aſiat, der, am Tage einer ſolchen Hinrichtung, nach Madrid käme, würde nicht wiſſen, ob das eine Luſtbarkeit, oder ein gottesdienſtliches Feſt, oder ein Opfer, oder ein Blutbad, wäre; und es iſt dies alles zugleich. Die Könige, deren bloſſe Gegenwart ſonſt hinreicht, einen Verbre-

eher zu begnadigen, ſind bei dieſem Schauſpiel gegenwärtig, auf einem Size, der niedriger iſt, als der Siz des Inquiſitors, und ſehn ihre Unterthanen in den Flammen umkommen. Man warf dem Montezuma vor, daß er ſeinen Göttern Gefangne opferte; was würde er geſagt haben, wenn er ein Auto da fé geſehn hätte?

Dieſe Hinrichtungen ſind heut zu Tage ſeltner, als ehmals. Aber die Vernunft, die ſo mühſam durchdringt, wenn der Fanatismus herrſcht, hat ſie noch nicht gänzlich abſchaffen können. *)

In Portugal ward die Inquiſition erſt um das Jahr 1557. eingeführt, als dieſes Land den Spaniern nicht unterworfen war. Sie fand anfänglich alle die Widerſprüche und Schwierigkeiten, welche ihr Name allein ſchon hervorbringen muſſte; endlich aber ward ſie eingeführt, und ihre

*) Der berühmte Graf d'Arranda hat 1771 einen Theil dieſer abſcheulichen Misbräuche zerſtöret, aber ſeitdem ſind ſie wieder zum Vorſchein gekommen.

A. d. Verf.

ihre Rechtspflege war zu Liſſabon die nemliche, wie zu Madrid. Der Grosinquiſitor wird vom Könige ernannt, und vom Pabſt beſtätigt. Die beſondern Richterſtühle dieſes Gerichts, welches das Heilige genannt wird, ſtehn in Spanien und in Portugal unter dem Gerichte der Hauptſtadt. In dieſen beiden Staaten wandte die Inquiſition die nemliche Strenge, und die nemliche Aufmerkſamkeit an, ihre Gewalt auszuzeichnen.

In Spanien unterſtand ſie ſich, nach dem Tode Karl's des *V.*, dem Beichtvater dieſes Kaiſers, Konſtantin Ponzius, den Prozes zu machen, welcher im Kerker ſtarb, und deſſen Bildnis, nach ſeinem Tode, in einem Auto da fé verbrannt ward.

In Portugal wollte Juan von Braganza, nachdem er ſein Land der Spaniſchen Herrſchaft entriſſen hatte, es auch von der Inquiſition befreien; aber es gelang ihm weiter nichts, als daß er den Inquiſitoren die Konfiskationen entris. Dafür erklärten ſie ihn, nach ſeinem Tode, für exkommunicirt. Die Königin, ſeine Wittwe, muſſte ſie bewegen, ſeiner Leiche eine eben ſo lächerliche, als ſchimpfliche, Abſolution zu er-

theilen. Durch dieſe Abſolution erklärte man ihn für ſtrafbar.

Als die Spanier ſich in Amerika feſtſezten, brachten ſie die Inquiſition mit ſich dahin. Die Portugieſen führten ſie in Weſtindien ein, unmittelbar, nachdem ſie in Liſſabon war beſtätigt worden.

Die Inquiſition zu Goa iſt bekant. Wenn dieſes Gericht, an andern Orten, das natürliche Recht unterdrükt, ſo iſt es in Goa der Staatsklugheit gänzlich zuwider. Die Portugieſen ſind in Indien lediglich, um daſelbſt Handel zu treiben. Handel und Inquiſition aber ſcheinen ganz unverträglich zu ſein. Wäre die Inquiſition in London und Amſterdam eingeführt, ſo würden dieſe Städte weder ſo bevölkert, noch ſo wohlhabend ſein. Als Philipp der *II.* dieſelbe in den Flandriſchen Ländern einführen wollte, war wirklich die Stokkung des Handels eine der Haupturſachen der Empörung. Frankreich und Teutſchland ſind glüklicherweiſe von dieſer Landplage frei geblieben. Sie haben abſcheuliche Religionskriege erdulden müſſen; aber die Kriege hören doch einmal auf, die Inquiſition hingegen, wenn ſie einmal eingeführt iſt, dauert ewig.

Man darf ſich nicht darüber wundern, daß man einem ſo verabſcheuten Gerichte übertriebne Abſcheulichkeiten und Verwegenheiten andichtete, die es nicht begangen hat. Man findet in vielen Büchern, daß der von der Inquiſition verurtheilte Beichtvater Karl's des *V.*, **Konſtantin Ponzius**, bei dem heiligen Gerichte ſei angeklagt worden, daß er dem Kaiſer ſein Teſtament eingegeben hätte, in welchem ſich nicht genug fromme Vermächtniſſe fanden, und daß beide, der Beichtvater und das Teſtament, verurtheilt wurden, verbrannt zu werden; und endlich, daß alles, was Plilipp der *II.* erhalten konnte, dieſes wär, daß das Urtheil nicht an dem Teſtament des Kaiſers, ſeines Vaters, vollſtrekt würde. Alles dieſes iſt offenbar falſch. **Konſtantin Ponzius** war, bei ſeiner Einkerkerung, ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr Karl's des *V.* Beichtvater, und das Teſtament dieſes Fürſten ward von Philipp dem *II.* mit Ehrfurcht anerkannt, als welcher viel zu klug und zu mächtig war, um zu leiden, daß der Anfang ſeiner Regierung, und ſeines Vaters Ruhm, beſchimpft würden.

Auch lieſt man in verſchiednen, gegen die Inquiſition herausgekommnen Werken, daß der

König Philipp der *III.* von Spanien, als er einem Auto da fé beiwohnte, und viele Menſchen, Juden, Muhammedaner, und Kezer, oder die dafür ausgegeben wurden, verbrennen ſah, ausrief: Dieſe Menſchen ſind auch ſehr unglüklich, daß ſie darum ſterben müſſen, weil ſie ihre Meinung nicht haben ändern können. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ein König dieſes gedacht hat, und daß ihm dieſe Worte entfahren ſind. Es iſt nur ſehr grauſam, daß er diejenigen nicht rettete, die er bedauerte. Aber man ſezt hinzu, daß der Grosinquiſitor dieſe Worte auffaſſte, und dem Könige ſelbſt ein Verbrechen daraus machte; daß er die grauſame Unverſchämtheit beging, Genugthuung dafür zu fordern, und daß der König ſo niederträchtig war, der Ehre des heiligen Gerichts eine Genugthung zu geben, welche darin beſtand, daß er ſich Blut abzapfen lies, welches, auf Befel des Grosinquiſitors, vom Henker verbrannt ward.

Philipp der *III.* war ein Fürſt von eingeſchränktem Verſtande, aber doch nicht von einer ſo ſchimpflichen Geiſtesſchwäche. Eine ſolche Begebenheit iſt von keinem Fürſten glaublich. Sie wird auch nur in Büchern ohne Glaubwürdig-

keit, in der Schilderung der Päbſte, und in den falſchen Nachrichten, erzält, welche in Holland, unter ſo mancherlei falſchen Namen, herausgekommen ſind. Man mus übrigens ſehr wenig Geſchiklichkeit haben, wenn man ſich damit abgiebt, Verläumdungen gegen die Inquiſition zu erdichten, und ſeine Zuflucht zu Lügen zu nemen, um ſie verhaſſt zu machen.

Dieſes, zur Ausrottung der Kezereien erfundne, Gericht iſt grade dasjenige, was die Proteſtanten von der Römiſchen Kirche am meiſten abwendig macht. Es erwekt ihnen Abſcheu, und ſie würden lieber ſterben, als ſich demſelben unterwerfen. Die geſchwefelten Hemden der heiligen Inquiſition ſind die Fahnen, gegen welche ſie ſich auf immer vereinigt haben.

Die Inquiſition iſt minder grauſam zu Rom, und in Italien, geweſen, wo die Juden groſſe Freiheiten haben, und wo die Bürger ſich eifriger darauf legen, im Schoos ihrer Kirche ſich, und ihre Verwandten, glüklich zu machen, als über Geheimniſſe zu diſputiren. Der Pabſt Paul der IV. ward von den Römern verabſcheut, weil er dem Römiſchen Inquiſitionsgericht zu viel Gewalt einräumte. Das Volk störte ſein Leichenbegängnis, warf ſeine Bildſäule in

die Tyber, ris die Gefängniſſe der Inquiſition nieder, und warf die Beamten dieſes Gerichts mit Steinen. Und doch hatte die Inquiſition, unter Paul dem IV., keinen am Leben geſtraft. Pius der IV. war grauſamer. Er lies drei unglükliche Gelehrte verbrennen, die man anklagte, daß ſie anders dächten, als andre Leute; aber nie hat die Inquiſition in Italien es den Abſcheulichkeiten der Spaniſchen Inquiſitionen gleich gethan.

Der gröſſte Nachtheil, den Italien in die Länge von der Inquiſition gehabt hat, iſt der, daß ſie eine geiſtreiche Nation, ſo lange, als ſie nur immer konnte, in der Unwiſſenheit erhalten hat. Diejenigen, welche ſchreiben, müſſen die Erlaubnis dazu von einem Dominikanermönch erbitten, und ſo auch die, welche leſen wollen. Die aufgeklärten Männer, deren es eine groſſe Menge giebt, ſeufzen in Italien ganz in der Stille. Die übrigen leben in Luſtbarkeiten und Unwiſſenheit, und das gemeine Volk im Aberglauben. Je mehr Verſtand die Italiener haben, deſto mehr hat man denſelben einſchränken wollen; und dieſer Verſtand dient ihnen weiter zu nichts, als ſich von Mönchen beherrſchen zu laſſen, denen man in vielen Provinzen die Hand

küſſen mus, ſo wie er ihnen ehmals weiter zu nichts diente, als die Feſſeln der Gothen, Longobarden, Franken, und Teutonen, zu küſſen.

Nachdem ich nun alles, was der Religion anhängig iſt, durchlaufen bin, und das Unglük, wozu ſie in Frankreich und in Tentſchland den Anlas, oder den Vorwand, hergegeben, bis auf die folgenden Zeiten verſpart habe, komm' ich nun zu den wundervollen Entdekkungen, welche damals Portugal und Spanien Ruhm und Reichthum brachten, die ganze Welt umfaſſten, und Philipp den *II.* zum mächtigſten Monarchen von Europa machten. Hiervon im folgenden Theile!

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Berichtigungen.

Seite 23 Z. ſtatt: zu beſizen glaubte lies: beſäſſen.
— 35 Zeile (die lezte) ſt. ihren l. ihrem.
— 68 — 15 ſt. Stadt l. der Stadt.
— 81 — 12 ſt. Kämpfen l. Kämpen.
— 84 Z. (die lezte) ſt. Gerfroi l. Geofroi.
— 85 — 12 ſt. Kämpfe l. Kämpe.
— 89 — 11 ſt. ihrem l. ihren.
— 106 — 2 ſt. konnten; gegen l. konnten, gegen
— Ebend. 8 ſt. genaue l. genau.
— 114 — 16 ſt. der Welt l. der neuen Welt.
— 131 — 6 ſt. dieſer l. dieſes.
— 134 — 2 ſt. Riavio l. Riario.
— Ebend. 6 v. unten ſt. Stephael l. Raphael.
— 135 — 2 v. unten ſt. gereichten l. geweihten.
— 166 — 4 ſt. wirklichem l. wirkliche.
— 177 — 18 ſt. ſicher gehn l. ſich ergehen.
— 178 — 9 v. unten ſt. Gonſalves l. Gonſalvez und ſo überall.
— 181 — 4 v. unten ſt. Simigalia l. Simigaglia
— 189 — 7 ſt. Schäd= l. Schänd=
— 190 — 14 ſt. Navara l. Navarra und ſo überall
— 203 — 9 ſt. Unglüke l. Unglüks.
— 212 — 2 v. unten ſt. d'Albre l. d'Albret.
— 218 — 8 v unten ſt. Maupeau l. Meapou.
— 252 — 2 v. unten ſt. und l. an, und.
— 257 — 14 ſt. den l. dem.
— 274 — 14 ſt. Armen l. Armeen.
— 300 — Z. (die lezte) ſt. ſie den l. ſie hielten den.
— 304 — 6 v. unten ſt. wurden l. wurde.
— 315 — 10 ſt. welche l. welcher.
— 324 — 1 ſt. Jahrhunderte l. Jahrhunderts.
— 346 — 15 ſt. Fuenterabia l. Fuentarabia.
— 389 — 2 ſt. den l. der.
— 384 — 7 ſt. Vasca l. Vasco.
— 397 — 11 ſt. Sacnt l. Saint.
— 426 — 9 v. unten ſt. einer l. eines.
— 403 — 8 ſt. des *V.* l. des *V.*, Zeiten
— 473 — 14 ſt. vermeiden l. vermeinen.
— 481 — 10 ſt aber ein l. aber als ein.
— 521 — 9 ſt. anfüllen l. erfüllen.
— 542 — 5 v. unten ſt. Anſehn l. Aufſehn.

XXXXX (2d 4-no) 1.92

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire, 1694-1778

Voltair's sämmtliche Schriften

Bd.: 7.

Berlin (1787)

Opp. 448-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603742-0
VD18 80034381-001